

SPRACHWISSENSCHAFT UND ÖFFENTLICHKEIT:  
GEGENEINANDER, NEBENEINANDER – MITEINANDER

Abhandlung  
zur Erlangung der Doktorwürde  
der Philosophischen Fakultät  
der  
Universität Zürich

vorgelegt von  
Fabienne Seraphine Müller

Angenommen im Herbstsemester 2018  
auf Antrag der Promotionskommission:  
Prof. Dr. Christa Dürscheid «hauptverantwortliche Betreuungsperson»  
Prof. Dr. Jürgen Spitzmüller

Zürich, 2019



## Inhaltsverzeichnis

|            |   |           |
|------------|---|-----------|
| <b>1</b>   | <b>Einleitung .....</b>   | <b>1</b>  |
| <b>1.1</b> | <b>Gegenstand.....</b>  | <b>1</b>  |
| <b>1.2</b> | <b>Aufbau .....</b>   | <b>2</b>  |
| <b>1.3</b> | <b>Kapitel und Fragestellungen .....</b>  | <b>3</b>  |
| <b>1.4</b> | <b>Zielsetzung .....</b>  | <b>4</b>  |
| <b>2</b>   | <b>Geschichte und Gegenstand der modernen Sprachkritik des Deutschen .....</b>                  | <b>5</b>  |
| <b>2.1</b> | <b>Formen von Sprachkritik in der Öffentlichkeit .....</b>                                      | <b>5</b>  |
| 2.1.1      | <i>Publizistische Sprachkritik: Definition und Abgrenzung .....</i>                             | <i>5</i>  |
| 2.1.2      | <i>Definition Sprachglossen und Sprachkolumnen.....</i>   | <i>11</i> |
| <b>2.2</b> | <b>Positionen zur Sprachkritik und Sprachpflege in der Sprachwissenschaft....</b>               | <b>13</b> |
| 2.2.1      | <i>Sprachpflege aus wissenschaftlicher Sicht.....</i>   | <i>13</i> |
| 2.2.2      | <i>Sprachkritik aus wissenschaftlicher Sicht .....</i>  | <i>13</i> |
| <b>2.3</b> | <b>Streit um die Sprachkritik: Aus dem Wörterbuch des Unmenschen.....</b>                       | <b>14</b> |
| <b>2.4</b> | <b>Gegenwärtige Wende hin zu einer Beschäftigung mit Laienlinguistik .....</b>                  | <b>18</b> |
| <b>2.5</b> | <b>Zusammenfassung/Beantwortung der Fragen .....</b>  | <b>20</b> |
| <b>3</b>   | <b>Öffentliche und wissenschaftliche Sprachkritik.....</b>                                      | <b>22</b> |
| <b>3.1</b> | <b>Gemeinsamkeiten und Unterschiede populärer und wissenschaftlicher<br/>Sprachkritik .....</b> | <b>22</b> |
| 3.1.1      | <i>Gemeinsamkeiten.....</i>   | <i>23</i> |
| 3.1.2      | <i>Unterschiede allgemeiner Art .....</i>   | <i>24</i> |
| <b>3.2</b> | <b>Chancen und Grenzen populärer Sprachkritik .....</b>   | <b>24</b> |
| 3.2.1      | <i>Stärken der öffentlichen Sprachkritik am Beispiel Sicks.....</i>                             | <i>25</i> |
| 3.2.2      | <i>Schwächen der öffentlichen Sprachkritik am Beispiel Sicks .....</i>                          | <i>30</i> |
| 3.2.3      | <i>Problematisierung der Stärken und Schwächen .....</i>  | <i>40</i> |
| <b>3.3</b> | <b>Metasprachliche Diskurse in Wissenschaft und Öffentlichkeit .....</b>                        | <b>41</b> |
| 3.3.1      | <i>Verfallsklagen in der Öffentlichkeit .....</i>   | <i>41</i> |
| 3.3.2      | <i>Zugang zur Sprache in Wissenschaft und Öffentlichkeit: rational vs. emotional ..</i>         | <i>44</i> |
| 3.3.3      | <i>Kontinuum statt zwei Lager.....</i>  | <i>49</i> |
| 3.3.4      | <i>Wertungen und ihre Implikationen.....</i>  | <i>51</i> |
| 3.3.5      | <i>Zweierlei Expertentum .....</i>  | <i>55</i> |

|            |   |            |
|------------|---|------------|
| 3.3.6      | <i>Fazit zu den metasprachlichen Diskursen.....</i>   | 58         |
| <b>3.4</b> | <b>Kriterien und Hindernisse einer linguistisch fundierten Sprachkritik.....</b>  | <b>59</b>  |
| 3.4.1      | <i>Allgemeine Kriterien und inhaltliche Prinzipien.....</i>   | 60         |
| 3.4.2      | <i>Strittige Punkte der Kriterien.....</i>  | 61         |
| <b>3.5</b> | <b>Abgrenzung und Definition des Begriffs der Sprachgestaltung .....</b>  | <b>64</b>  |
| <b>3.6</b> | <b>Zusammenfassung/Beantwortung der Fragen .....</b>  | <b>68</b>  |
| <b>4</b>   | <b>Einfluss von Sprache.....</b>  | <b>71</b>  |
| <b>4.1</b> | <b>Sprachgebrauch.....</b>  | <b>72</b>  |
| 4.1.1      | <i>Sprache und Identität .....</i>  | 72         |
| 4.1.2      | <i>Sprache und Soziokultur.....</i>   | 75         |
| 4.1.3      | <i>Register.....</i>  | 77         |
| 4.1.4      | <i>Sprache und Denken.....</i>  | 83         |
| 4.1.5      | <i>Denken und Handeln.....</i>  | 89         |
| <b>4.2</b> | <b>Rechtschreibreform.....</b>  | <b>91</b>  |
| 4.2.1      | <i>Geschichte der Rechtschreibreform.....</i>   | 91         |
| 4.2.2      | <i>Rechtschreibreform 1996-2006.....</i>  | 94         |
| 4.2.3      | <i>Rezeption der Rechtschreibreform in der Öffentlichkeit.....</i>  | 96         |
| <b>4.3</b> | <b>Konservatismus .....</b>   | <b>101</b> |
| 4.3.1      | <i>Stabilität und Komfortzonen.....</i>   | 102        |
| 4.3.2      | <i>Sprachkonservatismus.....</i>  | 104        |
| <b>4.4</b> | <b>Zusammenfassung/Beantwortung der Fragen .....</b>  | <b>106</b> |
| <b>5</b>   | <b>Sinn und Einsatzgebiete linguistischer Sprachgestaltung .....</b>  | <b>109</b> |
| <b>5.1</b> | <b>Beschäftigung der Linguistik mit Sprachgestaltung: Pro und Kontra .....</b>  | <b>109</b> |
| 5.1.1      | <i>Der Elfenbeinturm: Pro und Kontra .....</i>  | 110        |
| 5.1.2      | <i>Pro und Kontra eines linguistischen Engagements mit Sprachgestaltung .....</i>                                       | 117        |
| 5.1.3      | <i>Pro und Kontra einer linguistischen Sprachgestaltung für die Öffentlichkeit.....</i>                                 | 122        |
| <b>5.2</b> | <b>Betätigungsfelder.....</b>   | <b>126</b> |
| 5.2.1      | <i>Disziplinenübergreifende Öffentlichkeitsarbeit an Zürcher Hochschulen:<br/>Vorlesungen und Weiterbildungen .....</i> | 127        |
| 5.2.2      | <i>Disziplinenübergreifende Öffentlichkeitsarbeit an Zürcher Hochschulen:<br/>punktuelle Veranstaltungen.....</i>       | 128        |

|            |  |            |
|------------|--|------------|
| 5.2.3      | <i>Disziplinenübergreifende Öffentlichkeitsarbeit an Zürcher Hochschulen: Institute und Forschung.....</i> | 129        |
| 5.2.4      | <i>Linguistische Öffentlichkeitsarbeit an der UZH: Kompetenzzentrum .....</i>                              | 130        |
| 5.2.5      | <i>Nationale und internationale Öffentlichkeitsarbeit.....</i>   | 130        |
| 5.2.6      | <i>Sprachberatung und Sprachtelefone .....</i>   | 131        |
| 5.2.7      | <i>Scientainment .....</i>   | 135        |
| <b>5.3</b> | <b>Bedeutung von Erklärungen .....</b>   | <b>140</b> |
| <b>5.4</b> | <b>Sprachliche Ideologien .....</b>  | <b>145</b> |
| 5.4.1      | <i>Sprachliche Ideologien.....</i>   | 146        |
| 5.4.2      | <i>Metaphern .....</i>   | 148        |
| 5.4.3      | <i>Sprachlenkung und Ideologienbildung durch Metaphern.....</i>  | 150        |
| 5.4.4      | <i>Politische Korrektheit (PC).....</i>  | 152        |
| <b>5.5</b> | <b>Zusammenfassung/Beantwortung der Fragen .....</b>   | <b>170</b> |
| <b>6</b>   | <b>Zusammenfassung, Interpretation und Schlussfolgerung.....</b>   | <b>172</b> |
| <b>7</b>   | <b>Quellenverzeichnis.....</b>   | <b>175</b> |

## 1 Einleitung

Es sind unterschiedlichste Faktoren, die den Zugang zu und den Umgang mit Sprache prägen. Dazu gehören die Spracherfahrungen in der Kindheit und die Sozialisierung ebenso wie Einstellungen, die Absicht hinter einer Äußerung und die Umstände, in denen die Sprache verwendet oder untersucht wird. Besonders prägnant sind Spracheinstellungen und -ideologien, die in der Öffentlichkeit weit verbreitet sind. Nicht selten wird daher gefordert, die Sprachwissenschaft müsse sich für den Schutz und die Bewahrung „der“ Sprache einsetzen. In Betracht des linguistischen Selbstverständnisses ist diese Forderung jedoch problematisch.

In der vorliegenden Dissertation wird zum einen die Beziehung zwischen der Sprachwissenschaft und der Öffentlichkeit untersucht. Bei diesem ersten Forschungsdesiderat liegt der Fokus auf dem unterschiedlichen Zugang zur Sprache, der meines Erachtens dafür verantwortlich ist, dass das Verhältnis lange von gegenseitiger Missachtung geprägt war. In dieser Arbeit soll ausgebreitet werden, inwiefern sich gerade durch den emotionalen Zugang der Öffentlichkeit eine Möglichkeit bietet, ihr Sprachbewusstsein zu schärfen.

Zum anderen wird erforscht, inwiefern der neue Entwurf einer Sprachgestaltung (siehe 3.5) zu einer an Laien gerichteten Wissenschaftsvermittlung beitragen und die Linguistik als Brücke zwischen dem öffentlichen und dem wissenschaftlichen Diskurs dienen könnte. Dabei wird zwischen einer kleinen, bereits an Sprachfragen interessierten Minderheit und einer großen Mehrheit unterschieden, die sich um Sprachliches nicht sonderlich kümmert. Es wird dargelegt, dass und wie die jeweiligen Strategien, sie zu erreichen, deutlich voneinander abweichen, mehr noch: voneinander abweichen müssen. Ob und wie sich das für ein immens heterogenes Publikum bewerkstelligen lassen kann, ist das zweite große Forschungsdesiderat.

### 1.1 Gegenstand

Der Titel der Arbeit *Sprachwissenschaft und Öffentlichkeit: gegeneinander, nebeneinander – miteinander* deutet unterschiedliche Phasen des Umgangs zwischen den beiden Bereichen an. Lange war das Verhältnis zwischen der Sprachwissenschaft und dem Teil der Öffentlichkeit, der bereits ein Interesse an Sprachfragen mitbringt, von gegenseitiger Geringschätzung geprägt. Gegen Ende des letzten Jahrhunderts begann sich eine Wende abzuzeichnen und das

Gegeneinander sich auf ein Nebeneinander zuzubewegen. In dieser Arbeit wird daher zu Beginn ein Überblick über die Geschichte und den gegenwärtigen Stand der öffentlichen sowie einer linguistisch fundierten Sprachkritik gegeben.

Der jeweilige Bezug zur Sprache weicht deutlich voneinander ab und ist auf wissenschaftlicher Seite geprägt von nüchterner Objektivität, auf der sprachaffinen Seite der Öffentlichkeit hingegen von einer tiefen emotionalen und identitätsstiftenden Bedeutung. Diese Differenz ist meines Erachtens der Kern des gegenseitigen Unverständnisses und wird entsprechend ausführlich thematisiert. Die Felder reichen von dem Streit um die Sprachkritik, der Rechtschreibreform über einen (Sprach-)Konservatismus zu allgemeinen Einflüssen von Sprache und den unterschiedlichen Zugängen zu Sprache in Wissenschaft und Öffentlichkeit. Ebenso werden zahlreiche bestehende Angebote vorgestellt, mit denen die Wissenschaft diese Öffentlichkeit erreichen will.

Für ein zukunftsweisendes Miteinander soll mit dem Konzept der Sprachgestaltung die große Mehrheit der Öffentlichkeit angesprochen werden, die sich gegenwärtig kaum um Sprachfragen kümmert. Ziel der Sprachgestaltung ist keine wertende Sprachkritik, sondern sie steuert einen freieren, eigenständigen Sprachgebrauch an und weist einen unmittelbaren Gewinn für Alltag und Beruf auf. Ebenso wird der Nutzen erläutert, der sowohl den beiden Öffentlichkeiten als auch der Sprachwissenschaft aus einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit öffentlichkeitsrelevanten Formen der Sprachgestaltung erwachsen kann.

## **1.2 Aufbau**

Im ersten Teil der Arbeit (Kapitel 2) wird dargelegt, was populäre Sprachkritik ist, wie sich die Linguistik dazu stellt und wie sich eine diesbezügliche Wende zeigt. In diesem Zusammenhang werden auch die metasprachlichen Diskurse, die die Öffentlichkeit und die Sprachwissenschaft prägen, charakterisiert und die Unterschiede und Gemeinsamkeiten erörtert.

Thema des zweiten Teils (Kapitel 3) sind die Möglichkeiten und Grenzen sowie die Stärken und Schwächen populärer Sprachkritik. Dies wird hauptsächlich am Beispiel von Bastian Sicks Kolumnensammlung *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod* diskutiert.

Anschließend wird in Kapitel 4 ausführlich untersucht, weshalb der öffentliche und der wissenschaftliche Diskurs in ihren Positionen und Forderungen ausgesprochen unterschied-

lich sind. Dies wird mit der identitätsstiftenden Funktion sowie der tiefen emotionalen Bedeutung der Sprache begründet, die beispielsweise in der Aufregung um die Rechtschreibreform offensichtlich wurde. Daraus resultieren ein neues Verständnis für die konservative Position der Öffentlichkeit und ein Anspruch an die Linguistik, im Umgang mit der immens heterogenen Öffentlichkeit andere, außerwissenschaftliche Maßstäbe anzusetzen. In diesem Zusammenhang wird ferner ausgeführt, wieso der Erarbeitung einer linguistisch fundierten Sprachkritik wenig Erfolg beschieden und eine Sprachgestaltung vorzuziehen ist.

Im dritten Teil (Kapitel 5) führe ich aus, weshalb die Wende hin zu einer Auseinandersetzung mit populärer Sprachkritik begrüßenswert ist und was die Linguistik im Hinblick auf eine aktive, bewusste Sprachgestaltung in der Öffentlichkeit leisten kann und soll. Abschließend wird der Frage nachgegangen, wie es gelingen mag, sprachwissenschaftliche Themen und Erklärungsansätze stärker ins Bewusstsein der Öffentlichkeit zu rücken.

### **1.3 Kapitel und Fragestellungen**

Das Kapitel 2 behandelt Geschichte und Gegenstand der modernen Sprachkritik des Deutschen: Was ist Sprachkritik? Wie positioniert sich die Linguistik? Zeichnet sich diesbezüglich eine Wende ab? Woran lässt sie sich festmachen?

Im Kapitel 3 werden die populäre und linguistische Sprachkritik untersucht: Welche Kriterien gelten im öffentlichen, welche im wissenschaftlichen Diskurs? Inwiefern würde eine Lichtgestalt (wie Bastian Sick im öffentlichen Diskurs) der Wissenschaft dienen? Was könnte man von ihr lernen?

Thema des Kapitels 4 ist die Bedeutung der Sprache: Wie sind Identität und Sprache verknüpft? Inwiefern besteht ein Zusammenhang zwischen dieser Bedeutung und dem Konservatismus der sprachaffinen Öffentlichkeit? Warum sind Menschen überhaupt (sprach-)konservativ?

Gegenstand von Kapitel 5 sind Sinn und Betätigungsfelder einer linguistisch fundierten Sprachkritik für Wissenschaft und Öffentlichkeit. Konkret zu beantwortende Fragen lauten: Wozu sollte sich die Linguistik überhaupt in diesem Diskurs engagieren? Welche Ziele könnte sie damit anstreben? Wie sehen gegenwärtige und allfällige zukünftige wissenschaftliche Betätigungsfelder im Hinblick auf die beiden unterschiedlichen Öffentlichkeiten aus? Welche Themen bieten sich für eine Sprachgestaltung besonders an?



Das letzte Kapitel ist der Wissenschaftsvermittlung gewidmet: Populäre und wissenschaftliche Sprachkritik – gegeneinander, nebeneinander – miteinander? Wie könnte die Linguistik die Öffentlichkeit erreichen, wie sich Gehör verschaffen?

#### **1.4 Zielsetzung**

Ziel der vorliegenden Arbeit ist es erstens, einen Überblick über die Geschichte und den gegenwärtigen Stand der öffentlichen sowie einer linguistisch fundierten Sprachkritik zu geben, zweitens nach den Gründen zu forschen, die den Konservatismus begünstigen, der für die sprachaffine Öffentlichkeit oftmals kennzeichnend ist. Dabei wird das Verhältnis zwischen Öffentlichkeit und Wissenschaft beleuchtet, wobei vertieft auf die Bedeutung der Sprache und den unterschiedlichen Zugang zu ihr eingegangen wird. Drittens soll der Frage nachgegangen werden, inwiefern die Linguistik von einer wissenschaftlich haltbaren Sprachkritik profitieren würde, inwieweit sich ein außerwissenschaftliches Engagement lohnen würde und wie es aussehen könnte. Abschließend wird untersucht, wie die Linguistik die zwei unterschiedlichen Teile der Öffentlichkeit erreichen kann.

## 2 Geschichte und Gegenstand der modernen Sprachkritik des Deutschen

In diesem Kapitel werden die Grundlagen der populären Sprachkritik erörtert. Dabei richtet sich das Augenmerk hauptsächlich auf feuilletonistische/publizistische Sprachkritik, nicht etwa auf Leserbriefe, die Aktivitäten von sprachpuristischen Vereinen oder die Aktion *Unwort des Jahres*. Sprachkritik wird abgegrenzt gegen Sprachpflege und Sprachwissenschaft. Ich führe aus, wie sich die Linguistik zu den beiden anderen Bereichen stellt und ob sich hier nach dem großen Streit um die Sprachkritik Ende der 1950er Jahre und der darauffolgenden jahrzehntelangen gegenseitigen Nichtbeachtung möglicherweise eine Wende abzeichnet.

### 2.1 Formen von Sprachkritik in der Öffentlichkeit

In diesem Abschnitt referiere ich vornehmlich Thorsten Griesbach, der sich in seiner Doktorarbeit *Unwort und laienlinguistische Wortkritik* vertieft mit den unterschiedlichen Richtungen der öffentlichen Sprachkritik auseinandergesetzt hat. Er behandelt zusätzlich zu den zwei hier vorgestellten Zweigen noch einen dritten, den literarisch-philosophischen, der in dieser Arbeit nicht von Bedeutung ist, da der Fokus auf tatsächlicher Anwendungs- und Praxisbezogenheit liegt.

Einleitend wird der in dieser Arbeit relevante Bereich der öffentlichen Sprachkritik eingegrenzt, beschrieben und schließlich den Ansätzen einer wissenschaftlich fundierten Sprachkritik gegenübergestellt.

#### 2.1.1 Publizistische Sprachkritik: Definition und Abgrenzung

Mit Griesbach definiere ich publizistische Sprachkritik<sup>1</sup> als

„jene Form der kritischen Sprachbewertung [...], die außerhalb des sprachwissenschaftlichen Fachs und vielfach ohne den Einbezug sprachwissenschaftlicher Erkenntnisse schriftlich von Einzelnen verfasst und über Bücher bzw. Zeitungen öffentlich verbreitet wird“ (Griesbach 2006: 45).

Sehr treffend charakterisiert er die feuilletonistische Sprachkritik als ein „Kriteriengeflecht“ von Richtigkeit, Moral und Ästhetik (vgl. ebd.). Im Zuge der technischen Entwicklungen seit der Veröffentlichung von Griesbachs Dissertation soll auch das Internet als Verbreitungsquelle in die hier geltende Definition aufgenommen werden mit all seinen Möglichkeiten,

---

<sup>1</sup> Im Folgenden unterschiedslos auch feuilletonistische, öffentliche oder laienlinguistische Sprachkritik genannt.

über Podcasts, Blogs und Webseiten Ansichten zur Sprache zu verbreiten (vgl. Thoennes 2008:11).

Auf diese Erscheinungsweise von Sprachkritik ist diese Arbeit ausgerichtet. Es geht hier nicht um Leserreaktionen, ob sie in klassischer Briefform oder als Kommentare in Internetforen erfolgen, da solche Schreiben offensichtlich subjektive Positionen widerspiegeln, während publizistische Sprachkritik den Anspruch erhebt, für ein breites Publikum zu wissen, was richtig ist. Die Aktivitäten sprachpuristischer Vereine sind ebenso wenig Teil dieser Arbeit, solange sie ihre Sprachpflege ausschließlich innerhalb ihres Zirkels pflegen und wie Leserbriefe keinen Anspruch auf Objektivität erheben. Die Aktion *Unwort des Jahres* generiert zwar regelmäßige mediale Aufmerksamkeit, ist aber naturgemäß ein sporadisches Ereignis und nicht darauf zugeschnitten, auf die Sprachverwendung Einfluss zu nehmen.<sup>2</sup>

Begrifflich ist die öffentliche Sprachkritik von Sprachpflege und einer linguistischen Sprachkritik zu trennen. Mit Burkhardt (2011: 99) wird unter Sprachpflege verstanden, Sprachreflexion und Sprachvermögen umfassend zu fördern: lexikalisch, stilistisch, grammatisch und phonetisch. Der Sprachgebrauch soll den Ansprüchen an System, Situation, Textsorte, Stilnorm und „gutes Deutsch“ genügen, wobei das Wissen darum, was darunter zu verstehen ist, durch die Sprachkritik bereits vorhanden ist. Auf ihr baut die Sprachpflege auf und versucht beizubehalten, was sie als bewährt und daher bewahrungswürdig erachtet. Im Vergleich zur Sprachkritik ist sie weniger wertend und nicht so stark auf Sprachgebrauchskritik und Sprachverwendung ausgerichtet (vgl. Burkhardt 2011: 99). Gauger setzt in einer Podiumsdiskussion (vgl. Roth 2002: 139) *Sprachpflege* mit *Sprachkultur* gleich und erhofft sich eine Sensibilisierung dahingehend, dass die Leute erkennen, dass es nicht gleichgültig sei, wie man spreche.

Der große Unterschied zu einer wissenschaftlich fundierten Sprachkritik ist, dass diese Begründungen verlangt, die wissenschaftlich haltbar und sachlich sind, um eine kritische rationale Reflexion zu gewährleisten, die für eine fachliche Beschäftigung mit dem Thema unerlässlich sind. Sie hebt sich von Sprachkonservatismus und Sprachnörgelei ab (vgl. Burkhardt 2014: 42). Antiaufklärerische und antiakademische Sprachkritik verbietet sich in jeder

---

<sup>2</sup> Als Lektüre zur Aktion *Unwort des Jahres* sei Griesbachs Dissertation empfohlen.

Form (vgl. Sitta 2000: 265). Damit werden an eine linguistisch fundierte Sprachkritik dieselben hohen Anforderungen gestellt wie an andere wissenschaftliche Gegenstände. Warum dieser Anspruch nicht zielführend sein kann, wird unter 3.4.2 zu zeigen sein.

Burkhardts Ansatz kommt etwas integrativer daher: Zwar liegt der Fokus ebenfalls auf Normen und ihren Veränderungen, aber eine linguistische Sprachkritik im Sinne Burkhardts beurteilt Sprachprodukte nicht nur nach systemlogischen, sondern auch nach ästhetisch oder moralischen Gesichtspunkten. Sie will kulturelle Werte verteidigen, wozu Burkhardt nebst der semantischen und der äußeren Beschaffenheit der Sprache auch ihre Funktionsfähigkeit zählt. Als eine solche Kulturkritik ist sie einerseits systembezogene Sprachkritik mit den beiden Erscheinungsformen Lexikkritik und Grammatikkritik inklusive Fremdwortkritik und andererseits polit(olinguist)ische Sprachkritik mit einer pragmatischen und einer lexikalischen Ausrichtung (vgl. Burkhardt 2011: 100). Das Ideal linguistischer Sprachkritik wurde von Jürgen Schiewe und Martin Wengeler so formuliert, dass die Sprachkritik Normen nicht setzen, aber reflektieren und bewusstmachen, und im besten Fall Empfehlungen für einen alternativen Sprachgebrauch abgeben soll (vgl. Schiewe/Wengeler 2005: 7).

#### 2.1.1.1 Ästhetisch-formale Sprachkritik

Der erste Zweig der hier relevanten Form öffentlicher Beschäftigung mit Sprache betreibt Sprachkritik nach ästhetisch-formalen Aspekten. Im ausgehenden 19. Jahrhundert etablierte er sich, aber erste Ansätze datieren bereits 200 Jahre weiter zurück, als Gottfried Wilhelm Leibniz gefordert hatte, die anzustrebende Reinheit der Sprache solle sich dadurch auszeichnen, dass sie keine vulgären, unanständigen oder unverständlichen Wörter enthalte. Dabei habe er sich nicht wie die heutige Sprachkritik gegen jegliche Entlehnungen ausgesprochen, sondern zwischen Gebrauchssituationen und Adressatenkreisen unterschieden. Bereits Johann Friedrich Heynatz habe 1796/1797 Spott als Stilmittel eingesetzt mit dem Ziel, seine Leserschaft von sprachlichen Phänomenen abzuhalten, die er beanstandete (vgl. Griesbach 2006: 46).

Hohn und Witzelein können bis heute als charakteristisch für laienlinguistische Veröffentlichungen gelten, was unter 3.2.2.4 noch zu zeigen sein wird. Daneben ist gemäß Griesbach (2006: 48) eine subjektive Ausrichtung kennzeichnend: Die Veröffentlichungen zeugen von großer Selbstsicherheit der Autorenschaft und kommen ohne Quellengaben, Belege oder

empirische Statistiken aus. 1891 erschien Gustav Wustmanns Buch mit dem sprechenden Titel *Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhafte[n], des Falsche[n] und des Häßliche[n]*, in dem er seine Geschmacksurteile absolut setzte und seine Positionen in klaren Worten darlegte: Beispielsweise hält er das *Mozarteum* für eine „sprachliche Mißgeburt“ (Schulze 1966: 56<sup>3</sup>), falsch fortgesetzte Relativsätze als „vollendete[n] Blödsinn“ (ebd.: 101) und Straßennamen für einen „wahre[n] Tummelplatz für Dummheiten“ (ebd.: 143).

Als Maßstab für die Bewertung galt und gilt das Sprachgefühl der Verfasser. Kilian/Niehr/Schiewe legen dies für Wustmann dar (2010: 60), Sick schreibt selbst:

„Bei einer anderen Gelegenheit wurde ich gefragt, ob ich denn tatsächlich auf jede Frage eine Antwort habe. Nein, das habe ich natürlich nicht. Manchmal kann ich mich nur auf mein Bauchgefühl verlassen, und das ist nicht immer auf dem neuesten Stand“ (Sick 2009: 9f).

Ebenso verfährt eine der wenigen Sprachkritikerinnen, Mechtilde Lichnowsky, die freimütig gesteht: „Ich werde, zuweilen unabhängig von Grammatik, Philologie, Syntax als Thema, nur mein Sprachgefühl sprechen lassen“ (Sanders 2011: 24).

Damit tradieren Sprachkritiker ästhetisch-formaler Prägung einen konservatorischen Sprachgebrauch,<sup>4</sup> für den sie sich gemäß Glück und Sauer an dem Standard orientieren, an den sie sich während ihrer Schulzeit gewöhnt hätten (2008: 31), wenn sie sich nicht gar explizit auf Sprachkritik vergangener Zeiten berufen (vgl. Bergmann 1995: 18). Aus dieser Sicht bieten Sprachverfallsklagen ein Ventil, sich gegen Veränderungen zu ereifern; sprachkritische Veröffentlichungen können demnach Leitplanken bilden, an denen man sich orientieren kann, damit die Welt, repräsentiert durch die sprachliche Umgebung, bleiben soll, wie sie der eigenen Wahrnehmung nach zu sein scheint und zu sein hat. Das geht bereits in Richtung der sprachkonservativen Haltung und der identitätsstiftenden Funktion der Sprache, die im Verlauf der Arbeit noch mehrfach wiederaufgenommen wird.

Punkte, bei denen Sprachkritiker Anlass zu Beanstandungen finden, sind neben sprachlicher Richtigkeit, Verständlichkeit, Logik, Ästhetik und Stil auch Modewörter, Imponiervokabeln oder abgedroschene Ausdrücke. Typische Bereiche der ästhetisch-formalen Sprachkritik sind Jugend-, Behörden-, Werbe- und Mediensprache. Das Ziel ist Normierung und

---

<sup>3</sup> Schulze, Werner (Hrsg.) (1966): Wustmann Sprachdummheiten. Erneuerte 14. Auflage. Berlin etc.: De Gruyter.

<sup>4</sup> Diese Traditionsgerichtetheit wird in Kapitel 4 eingehend betrachtet.

Pflege aller sprachlichen Belange und daher auch (konsequenterweise) eine Ablehnung von Sprachwandelerscheinungen, die die Sprachkritiker als Verfall werten. Oftmals geht mit der Sprachkritik eine Kritik an gesellschaftlichen, politischen oder kulturellen Entwicklungen einher oder die Sprachkritik steht stellvertretend für ein tieferes Missfallen, zum Beispiel am Schulsystem, an Generationenkonflikten oder einem vermeintlich wahrgenommenen Niedergang des Anstands (vgl. Griesbach 2006: 47–50).

#### 2.1.1.2 Ethisch-moralische Sprachkritik

Verglichen mit der ästhetisch-formalen Sprachkritik ist der ethisch-moralische Zweig jüngerer Datums und nahm sich einer erheblich ernsteren Aufgabe an als jener. Er etablierte sich nach 1945 und legte den Grundstein zu einer sprachlichen Aufarbeitung des Nationalsozialismus. Federführend waren drei Veröffentlichungen: Victor Klemperers *Lingua Tertii Imperii* von 1947, Dolf Sternbergers, Wilhelm E. Süskinds und Gerhard Storz' *Wörterbuch des Unmenschen*, das 1957 erschien, sowie Karl Korns *Sprache in der verwalteten Welt* aus dem Jahr 1958.

Klemperer hielt den nationalsozialistischen Sprachgebrauch während des Dritten Reichs fest und kommentierte ihn. Die Kernaussage des Buches lautete:

„Aber Sprache dichtet und denkt nicht nur für mich, sie lenkt auch mein Gefühl, sie steuert mein ganzes seelisches Wesen, je selbstverständlicher, je unbewußter ich mich ihr überlasse [...]. Worte können sein wie winzige Arsendosen: sie werden unbemerkt verschluckt, sie scheinen keine Wirkung zu tun, und nach einiger Zeit ist die Giftwirkung doch da“ (Klemperer 1947: 21).

Er protokollierte neben charakteristischen Wörtern, Stilen und Wendungen auch persönliche Erlebnisse, die zeigen sollten, wie Menschen mittels ihres Sprachgebrauchs und Sprachverhaltens allmählich zu Nazis werden (vgl. Schiewe 1998: 211).

Zehn Jahre später veröffentlichten Dolf Sternberger, Wilhelm E. Süskind und Gerhard Storz das *Wörterbuch des Unmenschen*, das unter 1.3 näher untersucht wird. An dieser Stelle soll der Hinweis genügen, dass die Autoren postulierten, Wörter könnten schuldig sein und sich durch das Stigma, das ihnen anhafte, nie mehr neutral verwenden lassen (vgl. Griesbach 2006: 63): „Wörter sind nicht unschuldig, können es nicht sein, sondern die Schuld der Sprecher wächst der Sprache selbst zu, fleischt sich ihr gleichsam ein“ (Sternberger et al. 1970: 10).

Der dritte Klassiker ist Karl Korn's *Sprache in der verwalteten Welt* aus dem Jahr 1958, in dem Korn anprangert, wie der Mensch in der technisierten Welt entindividualisiert werde. Er postuliert dies anhand von Abstrakta, die nur noch sinnentleerte Worthülsen seien und für eine durchgeplante, bürokratisierte Welt stünden, in der der Mensch nicht länger als autonomes Wesen gelte (vgl. Griesbach 2006: 65).

Den drei Werken ist gemeinsam, dass sie Wörter ein Stück weit personalisieren. Das sieht man zum Beispiel an Klemperers Glaube, die Sprache lenke das Gefühl, oder an der im Wörterbuch des Unmenschen zum Ausdruck gebrachten Überzeugung, Wörter könnten schuldig sein. Dem möchte ich widersprechen: Ein Wort ist arbiträrer, geschaffener Klang, resp. auf Übereinkunft beruhende Niederschrift, das *im Sinne der Wortbenutzenden* bedeutsam wird, sei dieser Sinn nun gut oder schlecht. Freilich ist es beispielsweise seit dem 2. Weltkrieg angezeigt, das Wort *Endlösung* nicht zu gebrauchen. Aber das ist nicht die Schuld des Wortes, sondern diejenige der Nationalsozialistinnen und Nationalsozialisten.

Freilich ist es aus der heutigen zeitlichen Distanz leichter, Wörter als neutral zu charakterisieren, als zu einer Zeit, in der die Erinnerung an die verbale Manipulation, die verhängnisvolle Rhetorik und den Wortmissbrauch des Dritten Reiches noch in einem Großteil der Öffentlichkeit lebendig war. Damit soll nicht gesagt werden, dass solche sprachlichen Irreführungen heute nicht mehr vorkämen. Sie werden durchaus begangen und in den Abschnitten 5.4.2 und 5.4.3 näher betrachtet. Aber das Ausmaß auch des verbalen Grauens, die vorsätzliche Verwendung der perfidesten sprachlichen Mittel, mit denen die Öffentlichkeit eingekullt, aufgepeitscht und gehirngewaschen wurde, war damals solcherart, dass es vielleicht von besonders (sprach)empfindsamen Zeitgenossen eine bewusste Distanzierung brauchte, bevor sie sich den gebrandmarkten Wörtern wieder aussetzen konnten oder wollten. Dafür spricht zumindest, dass sie in der zweiten Auflage die Artikel zu den beiden Einträgen *fanatisch* und *Härte* herausnahmen, die das Verdikt der Autoren mittlerweile nicht mehr traf. Allerdings wurden gleichzeitig acht Einträge hinzugefügt (*Frauenarbeit*, *Leistungsmäßig*, *Problem*, *Anliegen*, *Menschenbehandlung*, *Wissen um ...*, *Echt-einmalig* und *Herausstellen*) und die Autoren bedauern im Vorwort zur zweiten Auflage, dass nach ihrer Erstveröffentlichung kein neues, reines und freundliches „Sprachwesen“ (Sternberger et al. 1970: 7) entstanden sei. Das habe auch zur Neuauflage geführt, deren Ziel es sei, „die Augen zu öffnen,

das Gehör zu schärfen, die Zungen schamhaft zu machen und ihnen schließlich ihre natürliche Geläufigkeit zurückzugeben!“ (ebd.: 9).

Diese weitgehende Wirkungslosigkeit ist ein gemeinsames Merkmal der ästhetisch-formalen und der ethisch-moralischen Sprachkritik und es wird auch von der neueren Richtung der politischen Korrektheit geteilt, die in ihrer Ausrichtung in der Nachfolge der ethisch-moralischen Sprachkritik steht.

### *2.1.2 Definition Sprachglossen und Sprachkolumnen*

Wie unter 2.1.1 definiert, sind Zeitungen und Bücher typische Gefäße für öffentliche Sprachkritik und erscheinen oft in Form von Sprachglossen oder -kolumnen. Glossen sind gemäß Definition witzig-ironisch und oft polemisch gehalten (vgl. Sanders 1992: 13), zeichnen sich durch „prägnante Kürze und autoritative Belehrung in Sprach- und Stilfragen“ (ebd.) aus und enthalten eindrucksvolle Zitate, schmissige Formeln und gelungene Beispiele. Sie zielen nicht primär darauf ab zu belehren, sondern zu unterhalten, und wollen keine Lösung bieten, sondern eine Pointe (vgl. ebd.: 29). Wie Mast schreibt, ist die Glosse subjektiv und gefühlsbetont, treibt Argumente auf die Spitze und dürfe nicht nur ironisch und witzig sein, spotten, entlarven und übertreiben, sondern solle es auch. Der Blickwinkel sei nicht vernunftbezogen, sondern satirisch (vgl. Mast 2012: 303). Gauger merkt gar an, eine ausgewogene Glosse wäre beinahe ein Widerspruch in sich; eine gewisse Unsachlichkeit und Exponiertheit gehörten dazu. Eine Glosse sei Ich-betont und subjektiv (vgl. Gauger 2004: 267).

Sowohl bei Glossen als auch bei Kolumnen stehen wertende Meinungsäußerungen und die Person der Verfasserin oder des Verfassers stärker im Vordergrund als bei tatsachenbezogenen Artikeln. Meinungsbetonte Genres regen die Leserschaft zum Nachdenken an, bereiten Themen und passende Argumente auf und machen die Sichtweise des Autors oder der Autorin deutlich, wobei der Konsens mit der Leserschaft vorausgesetzt wird. Mast hält Doppelsinn, Verfremdung, Ironie und Wortspiele für geeignete Sprachelemente in Glossen (vgl. Mast 2012: 300; 303f.).

Im Gegensatz zu Glossen geht es bei Kolumnen nicht um Meinungsbildung, sondern um Meinungsäußerung. Daher ist der Autor oder die Autorin als Person noch entscheidender als bei den anderen meinungsbetonten Darstellungsformen und deshalb gilt die Kolumne als de-



ren subjektivste (vgl. Mast 2012: 306). Thoennes nennt als weiteres Unterscheidungsmerkmal den Umstand, dass es eher darstellerische und inhaltliche Merkmale seien, die eine Sprachglosse ausmachten, wohingegen eine Kolumne durch äußere Merkmale wie die Erscheinungsform definiert sei (vgl. Thoennes 2008: 15).

*Sprachglosse* und *Sprachkolumne* lassen sich nicht immer klar voneinander unterscheiden, so dass die beiden Begriffe denn auch oft synonym verwendet werden. Viele Sprachkritiker haben ihre Texte als Glossen veröffentlicht (vgl. Thoennes 2008: 14). Sick bezeichnet seine Schriftstücke durchweg als Kolumnen (vgl. Sick 2016, 2015 und 2009: Buchrücken), sie könnten aber ebenso als Glossen gelten (vgl. Thoennes 2008: 15).

Wenn aber Sprachglossen und mehr noch Kolumnen bloße persönliche Stellungnahmen sind, brauchen die Verfasser nicht dialektisch zu argumentieren und ihre Position schlüssig zu beweisen. Es ist daher nicht zielführend, sie nach allen Regeln der linguistischen Kunst zu zerpflücken, da sie durch die ausdrückliche subjektive Position mit objektiver Kritik nicht angreifbar sind. Dann sind sie bloße individuelle Meinungen statt ernstzunehmender Lehren und die Glossenschreiber können ihre Veröffentlichungen jederzeit damit rechtfertigen. Daran ist weiter nichts Verwerfliches, solange stets klargemacht wird, dass es sich lediglich um die Ansicht eines einzelnen handelt. Sobald ihnen aber eine Autorität zugestanden und damit ein übermäßiges Gewicht zugesprochen wird, gelten ihre Ansichten nicht mehr nur als individuelle Meinungsäußerungen und erhalten einen Expertenstatus, der dann aber auch für Objektivität und Richtigkeit bürgen sollte. So sollten etwa angesichts der Entscheidung des Saarlandes, Sicks Bücher landesweit zur Unterrichtslektüre zu erklären, und derjenigen Niedersachsens, sie in den Kanon für das Zentralabitur aufzunehmen (vgl. bastiansick.de: Neuigkeiten), meiner Meinung nach die zahlreichen Unrichtigkeiten und tendenziösen Positionen, die sich in Sicks Veröffentlichungen finden, nicht einfach gleichmütig hingenommen oder als Nichtigkeiten abgetan werden. Auf sie wird unter 3.2.2.3 gesondert eingegangen, und Sicks Kolumnensammlungen *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod* werden unter 3.2 ausführlich vorgestellt, da sie in der Öffentlichkeit breit rezipiert worden sind und das Bild maßgeblich mitgeprägt haben, das dort von Sprachkritik herrscht; wenn man nicht sogar sagen kann, dass Sick die Sprachkritik des vergangenen Jahrzehnts *war*.

## 2.2 Positionen zur Sprachkritik und Sprachpflege in der Sprachwissenschaft

Nachdem im letzten Abschnitt die Sprachkritik aus öffentlicher Sicht ausgebreitet wurde, liegt das Augenmerk in diesem Abschnitt auf ihrer Rezeption in der Sprachwissenschaft. Zuerst werden wissenschaftliche Positionierungen zu Sprachkritik und Sprachpflege referiert. Da es durchaus einige Sprachwissenschaftler gibt, die sich eine linguistische Form von Sprachkritik vorstellen können, wird danach präsentiert, wie eine solche Sprachkritik ihrer Auffassung nach aussehen könnte.

### 2.2.1 *Sprachpflege aus wissenschaftlicher Sicht*

Die Einschätzungen dazu, was vom Begriff selbst zu halten sei, gehen auseinander. Kritik erfährt vornehmlich die unzutreffende metaphorische Bedeutung von *Pflege*, mit der impliziert werde, dass die Sprache ohne entsprechende Pflege an Leistung oder Wert einbüße, ähnlich wie ein Kranker, ein rostendes Auto oder ein verwilderter Bart. Doch Sprache kann nicht in diesem Sinne verfallen, sondern nur verändert werden (vgl. Schiewe 1998: 17).

Mit Jochen A. Bär ist dieser Sichtweise jedoch entgegenzuhalten, dass das Verb *pflegen* noch ganz anders verwendet wird. Man kann schließlich auch Freundschaften, Beziehungen und Kontakte pflegen, wobei „die Bewahrung eines bestimmten qualitativen Standards in ansonsten durchaus nicht statischen Relationen“ (Bär 2002: 229) im Zentrum stehe. Bei der Pflege einer Homepage wird völlig offensichtlich, dass das Ziel ist, die Seite dynamisch weiterzuentwickeln und an veränderte Umstände anzupassen. Selbst wenn für gewöhnlich Schiewes obige Auffassung von Sprachpflege vorherrscht, spricht der Ausdruck an sich weder gegen Entwicklung noch gegen Fortschritt (vgl. ebd.). Einen bedenkenswerten Vorbehalt gegen den Ausdruck *Sprachpflege* bringt Bär aber dennoch vor. Er hält ihn nicht nur für metaphorisch, sondern für euphemistisch. Denn dank ihm könnten Sprachpfleger es vermeiden, sich offen dazu zu bekennen, dass sie eine gezielte Einflussnahme anstrebten, und zwar deshalb, weil unter *Pflege* für gewöhnlich eine inoffensive, affirmierende Tätigkeit verstanden werde (vgl. Bär 2002: 230).

### 2.2.2 *Sprachkritik aus wissenschaftlicher Sicht*

Während sich die sprachwissenschaftliche Kritik bei der Sprachpflege auf die Semantik beschränkte, zielt sie bei der Sprachkritik auf den Gegenstand selbst. Definiert wurde sie ja

bereits unter 2.1.1 als eine Kritik von Nicht-Linguisten, die gewisse Sprachnormen in der Regel ohne Empirie und theoretisch-methodische Grundlage beanstanden (vgl. Kilian et al.: 2010: 56). Dabei enthält die Sprachkritik gemäß Schiewe explizite Wertungen, d. h. sie konstatiert Sprachphänomene nicht nur, sondern beurteilt sie (vgl. Schiewe 2003: 402).

Einstimmig wird der öffentlichen Sprachkritik von linguistischer Seite vorgeworfen, sie sei destruktiv, entwertend und defizitorientiert, mit unklaren Bewertungskriterien, die von sprachlich über ästhetisch oder moralisch bis hin zu gänzlich undurchsichtig reichen können (vgl. Ortner/Sitta 2003: 11). Leichtfertig sei sie, arrogant und inkompetent, verallgemeinernd, sprachkonservativ (vgl. Roth 2004: 56), erstarrt (vgl. Eisenberg 2009: 64) und nehme ihr subjektives Sprachgefühl als Referenz (vgl. Sanders 1992: 17). Ferner sei sie missionarisch, dogmatisch, fundamentalistisch-unbelehrbar und suche bewusst die Konfrontation mit der Linguistik, weil sie sie in der Rolle als Gegenspielerin brauche (vgl. Ankenbrand 2013: 187). Die letzte Aussage wirft ein interessantes Licht auf den oft geäußerten Vorwurf aus der Öffentlichkeit, die Linguistik sei bewertungsscheu (vgl. bspw. Schrammen 2003; Ortner/Sitta 2003) oder habe gar diese „Entwicklung ignoriert und sich so aus ihrer *Verantwortung für unsere Sprache gestohlen*“ (Sprachnachrichten 2/2016: 5, Hervorhebung F.S.M.).

Als wären diese Kritikpunkte für sich genommen nicht bereits bedeutsam genug, trieb in den 1960er Jahren der Streit um die Sprachkritik einen noch tieferen Keil zwischen Sprachwissenschaft und Öffentlichkeit. Diesem Streit und der Missachtung, mit der sich die Sprachwissenschaft und die Sprachkritik daraufhin begegneten, wird im folgenden Unterkapitel viel Platz eingeräumt, um den Boden zu bereiten, auf dem in Kapitel 4 das Verhältnis zwischen Öffentlichkeit und Wissenschaft dargelegt wird.

### **2.3 Streit um die Sprachkritik: Aus dem Wörterbuch des Unmenschen**

An einem 1957 erschienenen Büchlein mit nicht einmal 160 Seiten, *Aus dem Wörterbuch des Unmenschen*, entzündete sich in den sechziger Jahren der historische Streit um die Sprachkritik. Es untersuchte die Sprache des Nationalsozialismus und beanstandete unter anderem die Wörter *Anliegen*, *charakterlich*, *Raum* und *Vertreter*, durch die es kulturelle und ethische Werte bedroht wähnte (vgl. Lanthaler et al. 2002: 3). Der befürchtete Werteverlust klingt bereits im Titel an, da er suggeriert, dem Unmenschen fehle es an Menschlichkeit (vgl.

Schiewe 1998: 230). Der titelgebende Begriff des Unmenschen wird im Buch nie ausdrücklich definiert. Der historische Kontext legt es gemäß Dodd nahe, dass er sich auf Vertreter des Nationalsozialismus bezieht und in der ersten Auflage einen entindividualisierten und abstrakten Typus bezeichnet. In der zweiten Auflage verlagert sich der Fokus zunehmend darauf, wie Verwalter, Kaufleute und andere diesen Sprachgebrauch nun weitertragen (vgl. Dodd 2007: 32, 34). Im Buch ging es den Verfassern nicht um die großen Schlagwörter der Nationalsozialismus-Ideologie, sondern um alltägliche, unauffällige Ausdrücke, denn die drei Autoren Dolf Sternberger, Gerhard Storz und Wilhelm Emanuel Süskind vertraten die Ansicht, Sprache und Sprachgebrauch wirkten sich auf das Denken aus. Sie postulierten, der Verderb der Sprache sei der Verderb des Menschen, Sprache sei ein ambivalentes Medium und die Art und Weise des Gebrauchs der Sprache verändere über den Menschen hinaus auch seine Umwelt. Ihr Wörterbuch habe daher nicht wie ein herkömmliches Wörterbuch zum Ziel, der Leserschaft einen bestimmten Sprachgebrauch nahezulegen, sondern im Gegenteil, sie von diesem zu distanzieren (vgl. Sternberger et al. 1970: 7).

Um diese stark moralische Form der Sprachkritik zu veranschaulichen, wird im Folgenden erörtert, wie im Buch das *Anliegen* charakterisiert und kritisiert wird.

Ursprünglich sei *anliegen* ausschließlich als Verb verwendet worden, zum Beispiel im Sinne von anliegender Kleidung. Das Substantiv *das Anliegen* sei im Neuhochdeutschen aufgekommen und habe zunächst im religiösen oder allgemein im privaten Kontext als Bezeichnung für Wünsche Verwendung gefunden, die man vor Gott oder engen Vertrauten vorbrachte. Doch dann sei das Wort immer mehr in den öffentlichen Sprachgebrauch vorgedrungen und habe schließlich Eingang in das Vokabular von Managern, Händlern und Politikern gefunden, wo es zunehmend als Synonym für *Interesse* benutzt worden sei. *Interesse* habe den Beiklang von Eigennutz und Korruption gehabt und sei „einer kalten Berechnung von Macht“ entsprungen. *Anliegen* dagegen habe aufgrund seiner Wortgeschichte wahrhaftiger und ehrlicher gewirkt. Es sei „ein Verhältnis des hochpersönlichen Vertrauens, [...] eine Angelegenheit von innerlich gehüteter Art“ (Sternberger et al. 1970: 14). Sternberger argumentiert, dass es durchaus legitim sei, eigene Interessen zu verfolgen, und man werde allein deshalb nicht zum Unmenschen. Doch man werde es, wenn man durch einen entsprechenden Wortgebrauch eine falsche expressiv-emotionale Involviertheit suggeriere (vgl. ebd.: 13–17).

Diese Ausführung zeigt exemplarisch den hohen Stellenwert, den die Wortkritik in der Öffentlichkeit genießt. Ob ästhetisch-formale oder ethisch-moralische Aspekte betont werden, ob eine Wortbedeutung zementiert werden soll oder ob eine Präposition einen fixen Kasus regiert – stets stehen Einzelwörter im Fokus der populären Sprachkritik. Es scheint die Vorstellung zu herrschen, dass sich Wörter ebenso normieren ließen wie die Orthographie, wobei selbst diese nicht erst seit der Rechtschreibreform Varianten zulässt.<sup>5</sup> Nicht zuletzt zeigt sich die Vorliebe der Öffentlichkeit für die Wortkritik in der Wahl zum Unwort des Jahres. Bei dieser Wahl geht es erklärtermaßen darum, die Sprachgemeinschaft in Bezug auf öffentlich geäußerte Formulierungen zu sensibilisieren, die gegen die Menschlichkeit verstoßen oder sachlich unangemessen sind. Damit soll das allgemeine Sprachbewusstsein geschärft werden (vgl. Janich o. J.). So gesehen ist diese Wahl eine Fortsetzung des Gedankens von Sternberger et al. mit anderen Mitteln. Es wird nicht mehr von *Unmensch* gesprochen, aber die Urheberin oder der Urheber der Äußerung resp. die dahinterstehende gewitterte Ungerechtigkeit wird öffentlichkeitswirksam medial angeprangert. Besonders deutlich war dies 1994, als der Vorstandssprecher der Deutschen Bank, Hilmar Kopper, im Zusammenhang mit ausstehenden Rechnungen nach dem Konkurs eines Baukonzerns von *Peanuts* sprach. Was er ausdrücken wollte, war, dass die offenen Rechnungen im Vergleich zum Schuldenberg, den der Pleitier hinterlassen hatte, vergleichsweise gering seien. Was verstanden wurde – oder verstanden werden wollte – war hingegen, dass Kopper ein ignoranter, abgehobener Zyniker sei.

Es wird ersichtlich, dass aus dem Kontext gerissen eine beliebige Äußerung zu einem Stein des Anstoßes werden kann. Das darf natürlich nicht im Sinne der Linguistik sein.

Doch solche Aktionen in der Absicht, Sprachpflege zu betreiben, und damit dezidiert auch die Wortkritik, scheinen in Anbetracht der aufnahmewilligen Rezeption einem öffentlichen Bedürfnis zu entsprechen. In einer ersten Annäherung an sprachgestaltungsungewohntere Menschen kann es sich tatsächlich geradezu anbieten, Wortkritik zu betreiben, da möglicherweise gar kein darüber hinausgehendes Wissen vorhanden ist, auf dem sich aufbauen ließe. Ein einzelnes Wort ist überschaubar. Gerade bei Wortkritik lassen sich auch ohne tieferes Vorwissen erste Kenntnisse vermitteln und damit eine Grundlage für weitere Themen schaffen, so dass die Schwellenangst geringer und die Bereitschaft, sich mit zunehmend komplexeren Fragen zur Sprachkritik auseinanderzusetzen, höher sein dürfte. Damit kann der

---

<sup>5</sup> Beispielsweise fad(e), Ell(en)bogen.

Wortkritik, die in der Wissenschaft wegen ihrer Ausrichtung auf „ästhetisch-formale“ oder „ethisch-moralische“ Urteile (Griesbach 2006: 69) unerheblich ist, im Hinblick auf ein zukünftiges öffentliches Publikum durchaus Positives abgewonnen werden.

Der wissenschaftlichen Betrachtung hielt das *Wörterbuch des Unmenschen* in keiner Weise stand. Grundlegend wurde beanstandet, dass sich höchstens Aussagen oder Sprecher kritisieren lassen, Wörter an sich hingegen nicht. Ein Kriterium wie Moral sei für bloße Wörter hinfällig und betreffe allenfalls die Menschen, die sich der Wörter bedienen (vgl. Schiewe 2013: 86). Glück differenziert hier sehr fein und weist darauf hin, dass Wörter zwar gebrandmarkt sein können, schuldig dagegen nicht. Einem Sprachforscher müsse dieser Unterschied bewusst sein, ein Essayist dürfe ihn ignorieren (vgl. Glück 2008: 30). Es ist bemerkenswert, dass hier deutlich gesagt wird, dass die Öffentlichkeit den wissenschaftlichen Geboten und Richtlinien nicht unterworfen ist (Näheres dazu siehe 3.1, wo die unterschiedlichen Bedingungen der beiden Diskurse beleuchtet werden).

Insgesamt diskreditierte das Werk die Sprachkritik in den Augen der Sprachwissenschaft nachhaltig und wurde von Linguisten wegen Aussagen, die wissenschaftlich nicht haltbar seien, methodischer Fehler und sachlicher Fehlinterpretationen (vgl. Schiewe 1998: 209) scharf kritisiert. Im Gegensatz zu Glück maß die Linguistik die Veröffentlichung eines Politikers und Romanistikprofessors (Klemperer, vgl. Schiewe 1998: 205) eines Essayisten und Journalisten (Sternberger, vgl. ebd.: 208) und eines Literaturhistorikers und Politikers (Storz, vgl. ebd.) an wissenschaftlichen Kriterien. Laut Schwinn (1997: 18f.) hielten die Sprachwissenschaftler den Sprachkritikern vor, sie würden unzulässig moralisieren und eine moralisierende Sprachkritik leisten; die Sprachkritiker ihrerseits forderten die Sprachwissenschaftler auf, sich weiterhin darauf zu beschränken, das Sprachsystem zu beschreiben, und davon abzusehen, den Sprachgebrauch bewerten zu wollen. Hauptakteure der Auseinandersetzung waren Peter von Polenz auf linguistischer und Dolf Sternberger auf öffentlicher Seite. Zwanzig Jahre später äußerte sich von Polenz selbstkritisch zu seiner Vorgehensweise:

„Ich habe in der Anfangszeit Sternberger manchmal etwas naiv den de Saussure vorgehalten. Zwar konnte ich damit einige methodische Fehler – zum Beispiel Vermischung von Synchronie und Diachronie, Vermischung von historischen Gesichtspunkten und gegenwartsbezogenen – erklären, aber mit dieser Art von Sprachwissenschaft konnte man doch nur die innersprachliche Struktur untersuchen. Sie war zu wirklichkeits- und gesellschaftsfern. Also wäre eine neue Sprachwissenschaft zu entwickeln gewesen“ (Heringer 1982: 164).

Eine solche Einsicht ist beachtlich, weil es Größe braucht, öffentlich eine Haltung zu relativieren, die man einst in aller Entschiedenheit vertreten hatte. Das Eingeständnis ändere aber nichts daran, so Schiewe, dass von Polenz seinerzeit der populären Sprachkritik innerhalb sowie außerhalb der Sprachwissenschaft den Boden entzogen habe, auch wenn er sie danach als entscheidenden Faktor für jene gesuchte neue Wissenschaft ansah (vgl. Schiewe 1998: 249).

Die methodischen Fehler, die von Polenz im Buch aufgedeckt hat, sind die gleichen, an denen sich die heutigen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler noch immer reiben, die sich mit laienlinguistischen Veröffentlichungen befassen. Nun ist es Bastian Sick, dem von Jan Georg Schneider unter anderem vorgehalten wird, er vermische synchrone und diachrone Aspekte von Sprache. Für eine laienlinguistische Beschäftigung mit Sprache sei dies ohnehin typisch (vgl. Schneider 2005: 166).

Keine der beiden Seiten gewann den Streit, den Schrodts eine „Geschichte der gegenseitigen Mißverständnisse“ (Schrodts 1995: 127) nennt. Für die Sprachwissenschaft sei die Auseinandersetzung insofern gewinnbringend gewesen, als sie anschließend begonnen habe, darüber nachzudenken, welche Form der Sprachkritik in der Linguistik zulässig sein soll (vgl. Schwinn 1996: 19). Auch Schiewe erkennt etwas Positives: Der Streit habe sich für die Sprachwissenschaft als stabilisierend herausgestellt, indem das Deskriptionsgebot gefestigt worden sei. Im wissenschaftlichen System habe Sprache ab da definitiv nur noch als beschreibbar gegolten, nicht aber als kritisierbar (vgl. Schiewe 2003: 410).

## **2.4 Gegenwärtige Wende hin zu einer Beschäftigung mit Laienlinguistik**

Früher war die Ansicht verbreitet, den Sprachkritikern mit Aufmerksamkeit zu begegnen, hieße, sie über Gebühr zu adeln. Als symptomatisch für die lange vorherrschende Zurückhaltung kann eine Umfrage unter Linguistinnen und Linguisten gesehen werden, die 1997 durchgeführt und 1999 veröffentlicht wurde. Ziel der Umfrage war, die innenwissenschaftlichen Einstellungen zum Thema Linguistik in der Öffentlichkeit zu eruieren (vgl. Antos et al. 1999: 100). Die Antworten waren zum Teil sehr deutlich:

„Ich glaube nicht, daß die Öffentlichkeit bereit ist, linguistische Forschung zu rezipieren. Man ‚kennt‘ ja seine Sprache und hält alles andere für falsch oder überflüssig, ev. auch für putzig“ (ebd.: 112).

„Öffentliche Sprachthematisierung ist meistens Stuß“ (ebd.: 115).

„über Sprache glaubt jeder Bescheid zu wissen“ (ebd.)

„nicht möglich, da es eigentlich keine öffentliche Sprachthematisierung gibt“ (ebd.)

Mittlerweile ist eine Auseinandersetzung sowohl mit laienlinguistischen Veröffentlichungen wie mit lebensweltlichen Alltagskonzepten von Sprache und mit einer potentiellen linguistisch fundierten Sprachkritik in Gang gekommen.

In einem 2002 veröffentlichten Aufsatz *Darf man als Sprachwissenschaftler die Sprache pflegen wollen?* hält Bär fest, es gebe seit fünf oder sechs Jahren Anzeichen dafür, dass die Frage nach der gesellschaftlichen Relevanz des Fachs wieder diskutiert werde, was er anhand von Tagungs- und Konferenzthemen veranschaulicht (vgl. Bär 2002: 223).

Im Bozner Manifest, das 2003 veröffentlicht wurde, treten fünf Sprachwissenschaftler für „Sprachkritik als Teil einer anwendungsbezogenen Sprachwissenschaft“ (Lanthaler et al. 2002: 3) ein. Sie streben nach einer Sprachkritik, die auf Einsichten und Erkenntnissen der Sprachwissenschaft aufbaut, diese Erkenntnisse in den Bereich des Sprachgebrauchs transferiert (d. h. für die Sprachpraxis nutzbar macht) und für die Öffentlichkeit (Politik, Schule, Medien) formuliert“ (ebd.) Sie wollen „Sprachbewusstsein [...] fördern mit dem Ziel, Sprachkultur zu pflegen, auszubauen und zu sichern“ (ebd.). Dieses Zitat stellten Jürgen Schiewe und Martin Wengeler 2005 an den Anfang ihrer Einführungsworte zur ersten Ausgabe von *Aptum*, einer Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur. Das erklärte Ziel der Herausgeber ist es, eine kritische Beschäftigung mit *Sprache* zu betreiben und Fragen aus der Öffentlichkeit auf einer sprachwissenschaftlichen Grundlage zu beantworten. Gleichzeitig soll das Sprachbewusstsein gefördert werden und die Diskussion über Sprachkultur und Sprachkritik in der Öffentlichkeit bekannter gemacht werden (vgl. Schiewe/Wengeler 2005: 1f.).

Seit der populäre Sprachkritiker Bastian Sick auf der Bildfläche erschien, haben sich unter anderem Peter Eisenberg, Markus Hundt, Péter Maitz, Stephan Elspaß und André Meinunger zum Thema geäußert.

Wie Bär schreibt auch Spitzmüller, die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Verhältnis Sprachwissenschaft–Öffentlichkeit habe vor allem seit Beginn der 1990er Jahre deutlich zugenommen (vgl. Spitzmüller 2006, 65). Immer mehr seien alltagsweltliche Modelle und Konzepte von Sprache von Interesse, da Wissenskommunikation keine Einbahnstraße



sein könne. So werde nun vermehrt untersucht, was Nichtlinguisten von Sprache hielten; zudem sei nun über ein *Public Understanding of Science* hinaus auch ein *Scientific Understanding of Public* notwendig (vgl. Spitzmüller 2016: 317f.), also Forschung dahingehend, welches Wissen über Sprache in der Öffentlichkeit vorhanden ist. Für diese Arbeit als besonders grundlegend sind die Einstellung der Öffentlichkeit zur Sprache, ihre Haltung gegenüber Normen und Sprachgebrauch sowie das konflikträchtige Thema der sprachlichen Identität (vgl. Bär/Niehr 2013: 3f.). Diese drei Gebiete akzentuieren die unterschiedlichen Zugänge zur Sprache zwischen Sprachwissenschaft und Öffentlichkeit. Sie werden unter 3.3.2 speziell ausgeführt, sind aber in der ganzen Arbeit bedeutsam.

## **2.5 Zusammenfassung/Beantwortung der Fragen**

In diesem Kapitel ging es darum zu definieren, was in dieser Arbeit unter öffentlicher Sprachkritik verstanden werden soll, und wie die Linguistik sich zu ihr stellt. Das lange Zeit von Distanz geprägte Verhältnis wurde an dem Streit um die Sprachkritik dargelegt, und abschließend wurden Beispiele für eine veränderte, zugewandtere Position gegeben.

Öffentliche Sprachkritik, wie sie in dieser Arbeit wesentlich ist, beschreibt eine außerwissenschaftliche, in der Regel schriftliche Beschäftigung mit sprachlichen Erscheinungen. Typisch sind eine Kritik an einzelnen Wörtern, eine konservative Ausrichtung und eine Abneigung gegen neue Phänomene des Sprachwandels. Die Sprachkritiker, die oft beruflich mit Sprache zu tun haben, orientieren sich bei der Bewertung der beschriebenen Phänomene an subjektiven Kriterien, die daher nicht objektiv überprüfbar sind. Von Sprachkritik ist die auf Sprachreflexion und eine Verbesserung des sprachlichen Ausdrucksvermögens ausgerichtete Sprachpflege abzugrenzen.

Die Linguistik distanziert sich von einer ästhetisch-formalen wie auch von einer ethisch-moralischen Form der Sprachkritik, die auf die Bewahrung früherer Sprachzustände fokussiert ist und defizitorientiert sowie ohne fundierte Bewertungskriterien betrieben wird. Besonders prononciert war diese Trennung nach dem sogenannten Streit um die Sprachkritik in den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts. Damals versuchten drei Sprachkritiker auf an sich unauffällige Wörter hinzuweisen, die ihrer Ansicht nach im Nationalsozialismus eine un-menschliche Bedeutung bekommen hätten und nicht mehr verwendet werden sollten. In der

Sprachwissenschaft wurde eine solche moralisierende Beurteilung abgelehnt und geltend gemacht, dass nur Sprechende schuldig sein könnten, Wörter jedoch nicht. Der Streit festigte die Aufteilung in eine wertende Sprachkritik und eine beschreibende Sprachwissenschaft.

Seit dem ausgehenden 20. Jahrhundert ist in der Linguistik eine vermehrte Beschäftigung mit der öffentlichen Sprachkritik zu beobachten. Das zeigt sich zum Beispiel in dem Bestreben, Sprachkritik als Teil einer praxisbezogenen Linguistik zu etablieren, der Zeitschrift *Apertum*, die unter anderem sprachkritische Fragen der Öffentlichkeit linguistisch fundiert beantworten möchte (vgl. Schiewe/Wengeler 2005: 1), und der Forderung nach einem *Scientific Understanding of Public*.

### **3 Öffentliche und wissenschaftliche Sprachkritik**

Themen dieses Kapitels sind sowohl die Gemeinsamkeiten und Unterschiede populärer und linguistischer Sprachkritik als auch die Stärken und Schwächen populärer Sprachkritik. Zu den bedeutsamen Unterschieden zählen die Wissenschaftswerte, die in der Community verbindlich sind, in der Öffentlichkeit jedoch nicht. Besonderes Augenmerk wird auf den unterschiedlichen Zugang zur Sprache gelegt: Für Angehörige der Linguistik ist Sprache (bloßer) Forschungsgegenstand, der objektiv untersucht und beschrieben wird, so dass Geschmacksurteile oder Bedauern über gewisse Entwicklungen aus Sicht vieler Linguistinnen und Linguisten fehl am Platz sind. Die Öffentlichkeit untersteht diesem Wissenschaftsgebot aber nicht und nimmt die nüchterne Sachlichkeit der Wissenschaft mit Widerwillen oder gar Ablehnung auf. Denn für sie ist Sprache zutiefst mit Identität verbunden, was dazu führen kann, dass sie die Erklärungen als Beschwichtigungen interpretiert und der Wissenschaft mangelnden Einsatz zur Sprachpflege vorwirft. In diesem Zusammenhang wird ferner ausgeführt, wieso der Erarbeitung einer linguistisch fundierten Sprachkritik wenig Erfolg beschieden und eine Sprachgestaltung vorzuziehen ist.

Die Öffentlichkeit wird in dieser Arbeit zweigeteilt: zum einen in eine kleine, bereits sprachaffine Gruppe und zum anderen in die überwiegende Mehrheit der Öffentlichkeit, die Sprache vornehmlich als reines Kommunikationsmittel betrachtet und sich bislang nur unter besonderen Umständen wie bei Vorstellungsgesprächen oder Abschlussarbeiten mit ihr beschäftigt. Es liegt auf der Hand, dass diese beiden Gruppen, die in sich immer noch heterogen sind, unterschiedliche Voraussetzungen und Bedürfnisse mitbringen, die nach einem differenzierten Umgang verlangen. Abschließend werden Kriterien für eine linguistisch fundierte Sprachkritik und diesbezügliche Hindernisse dargestellt. Konkrete Fragen in diesem Kapitel lauten: Welche Kriterien gelten im öffentlichen Diskurs, welche im wissenschaftlichen Diskurs? Inwiefern würde eine Lichtgestalt (wie Bastian Sick im öffentlichen Diskurs) der Wissenschaft dienen? Was könnte man von ihr lernen?

#### **3.1 Gemeinsamkeiten und Unterschiede populärer und wissenschaftlicher Sprachkritik**

Nach den unter 2.3 ausgeführten historisch gewachsenen Differenzen zwischen Sprachwissenschaft und Öffentlichkeit werden in diesem Abschnitt die jeweiligen metasprachlichen

Diskurse untersucht, wobei sich neben Unterschieden durchaus auch einige Gemeinsamkeiten finden lassen, die hier gleich zu Beginn stehen.

### 3.1.1 *Gemeinsamkeiten*

Einleitend soll festgestellt werden, dass die Gemeinsamkeiten zwangsläufig eher allgemeiner Natur sind, da sich die Positionen mehr oder weniger deutlich voneinander unterscheiden – und aufgrund der anders gelagerten Voraussetzungen und Bedürfnisse auch unterscheiden müssen. Selbst wenn die Diskurse Gemeinsamkeiten aufweisen, sich mitunter überschneiden und einander befruchten können, sind sie fundamental verschieden, haben aber gerade in dieser Verschiedenheit ihre jeweilige Berechtigung, weil sie dadurch den Erwartungen des eigenen Adressatenkreises entsprechen können (vgl. Kap. 5.1). Denn beide bedienen offensichtlich ein Bedürfnis, und zwar eines, das ganz unterschiedlich geartet ist und daher auch unterschiedliche Herangehensweisen, Positionen und Antworten bedingt.

In beiden Diskursen zeigen die Akteurinnen und Akteure naturgemäß ein Interesse an und ein Engagement für Sprache. Sie ist gemeinsamer Gegenstand des Interesses und bildet die Basis der jeweiligen Beschäftigung. Gemeinsam ist ihnen ferner, dass die Teilhabenden beider Diskurse sich metasprachlich äußern, sprachliche Phänomene beschreiben und Tendenzen erkennen. Aktuelle Themen wie *Jugendsprache* oder *Anglizismengebrauch* sind in beiden Diskursen relevant und bieten vielfältige Ansatzpunkte. Dabei sind es hier wie dort einige wenige Protagonisten, die den Diskurs bestimmen. Laut Spitzmüller (2016: 318) haben Forschungen aus den Folk Linguistics ergeben, dass in der Öffentlichkeit durchaus komplexe und schlüssige alltagsweltliche Sprachkonzepte und -modelle existieren, wenn sie auch in vielerlei Hinsicht von den sprachwissenschaftlichen abweichen. Cameron schließlich macht geltend, dass sämtliche Einstellungen zu Sprachwandel und Sprache ideologisch geprägt seien und sich öffentliche Sprachkritiker und Linguistinnen und Linguisten allein schon deshalb näherstünden, als gemeinhin angenommen werde. Für sie ist etwa das Deskriptionsgebot Teil einer Ideologie (vgl. Cameron 1995: 4) und ideologische Ausrichtungen gehören zu den Vorbehalten, die die Linguistik in Bezug auf die Sprachkritik hat.

### *3.1.2 Unterschiede allgemeiner Art*

In ihrem jeweiligen Relevanzhorizont und Adressatenkreis können beide Diskurse mit Recht als zielführend gelten, in ihrer Ausrichtung und Gewichtung sind sie jedoch grundlegend verschieden: In der sprachaffinen Öffentlichkeit liegt laut Spitzmüller eine Klage des allgemeinen Sprachverfalls vor, die gern an der Rechtschreibreform, an den digitalen Medien, an Anglizismen und/oder der Jugendsprache festgemacht wird. Gemäß Spitzmüller wird Sprache in der Öffentlichkeit als „ein geschlossenes, relativ statisches System mit scharfen Grenzen“ (Spitzmüller 2005: 2) wahrgenommen. Die Soziolinguistik hingegen betrachte Sprache „als ein Funktionsgefüge aus verschiedenen Varietäten oder Funktionalstilen. Sprache gilt als offenes System, das sich permanent wandelt und den Gegebenheiten angepasst wird“ (ebd.). So besteht in populären sprachkritischen Veröffentlichungen die Tendenz, das geschriebene Standarddeutsch und die eigenen Kriterien der Verfasserinnen und Verfasser zum stets gültigen Maßstab zu erheben, ohne Aspekte der situativen Angemessenheit einzubeziehen. Durch die subjektive Ausrichtung von Glossen und Kolumnen (und in der Regel sind sprachkritische Veröffentlichungen ja solcher Art) ist das zwar legitim, aber es ist trotzdem unrecht, Sprechen und Schreiben losgelöst von ihrem Zusammenhang zu betrachten und zu bewerten. Denn es setzt unrealistische Maßstäbe – oftmals standardsprachliche, bildungsbürgerliche und dudenorientierte – absolut und ignoriert die unterschiedlichen Verwendungszwecke, zu denen Sprache eingesetzt wird. Die Linguistik hat dazu das Konzept der funktionalen Angemessenheit entwickelt, wonach für unterschiedliche Situationen auch unterschiedliche Verwendungsweisen von Sprache angebracht sind. Damit gelten Normen nicht absolut, sondern variieren je nach Kontext. Dies erlaubt den Sprechenden eine größere sprachliche Freiheit, es bedingt aber auch, dass sie verschiedene Register kennen und zwischen ihnen hin und her wechseln können.

### **3.2 Chancen und Grenzen populärer Sprachkritik**

Im folgenden Abschnitt wird die populäre Sprachkritik kritisch gewürdigt. Der Fokus liegt dabei auf dem produktivsten Sprachkritiker des letzten Jahrzehnts, Bastian Sick, dessen Bekanntheitsgrad weit über das Maß hinausgeht, das man bei einem Autor erwarten könnte, der sich mit sprachlichen Fragen auseinandersetzt.

### 3.2.1 Stärken der öffentlichen Sprachkritik am Beispiel Sicks

Aus Sicht der Sprachgemeinschaft hat die öffentliche Sprachkritik einige starke Seiten, die den Wünschen und Forderungen der Sprachgemeinschaft entgegenkommen: Sie entspricht dem Bedürfnis nach Norm, punktet mit einem lockeren Schreibstil, ist leicht verständlich, verteidigt Traditionen und erreicht durch ihre vergleichsweise beachtliche Reichweite ein großes Publikum. Diese Vorzüge sollen im Folgenden vorgestellt und kritisch kommentiert werden.

#### 3.2.1.1 Bedürfnis nach Normen

In seinen Kolumnen schreibt Sick im Tonfall der Gewissheit, was seiner Meinung nach korrekt ist und was nicht, und macht es seiner Leserschaft mit zahlreichen Wiederholungen klar. Damit kommt er dem Wunsch nach einer konkreten Einteilung in richtig und falsch nach. Durch diese Schwarz-Weiß-Einteilungen und die Selbstsicherheit, mit der er seine Behauptungen vertritt, wirkt er klar, verbindlich, entschieden und bewandert und erweckt den Eindruck fachlicher Kompetenz. Dass er dafür selten mehr als eine Buchseite benötigt, trägt weiter zur Attraktivität seiner Kolumnen bei.

Dieses Bedürfnis der Öffentlichkeit mag von unterschiedlichen Beweggründen geleitet sein: Mit Jan Georg Schneider (vgl. Schneider 2005: 154) und Annette Trabold (vgl. Trabold 2009: 544) ist erstens in der Rechtschreibreform eine Ursache dafür auszumachen, dass die Verunsicherung hinsichtlich der Sprachbeherrschung zugenommen und sich bis heute nicht gelegt hat. Zweitens betont Trabold, dass Sprache alle jeden Tag betrifft. Sie schafft unsere Realität, und da die Sprachwissenschaft die verschiedenen Facetten kommunikativer Situationen erforscht, kann und soll sie einen Beitrag zur besseren Alltagsbewältigung leisten und eine aufklärerische Position einnehmen (vgl. Trabold 2009: 540f.). Und drittens ist die Öffentlichkeit von der Schulzeit her an eine normierte Rechtschreibung gewohnt und glaubt deshalb womöglich, Sprache als Ganzes sei etwas Festgelegtes, das sie jedoch nicht fehlerfrei beherrsche. Daher begrüßt sie eindeutige Empfehlungen, zumal, wie gesagt, die Sprachbeherrschung auch für Beurteilungen erhalten muss, die über bloße Einschätzungen der Sprachkompetenz hinausgehen.

Mit der Möglichkeit, Sprachphänomene nach ihrer vermeintlichen Richtigkeit einzuordnen, ist die öffentliche Sprachkritik hier der Sprachwissenschaft gegenüber im Vorteil, da

diese von Wertungen und Vorschriften zumeist absieht und einen deskriptiven Standpunkt vertritt, weil er gemäß Klein eine „wissenschaftliche Einstellung“ garantiere (vgl. Klein 2002: 396). Zudem ist von Polenz' Position aus dem Jahr 1963 in der Linguistik immer noch präsent. Damals hielt er fest, es gäbe in der Sprache weder Fehler noch Fehlentwicklungen (von Polenz 1963: 402), Wenn also die Linguistik wertet, dann geschieht dies tendenziell wohlwollend, weil sie davon ausgeht, dass Veränderungen aus gutem Grund eintreten. Dabei kommt die Sprachwissenschaft ohne Wertungen und Vorschriften nicht aus, so sehr sie es auch versuchen mag. So kritisiert etwa Klaus Bayer die „überhebliche Vernunft“ der Linguistik, die angeblich keine Vorschriften mache, andererseits aber anderen höchst wirksam vorschreibe, Kritik zu unterlassen und von Vorschriften abzusehen (vgl. Bayer 2010: 78). Und zuletzt, wie sich Maitz bewusst ist, sind Sprachwissenschaftlerinnen und Sprachwissenschaftler mit ihrer Kultur und ihrer gesellschaftlichen Position verbunden und ihre Tätigkeit diene „zwangsläufig immer“ (vgl. Maitz 2014: 13) den Anliegen gewisser gesellschaftlicher Gruppen.

#### 3.2.1.2 Lockerer Schreibstil

Sick schreibt locker, heiter, mit Ironie und vielen Übertreibungen. Seine Artikel sind vordergründig unterhaltsam und einleuchtend und wertend dahingehend, was richtiges Deutsch sei und was nicht. Sick verpackt seine Anliegen in kleine Geschichten und Anekdoten und senkt damit geschickt eine allfällige Schwellenangst. Tatsächlich stand er in einem Interview, er erhalte manchmal Dankesbriefe von Legasthenikerinnen und Legasthenikern, denen sein Zugang zu Sprache und seine Art, Sprache zu beschreiben, die Angst vor Regeln genommen habe (vgl. Hiller et al. 2015: 16). Sein Stil lässt sich mit Turi wie folgt charakterisieren: starker Einstieg, Geschichte personalisieren, roten Faden auslegen, Wortspiele auslegen, starker Schlusssatz (vgl. Turi 2005: 25).

Mitunter stiftet dieses Stilmittel aber auch Verwirrung, denn wenn Sick die kritisierten Erscheinungen auf einmal überzeichnet selbst sehr gebündelt einsetzt und die Ironie nicht erkannt wird, herrscht Unsicherheit, was er nun tatsächlich empfiehlt. Wem sich Ironie nicht erschließt, bleibt daher am Ende der Lektüre vielleicht recht ratlos zurück. Als ein Beispiel unter vielen sei aus der Kolumne *Phrasenalarmstufe Gelb* der letzte Absatz zitiert. In dieser Kolumne tut Sick Phraseologismen wie etwa *aus dem Nähkästchen plaudern*, *kein Blatt vor*

*den Mund nehmen, mit etwas nichts am Hut haben* oder wenn *jemandem der Kragen platzt*, als „Gerümpel“ und „Krempel“ (Sick 2016: 60) ab:

„Das muss dann wieder irgendjemand auf seine Kappe nehmen, auch wenn er damit nichts am Hut hat, weil er sich etwas völlig anderes auf die Fahnen geschrieben hat, aber sonst hagelt es wieder Proteste, und man lässt ihn am Ende womöglich im Regen stehen“ (Sick 2016: 60).

Zwar lässt sich argumentieren, gerade die Überzeichnung führe das Kritisierte besonders deutlich vor Augen, aber es wirkt in der Häufung lächerlicher, als wenn es in realistischerer Zahl in einem Text vorkäme. Solche Übertreibungen begünstigen unter Umständen den Eindruck des Ertapptseins oder gar ein unnötiges und potentiell schädliches Gefühl der Beschämung, was möglicherweise einem spielerischen Umgang mit Sprache abträglich ist und einer bedauerlichen Eintönigkeit Vorschub leistet.

Die Möglichkeit, Sprachentertainment zu bieten, aus dem Vollen zu schöpfen und die gesamte Bandbreite an Ausdrucks- und Stilformen zu nutzen, sind nicht zu unterschätzende Vorteile feuilletonistischer Sprachkritik. Anekdoten, Geschichten und Metaphern sind eingängig und die Geschichten bleiben leicht im Gedächtnis haften. Indem Sick sich mokiert und seine Beanstandungen als amüsante Vorstellungen mit einem gewissen Unterhaltungswert verbreitet, bringt er Schwung und Leichtigkeit in Grammatik und Rechtschreibung. Dafür besteht auch die Gefahr, dass die Leserschaft das Interesse verliert, wenn eine Glosse nach der anderen um jeden Preis lustig wirken soll. Sachliche Texte sind vielleicht nicht so unterhaltsam, behalten ihren Wert und ihre unaufgeregte Informativität jedoch bei. Sick setzt keine linguistischen Kenntnisse voraus, sondern richtet seine Kolumnen auf die Bedürfnisse sprachlicher Laien aus. Das ist aus Sicht der Öffentlichkeit ein nicht zu unterschätzendes Entgegenkommen, wie es linguistische Experten im Umgang mit Laien kaum je tun bzw. tun können (vgl. Ernst 2006: 1253). Sein Verzicht auf Fachtermini führt etwa zur bildhaften, einprägsamen Formulierung „bekleidete resp. unbekleidete Hauptwörter“ (Sick 2015: 16), wenn er über Substantivbegleiter schreibt. Wohl lässt sich einwenden, das sei simplifizierend und Sick traue der Leserschaft wenig linguistisches Verständnis zu. Aber das ist nun wirklich ein Punkt, bei dem Sick die Allgemeinheit auf unkomplizierte, zugängliche Art mit einbezieht und er sich nicht wie sonst oft vornehmlich an das Bildungsbürgertum richtet (siehe 3.2.2.4).



Dass seine Kolumnen dem Alltagssprachgebrauch entnommen sind, begründet er wie folgt:

„Die meisten Sprachkritiker ziehen nur die Großen der Literatur heran: Goethe oder Schiller, die in der Tat großartige Belege für schönes Deutsch liefern. Die Frage ist nur, wen man damit erreicht. Ich habe von Anfang an auf Beispiele aus dem sprachlichen Alltag gesetzt“ (Lochbihler 2006).

Das ist einerseits hilfreich und erfolgversprechend, aber andererseits begünstigt es eine Ausrichtung auf das Mittelmaß oder den Substandard. Auf der ersten Seite der ersten Folge verkündet Sick sein erklärtes Ziel, *gegen falsches Deutsch und schlechten Stil* (Hervorhebung F.S.M.) zu Felde zu ziehen (vgl. Sick 2016: 9). Warum tritt er nicht *für richtiges Deutsch und guten Stil* ein, wonach er für sich persönlich durchaus strebt: „Ich suche immer etwas, das mich nach vorne reißt, mich erhebt, wo ich sage: ‚Welch ein Vers! Welch ein tolles sprachliches Bild!‘“ (Meier 2008). Stattdessen begnügt er sich bei seiner Leserschaft damit, tatsächliche oder vermeintliche Abweichungen herauszustreichen und zu karikieren. Damit reißt Sick weder nach vorne noch erhebt er jemanden, sondern schreibt entsprechend der bereits konstatierten Defizitorientierung. Angesichts seines Bekanntheitsgrades und seiner breiten Rezeption wären jedoch Kolumnen sehr zu begrüßen, die sich um einen angemessenen Sprachgebrauch bemühen würden.

### 3.2.1.3 Traditionsgerichtetheit

Es ist oft festgestellt worden, dass öffentliche Sprachkritik konservativ ist und gegen Sprachwandelphänomene anschiebt (vgl. unter anderem Hoberg 2007: 348, Spitzmüller 2005: 8, Corr 2014: 95). Ich gehe davon aus, dass es gute Gründe für einen solchen traditionellen Standpunkt geben muss. Ohne Vorteile dabei, an Bekanntem festzuhalten, ließe sich das Zögern, sich auf Neues einzulassen, nur schwer erklären. Diese Vorteile werden unter 4.3 zu erarbeiten versucht. An dieser Stelle scheint es wichtig festzuhalten, dass Bekanntes sowie die Bestätigung von Bekanntem und Vertrautem Sicherheit verleihen. Sicherheit wiederum hilft, Dinge, Menschen und Situationen etwas berechenbarer zu machen, was das Sicherheitsgefühl erneut erhöht. Dazu passt, dass sich gewisse sprachliche Phänomene über Jahrzehnte hinweg in den sprachkritischen Veröffentlichungen halten. Indem die Leserschaft Vertrautes wiederfindet, fühlt sie sich in ihren Werten und Einschätzungen bestätigt. Insofern können tradierte Kritikpunkte bei Sprachkritikern auch zu einer positiven Identitätswahrung beitra-

gen; sie werden in ihren Überzeugungen anerkannt, brauchen sie nicht zu überdenken, befinden sich auf vertrautem Terrain und erfahren ihre Haltung als übereinstimmend mit derjenigen einer Person, die für sie eine Autorität in Sprachthemen darstellt, mithin als korrekt.

Als kleines Streiflicht, um einen Eindruck von den Fragen zu bekommen, die in der populären Sprachkritik seit über 120 Jahren zum Kanon gehören, folgen hier Beispiele, die sich allesamt bei Matthias (1929), Schulze (1966), und Sick (2009–2016) finden:

- 14tägig/14täglich (vgl. Schulze: 77; Matthias 1929: 11f.; Sick 2015: 118f.)
- anscheinend/scheinbar (vgl. Schulze: 322; Matthias 1929: 448; Sick 2016: 39ff.)
- Deklination schwacher Maskulina (vgl. Schulze: 204; Matthias 1929: 45; Sick 2015: 68)
- Redundante Modalverben wie in „Die Erlaubnis, reisen zu dürfen“ (vgl. Schulze: 275f.; Matthias 1929: 433; Sick 2015: 72ff.)
- Doppelte Verneinungen (vgl. Schulze: 256; Matthias 1929: 407–413; Sick 2006: 57f.)
- Hin und her (vgl. Schulze: 330f.; Matthias 1929: 30; Sick 2015: 162–167)
- Konjunktiv (vgl. Schulze: 136–152; Matthias 1929: 368f., 371ff., 379, 382f.; Sick 2015: 77–81)
- Kasusrektion bei *trotz* (vgl. Schulze: 24; Matthias 1929: 142; Sick 2016: 16f.)
- Nominalisierte Partizipien (vgl. Schulze: 64f., 340; Matthias 1929: 360; Sick 2016: 168–172)
- Wir Deutsche(n) (vgl. Schulze: 49; Matthias 1929: 64f.; Sick 2015: 39–42)

#### 3.2.1.4 Sicks Metiers und Breitenwirkung

Bastian Sick studierte Geschichtswissenschaft und Romanistik (Schwerpunkt Altfranzösisch), da die deutsche Sprache keine Geheimnisse mehr geborgen habe (vgl. Gassner 2005). Ab 1995 arbeitete er beim Spiegel, wo er nach einigen Jahren Schlussredaktor wurde. In dieser Funktion versandte er humorvolle E-Mails an Arbeitskollegen, um sie auf Fehler aufmerksam zu machen. Sein Chef war von ihnen so angetan, dass er ihm eine Online-Kolumne gab und im Mai 2003 der *Zwiebelfisch* aus der Taufe gehoben wurde. Eine Lektorin las die Artikel mit Begeisterung und hatte die Idee, die Texte in einem Buch zusammenzufassen. Seither sind neben sechs auflagestarken Folgen (die erste lag am 02. August 2017 in 46.

Auflage vor) diverse andere Produkte erschienen. Mehr als jeder andere Sprachkritiker vor ihm vermarktet Sick sich und seine Produkte mit großer Geschäftstüchtigkeit. Zusätzlich zu seinen Büchern, von denen das erste auch in Blindenschrift und Schmuckdruck erhältlich ist, gibt es Postkarten, Tagesabreißkalender, Hörbücher, Bücher voller Abbildungen fehlerhafter Schilder o. ä., Spiele zu den Büchern, Kalender und Postkarten-Bändchen mit verdrehten Sprichwörtern und Redewendungen (vgl. bastiansick.de: Bibliografie 2017). Sick hat einen Rekord für das Guinness Buch der Rekorde aufgestellt (vgl. bastiansick.de: Bibliografie/Hörbücher 2006) und in etlichen Ländern Auftritte absolviert, darunter Ungarn, Dänemark, Spanien, England, Portugal und Kanada (vgl. bastiansick.de: Auslandsauftritte 2017). Durch all diese Veröffentlichungen und medienwirksamen Auftritte wird Sick von einer breiten Öffentlichkeit rezipiert und kann damit seine Auffassung von Sprache vielerorts in Umlauf bringen.

Sein Bekanntheitsgrad ist eindrücklich: Der deutsche Cartoonist Martin Perscheid, veröffentlichte im Juli 2008 auf web.de einen Cartoon über Sick: Ein Mann hat soeben „Bullen sind alle’s Schweine!“ an eine Mauer gesprüht, ein Polizist packt ihn und herrscht ihn an: „Ja haben Sie denn verdammt noch mal den Sick nicht gelesen?“ Offensichtlich schätzte Perscheid Sicks Bekanntheitsgrad so hoch ein, daß die Leserschaft wissen würde, um wen es sich bei dem Genannten handelt und was sein Betätigungsfeld ist, und deutete mit der Formulierung *den Sick* an, daß es nur einen Sick gibt. Überdies wird Sick in einem Studienbuch erwähnt (und zwar in Wolff 2009: 288), was beachtlich ist.

Diese außergewöhnliche Wirkung ist sicher in einem nicht geringen Ausmaß dem Umstand zu verdanken, dass Sick mit dem *Spiegel* einen werbeerprobten, geschäftstüchtigen Verlag im Rücken hatte. Aber auch mit seinem lockeren Schreibstil hebt sich Sick von den anderen Sprachkritikern ab. Nach diesen positiven Aspekten ist es jedoch nötig, in aller Entschiedenheit auch Sicks Schwächen darzustellen. Sie sind umso ungünstiger, als Sick derart bekannt ist, seine Werke im Schulunterricht eingesetzt werden und er als Autorität gilt.

### 3.2.2 *Schwächen der öffentlichen Sprachkritik am Beispiel Sicks*

Zusammenfassend ist aus linguistischer Sicht mit Schneider Sicks ablehnende Haltung dem Sprachwandel gegenüber zu bemängeln, dass ihm zeitweilig sachliche Fehler unterlaufen, er Fehlschlüsse zieht, zu wenig zwischen schriftlicher und mündlicher Sprache unterscheidet,

dogmatisch einen bildungsbürgerlichen, dudenorientierten Standpunkt einnimmt, zu normativen Ratschlägen neigt und Formulierungen erst ablehnt und dann selbst verwendet. Schneider kritisiert zudem, dass Sick die Kriterien seiner Beurteilung nicht plausibel mache, was eine Voraussetzung sei, um eine größere Sicherheit im Umgang mit Sprache zu erreichen (vgl. Schneider 2005: 174). Bei Amazon finden sich denn auch Rezensionen, in denen sich die Verfasser nach der Lektüre von Sicks Glossen, die er im Tonfall unumstößlicher Gewissheit verfasst, ihres Sprachgebrauchs zu schämen scheinen:

„Ich habe schon beim ersten Teil geglaubt, daß mein Deutsch verbesserungswürdig ist und ich viele Fehler mache, doch nun wurde ich mit dem zweiten Teil doch noch eines Besseren belehrt... Ich weiß nun, daß ich nichts weiß... doch ich habe nicht die Hoffnung aufgegeben, vom Autor Bastian Sick zu lernen“ (Wiedau 2005)

„Manchmal auch ein bisschen peinlich, weil man so oft ertappt wird, auch wenn man denkt, man beherrscht die Sprache eigentlich ganz gut“ (Ein Kunde 2005).

„Es ist schon erschreckend ,was man alles mal gelernt und dann wieder verlernt hat !“ (leo 2014 (Kleinschreibung des Namens und Leerschläge im Original)).

„Ich dachte immer, ich bin ziemlich sattelfest in der deutschen Sprache. Irrtum! Bastian Sick hat mich eines Besseren belehrt“ (Sandra 2009).

Während Sick die Fehler anderer ungeniert herausstreicht, geht er mit seinen eigenen ungleich nachsichtiger um und verharmlost sie in einer Weise, die problematisch ist, nachdem jemand zum „Herr[n] der Genitive“, „Grammatik-Guru“ und „Rechtschreibpapst“ (Klose 2009: 70) gekürt worden ist. Beispielsweise schreibt Sick in der zweiten Folge: „Auch in diesem Buch wird bestimmt der eine oder andere Fehler stecken. Wenn Sie einen entdecken, dann betrachten Sie ihn wie ein Osterei, das mit Absicht versteckt worden ist, damit Sie es finden“ (Sick 2015: 15). Damit setzt Sick zum einen seine eigene Glaubwürdigkeit als Sprachexperte herab, und zum anderen: Wie kann er denn jetzt noch sicher sein, dass er echte Fehler aufspürt? Vielleicht wurden sie ja ebenfalls absichtlich eingefügt, damit er sie findet.

Im Folgenden werden die einleitend erwähnten Schwächen anhand von Sicks Veröffentlichungen näher erläutert. Sie sind aber typisch für laienlinguistische Sprachbetrachtungen generell.

### 3.2.2.1 Sprachwandel

Sick proklamiert tendenziell einen statischen Sprachbegriff. Beispielsweise moniert er die Verwendung des „modernen Anglizismus“ ‚in‘ mit einer Jahreszahl, die bereits Wustmann 1891 kritisierte. Sick beanstandet adjektivierte Adverbien ebenso, wie Adelung es 1801 tat. Und wie Sick missfielen auch Heynatz pleonastisch superlativierte Steigerungen wie *größtmöglichst*. Das war 1796 (vgl. Rinas 2011: 37f.). Dass in der öffentlichen Sprachkritik so unbeirrt daran festgehalten wird, kritisierte Erscheinungen seien falsch und blieben es ein für alle Mal, mag damit zu tun haben, dass den Sprachpflegern ja gerade daran gelegen ist, dass die Sprache bleibt, wie sie war. Daher wird es mit Wohlwollen betrachtet, wenn Forderungen nach einem bestimmten Usus über Jahrzehnte hinweg tradiert werden, zumal das ihnen erlaubt zu reklamieren, ein bestimmter Fehler werde seit jeher begangen. An sich ist das natürlich kein ernstzunehmendes Argument, sondern weist gerade darauf hin, dass sich eine Abweichung als alltägliche Erscheinung etabliert oder bereits etabliert hat. Kaluza macht gar darauf aufmerksam, dass „der tatsächliche Gebrauch als Folgerung die faktische Richtigkeit nach sich zieht“ (Kaluza 2008: 437). Auch Sick ist sich im Klaren darüber, dass viele der von ihm behandelten Phänomene der deutschen Sprache keineswegs neu sind: „[...] viele der Fehler, die heute gemacht werden, sind gar nicht neu, sondern haben schon frühere Generationen geplagt“ (Sick 2016: 10), aber er erkennt dabei Sprachwandel nicht als das unabänderliche Geschehen (an), das es ist.

### 3.2.2.2 Enger Sprachbegriff

Im Weiteren vertritt Sick tendenziell einen homogenen Sprachbegriff und unterscheidet kaum zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit oder dem Sprachgebrauch in Instantmedien wie Chats oder WhatsApp; Medien also, deren konzeptionelle Mündlichkeit Ausdruck der augenblicklichen Sprachverwendung ist. Stattdessen unterwirft er alles dogmatisch (s)einem bildungsbürgerlichen, dudenorientierten Standpunkt. Das zeigt sich etwa, wenn er einsieht, dass eine sprachliche Erscheinung wohl benutzt wird, sie aber mit dem Urteil abwertet, sie sei nicht standardsprachlich. In den neueren Veröffentlichungen sind das unter anderem der analytische Konjunktiv, den er mit „Verblödung“ (Sick 2015b: 18) in Verbindung bringt, oder die angeblich inkorrekte Perfektform *gemelkt* (vgl. Sick 2009: 25).

Mit Schneider ist das besonders zu bedauern, weil diese Form von Sprachkritik bestehende Unsicherheiten verstärkt und weder sprachliche Kreativität noch Sprachreflexion fördert (vgl. Schneider 2005: 174). Sick selbst schürt diese Befangenheit. In der Einleitung bescheinigt Sick dem Großteil der Deutschsprechenden ein unversehrtes Sprachempfinden: „Dabei haben die meisten von uns im Grunde ein völlig intaktes Sprachgefühl und wissen, an welcher Stelle sie welches Wort zu gebrauchen haben und wie es geschrieben wird“ (Sick 2016: 11). Doch gegen Ende des ersten Buches klingt das plötzlich grundlegend anders: „Man muss nur wenige Augenblicke im Nachmittagsprogramm der privaten Fernsehsender verweilen, um festzustellen, dass *den meisten Deutschen* das Gespür für wohlklingende und missklingende Wörter abgeht“ (Sick 2016: 190, Hervorhebung F. S. M.). Mit einer solchen systematischen Verunsicherung und einer Abwertung von Formulierungen, die in der Öffentlichkeit weit verbreitet sind, kann das Vertrauen in die persönliche Sprachkompetenz beeinträchtigt werden. Wenn geläufige Formulierungen kritisiert und in der Folge von den Sprechenden hinterfragt werden, laufen jene Gefahr, ihre Selbstverständlichkeit und Spontaneität einzubüßen (vgl. Ankenbrand 2013: 338). Die Folgen sind leicht vorhersehbar: Nun, da eine Unsicherheit geschaffen wurde, besteht sie. Um sie zu überwinden, behilft man sich mit vermeintlich klaren Anweisungen, was sprachlich zu tun und zu lassen ist. Die Sprachkritik gibt vor, eben das zu bieten. So nimmt sie sich eines angeblichen Problems an, das sie mit zweifelhaften Kolumnen zuerst selbst geschaffen hat.

### 3.2.2.3 Sachliche Fehler

Abgesehen von diesem homogenen und statischen Sprachbegriff begeht Sick auch sachliche Fehler. Es würde den Rahmen dieses Abschnitts sprengen, sie alle aufzulisten, aber einige Beispiele sollen doch dargestellt werden.<sup>6</sup>

Die Adverbien *raus*, *rein*, *runter*, *rüber*, *rauf* und *ran* deklariert Sick als Präpositionen (vgl. Sick 2006: 242), zwei tatsächliche Präpositionen, *über* und *um*, ordnet er dafür noch in der sechsendvierzigsten Auflage den Postpositionen zu (vgl. Sick 2016: 117f.).

*Sonderbarerweise* hält Sick für eine Entsprechung zu *auf seltsame Weise* (vgl. Sick 2015: 251), wogegen Meinunger zu Recht protestiert, da Ersteres etwas Unerwartetes in den Augen des Sprechers bedeute, während das Ereignis an sich nichts Ungewöhnliches sein

---

<sup>6</sup> Für ausführlichere Fehleranalysen verweise ich auf Schneider (2005) und Meinunger (2008).

müsse (vgl. Meinunger 2008: 87): „Wenn etwas sonderbar umherläuft, muss es noch lange nicht sonderbarerweise umherlaufen, wenn jemand sonderbar komponiert, muss er nicht sonderbarerweise komponieren“ (ebd.).

Sick behauptet, es bestehe ein Bedeutungsunterschied zwischen *fliehen* und *flüchten*, der sich im Antrieb zeige. *Fliehen* bedeute „schnell davonlaufen“ (Sick 2016: 212) und geschehe aus eigenem Entschluss, woher auch der schnell davonhüpfende Floh seinen Namen habe. *Flüchten* dagegen passiere gegen den eigenen Willen, etwa als Reaktion auf eine Vertreibung (vgl. ebd.) und bedeute „in die Flucht geschlagen werden“ (ebd.). Doch in Wahrigs Deutschem Wörterbuch ist unter *flüchten* als erste Erläuterung „fliehen, sich retten, Schutz, Zuflucht suchen“ (Wahrig 2011: 534) angegeben, als zweite „unangenehme Situationen od. Tätigkeiten zu vermeiden suchen“ (ebd.). Die Angaben zu *fliehen* beginnen mit „sich aus Furcht od. Freiheitsdrang rasch od. heimlich entfernen, die Flucht ergreifen“ (ebd.: 531). Zudem äußert sich der Duden zur Herkunft der Bezeichnung *Floh* bedeutend vorsichtiger als Sick: Sie sei volksetymologisch seit langem mit *fliehen* in Verbindung gebracht worden. Wahrscheinlich sei jedoch ein altes indogermanisches Wort entstellt oder spielerisch abgewandelt worden (vgl. Duden: Herkunftswörterbuch 2014: 292).

Im Zwiebelfisch-Abc der dritten Folge will Sick den Bedeutungsunterschied zwischen *bergen* und *retten* erkannt haben: Verletzte würden gerettet, Leichen geborgen (vgl. Sick 2006: 214). Indes – *bergen* bedeutet lediglich *in Sicherheit bringen* und kann sowohl für Überlebende als auch für Todesopfer eingesetzt werden, wie im Duden nachzulesen ist. Dort steht: „<jmdn., etw. b.> *retten*, *in Sicherheit bringen*: verunglückte Bergleute [lebend, nur noch tot] b.“ (Duden: Stilwörterbuch 2017: 186).

Dafür besteht Sicks Meinung nach weder in der Bedeutung noch im Gebrauch ein Unterschied zwischen *nutzen* und *nützen* (vgl. Sick 2016: 221), erhält jedoch von Mathias Deinert Widerspruch. Dieser beruft sich in seinem Internetaufsatz *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod*. Oder: *Die schöne Geschichte von des alten Kaisers neuem Gong* auf das Wörterbuch der Gebrüder Grimm. Dort werde ersichtlich, dass bei *nutzen* „gebrauchen“, bei *nützen* „nützlich sein“ mitschwinge (vgl. Deinert 2005), was er mit „Wenn du deine Zeit NUTZEN kannst, dann NÜTZT du dir selbst“ (Deinert 2005, Großschreibung im Original) unterstreicht. Außerdem ist es wohl eine Frage der Varietät: *Nutzen* ist nach Duden besonders in

Norddeutschland verbreitet, *nützen* in Süddeutschland, Österreich und der Schweiz (vgl. Duden: Stilwörterbuch 2017: 656).

Als letztes Beispiel für Unstimmigkeiten bei Sick sei die Präposition *wegen* genannt, die den Genitiv verlange. Deshalb dürfe es nicht *wegen dir* heißen, sondern müsse *deinetwegen* lauten (vgl. Sick 2016: 15). Schümann macht allerdings darauf aufmerksam, dass *deinetwegen* keinesfalls ein Genitiv sei. Sprachgeschichtlich sei es von *von deinen(t) Wegen* entstanden, einem Dativ Plural, und auch gegenwartssprachlich sei es keine Flexionsform von *dein* (vgl. Schümann 2007: 205).

#### 3.2.2.4 Elitismus

Sick verspottet sprachliche Mängel sowie ihre Urheber. Er mokiert sich über das „Deppen Leer Zeichen“ (Sick 2015: 33)“, den „Deppen-Apostroph“ (Sick 2016: 29)“, das „Hausfrauen-Perfekt (ebd.: 180)“ und nicht normgerechte Orthographie (ebd.: 31, 131). Das kann dazu führen, dass sich die Öffentlichkeit, die sich für Sprachfragen interessiert, aber über ein geringes linguistisches Wissen verfügt, von normativen, herabsetzenden Behauptungen unsichern lässt und sich in ihrem Sprachgebrauch als defizitär erleben muss (vgl. Maitz/Elspaß 2007: 517–521). Für Sick dürfte das indes keine nennenswerte Rolle spielen, sortiert er doch nach eigenen Aussagen *Sprachmüll* (vgl. Michaelsen 2005: 160, Hervorhebung F.S.M.) und richtet sich dezidiert an das „bildungsbewusste Segment“ (Lauterbach 2006). Allerdings wehrt er sich mit einem Rundumschlag gegen den Vorwurf, er mache sich über bildungsfernere Menschen lustig, und bezichtigt seinerseits seine Kritiker indirekt der Ignoranz:

„So etwas kann nur behaupten, wer meine Bücher nicht gelesen hat oder wer meinen Humor nicht versteht und blind ist für das Spielerische in meinen Texten. Ich stelle niemanden bloß, schon gar nicht Menschen mit geringer Schulbildung“ (Bastian Sick im Interview mit Christiane Florin im Rheinischen Merkur vom 21.12.2006).

Wie dem auch sei, Kaluza (2008: 435) jedenfalls charakterisiert den sickischen Schreibstil als „eine Mischung aus sachlich, informativ, schnoddrig, veralbernd, herablassend [...]“ und hält Sicks Kolumnen für „weitgehend irrelevant“ (ebd.), weil sie oft auf Spitzfindigkeiten, Zweifelsfällen und Kuriositäten beruhten. Meines Erachtens sind die Stellen, in denen sich Sick überhebt, zu zahlreich, als dass sie als Fehlinterpretation abgetan werden könnten. Um mit einer bezeichnenden Textstelle abzuschließen: Sick schreibt über Komposita, die statt mit



einem Fugen-n mit einem Bindestrich verbunden werden (*Oberklasse-Wagen* statt *Oberklassenwagen*) (vgl. Sick 2006: 151f.), und schlussfolgert: „Wenn Unbefugte sich an der Sprache zu schaffen machen und dabei unverfugte Lücken schaffen, dann entsteht Unfug“ (ebd.: 153). Selbst in einem Wortspiel ist es ein unangemessen, Sprachnutzende als „Unbefugte“ zu bezeichnen und ihnen damit die Berechtigung abzusprechen, sich mit Sprache zu beschäftigen. Mit der Formulierung legt Sick nahe, es gäbe ein Gefälle zwischen autorisierten und nicht-autorisierten Sprachnutzerinnen und -nutzern und Erstere seien befugt, darüber zu befinden, wem das Recht gewährt werden soll, sich an Sprache zu schaffen zu machen.

Sick mag das Sprachbewusstsein vieler geschärft und damit erreicht haben, dass Stolpersteine der deutschen Sprache im Alltag diskutiert werden; dies jedoch in einem Kreis, der in der Standardsprache bereits bestens bewandert ist und eine klare Vorstellung davon besitzt, was sprachlich als richtig zu gelten hat. Für eine Sprachkritik sickischer Prägung ist eine hohe Bildung nötig. Sie bemüht sich darum, dem Sprachwandel zu trotzen oder ausgeklügelte Unterscheidungen wie zwischen *scheinbar* und *anscheinend* am Leben zu erhalten, die im Alltag oft quasi-synonym benutzt werden. Wenn *wohlgesonnen* gemäß einer Suche mit Google mit 158'000 Einträgen beinahe doppelt so häufig vorkommt wie das von Sick propagierte *wohlgesinnt* (vgl. Sick 2006: 255f.) mit deren 83'300 (Schlagwortsuche am 04.07.2017 über [www.google.ch](http://www.google.ch)), lässt sich erahnen, wie viel Entschlossenheit nötig ist, das „Richtige“ über das Tatsächliche zu erheben. Man muss es genau wissen, um solch ähnliche Wortpaare sauber auseinanderzuhalten. Die Akteurinnen und Akteure müssen zwangsläufig gebildet und detaillierend sein, weil sie sonst Gefahr liefen, sich in ihren eigenen Forderungen zu verheddern.

Zusätzlich zu diesem Standesdünkel ist eine Herabsetzung von Frauen für Sicks Veröffentlichungen kennzeichnend. Sie wird im Anschluss als Exkurs ausgeführt. Nicht, weil sie für die moderne Sprachkritik repräsentativ wäre, sondern weil sie in ihrer Augenfälligkeit bei Sick erwähnt werden sollte, zumal seine Werke Schullektüre sind und damit auch auf das Weltbild junger Menschen einwirken können.

### 3.2.2.5 Sick und die Frauen

Es kann für Sicks Veröffentlichungen als charakteristisch gelten, dass er Frauen erstens auf Äußerlichkeiten reduziert, zweitens in ihrer sprachlichen Ausdruckskraft den Männern als unterlegen schildert und drittens der feministischen Linguistik ablehnend gegenübersteht.

Nach den Einleitungsworten „Liebe Leserinnen und Leser“ (Sick 2015: 13, Sick 2009: 9) wendet Sick sich nicht länger an das weibliche Geschlecht, zumindest nicht an das weibliche heterosexuelle: „Stellen Sie sich vor, Sie verabreden sich mit einer attraktiven Frau [...]“ (Sick 2009: 28). Einbezogen werden Frauen also nicht; für Späße, die durchaus als sexistisch gefärbt interpretiert werden können, sind sie jedoch alleweil gut genug. So flicht sie Sick in eine Kolumne über die unterschiedlichen Bezeichnungen von Kartoffeln ein. Jene Frucht wecke wegen ihrer rundlichen Form mütterliche Assoziationen, und diese Form wird es wohl auch gewesen sein, die Sick dazu inspiriert hat, besagte Kolumne völlig unvermutet und unnötig mit einer Anspielung auf weibliche Brüste zu beenden.

„Sie heißt Suzanne und hat zum Glück nichts von einer Kartoffel“, sage ich. „Nicht einmal an den Stellen, wo’s gern ein bisschen mehr sein darf?“, fragt Henry besorgt. Ich lege die Serviette beiseite und entgegne: „Der Gentleman genießt und schweigt“ (Sick 2006: 148).

Frauen würdigt Sick auf Äußerlichkeiten herab: Da erwähnt er eine hübsche Studentin (vgl. Sick 2009: 147), dort erscheint die sehr hübsche Heidi (vgl. ebd.: 156), hier eine *blonde* (Hervorhebung F. S. M.) Stewardess mit dem „berühmten ‚Äh-wie?‘-Blick“ (Sick 2006: 117) neben der französischen Freundin Suzanne von Sicks Ich-Erzähler, einer optischen „Granate“ (ebd.: 98), und einer „Schöne[n]“ (Sick 2009: 28), die sich für den Leser der sickischen Kolumnen „stundenlang“ aufbrezelt (vgl. ebd.). Sybille, die bei den Abiturprüfungen „mit Bomben und Granaten“ (vgl. ebd.: 138) durchgefallen ist, stellt er nicht nur als ein dummes, sondern auch als leichtes Mädchen dar:

„Nachdem sie sich von ihrem Freund getrennt hatte, sind wir häufiger zusammen ins Kino gegangen, denn Sibylle brauchte etwas Ablenkung. Inzwischen aber scheint ihr Liebesleben wieder in Schwung zu kommen, denn als ich sie letztens fragte, ob sie sich mit mir *Das Parfum* ansehen wolle, schien es ihr nicht zu passen. ‚Das wird mir zu spät‘, sagte sie, ‚bei mir steht morgen um 7 Uhr der Klempner auf der Matratze‘“ (Sick 2006: 43).

Damit tradiert ein Autor, dessen Bücherreihe *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod* mittlerweile in der sechsten Folge (vgl. bastiansick.de: Bibliografie) und einer Gesamtauflage von vier

Millionen Büchern (vgl. Kiepenheuer & Witsch Verlag 2016) vorliegt, im 21. Jahrhundert ein Frauenbild, das Frauen auf ihr Aussehen und ihre sexuelle Verfügbarkeit reduziert.

In Sicks Kolumnen bedienen sich die Männer in der Regel eines lehrbuchmäßig korrekten Hochdeutschen und weisen ihre Gegenüber gerne auf deren sprachliche Unzulänglichkeiten hin (vgl. unter anderem Sick 2016: 190f.; Sick 2015: 25-28, 157-160 und 178-181; Sick 2006: 96-99 und 117-120). Die Frauen dagegen tun sich mit der richtigen Sprachverwendung oft schwer. Sei es, dass eine Amerikanerin die deutsche Verlaufsform (vgl. Sick 2015: 183-186), oder eine Französin die Artikel nicht beherrscht (vgl. Sick 2006: 157-161). Eine Tante Sicks verwendet die tun-Periphrase, (ebd.: 64), eine Nachbarin geht *nach Aldi* (vgl. ebd.: 48), verwendet Pleonasmen rege (vgl. ebd.: 11, 30 und 57) und Fremdwörter normalerweise inkorrekt (vgl. ebd.: 186). Auch die bereits erwähnte Freundin Sicks namens Sibylle scheitert an Fremdwörtern (vgl. Sick 2006: 185f. und 188), ebenso wie an Artikeln (vgl. Sick 2006: 157ff.) und Redewendungen (vgl. Sick 2015: 189ff.; Sick 2006: 14 und 41ff.). Sick amüsiert sich über Sibylles Schnitzer, streitet es aber ab und macht sich eine Zeile später wieder über ihre Sprachverwendung lustig:

„Nicht dass Sie denken, ich wollte mich über Sibylle lustig machen. Das käme mir nicht in den Sinn. Schließlich ist sie eine liebe Freundin, und wenn ich sie nicht hätte, wäre mein Leben ärmer. Auf jeden Fall gäbe es für mich weniger zu lachen“ (Sick 2015: 190).

Auf Henry, in der zweiten Folge als Sicks bester Freund eingeführt, das männliche Gegenstück zu Sibylle, ein Sprachpurist und Ausdrucksfanatiker, der anderen Leuten ihre Sprechfehler ohne Takt vorhält, greift Sick in den ersten drei Büchern insgesamt vierzehnmal zurück (vgl. Sick 2015: 25-28: 77-81: 157-160: 178-181 und 205-208: Sick 2006: 30, 58-62, 64-68, 72, 74ff., 117, 127, 138 und 146), neunmal in der dritten Folge allein.

Dieser Henry ereifert sich – wohl als Sicks Alter Ego – über das Verschwinden der Anrede *Fräulein* für weibliche Servierkräfte im Gastgewerbe, dessen sich die Emanzipation der Frau ersatzlos entledigt habe. In Frankreich sei die Bezeichnung *Mademoiselle* immer noch gang und gäbe, und auch den *Mademoiselles* käme es nicht in den Sinn, sich als *Madames* anreden zu lassen (vgl. Sick 2006: 74f.). Das „männliche Pendant“ (ebd.: 76) zu Fräulein, junger Mann, habe die Emanzipation hingegen unbeschadet überstanden. Dabei lässt Sick unbeachtet, dass es sich dabei keineswegs um ein tatsächliches Pendant handelt. Die Titulierung *Fräulein* war unverheirateten Frauen vorbehalten, ein junger Mann mag verheiratet sein

oder nicht, nur jung muss er sein. In einem Interview verleiht Sick seiner Zuversicht Ausdruck, dass das „gute alte Fräulein“ im Gastgewerbe als Anrede für weibliche Servierkräfte wiederkomme (vgl. Klose 2009: 72).

Folgerichtig kann Sick der feministischen Linguistik nichts abgewinnen. Nominalisierte Partizipien sind seiner Meinung nach „grammatikalische[] Missgriff[e]“ (Sick 2016: 171), da beispielsweise nur studierend sei, wer in einem bestimmten Moment mit dem Studieren beschäftigt sei (vgl. ebd.). Ferner missfällt ihm der Überschwang, der sich etwas in der „ersten weiblichen Präsidentin eines Landes“ (Sick 2016: 170) zeige, wenn also zweifach auf das Geschlecht referiert wird. Er geht nicht darauf ein, dass die in seinen Augen angemessene Formulierung „erste Präsidentin“ mit der Betonung auf *Präsidentin* etwas anderes bedeuten könnte: Vor deren Amtsantritt bestand eine andere Regierungsform, zum Beispiel eine Monarchie, aber nun wird das Land erstmals nicht mehr von einer Königsfamilie regiert. Ebenfalls äußert sich Sick zur zweigeschlechtlichen Anrede, die er für eine umgekehrte Diskriminierung hält:

„Nach hundert Jahren Frauenbewegung wird man schnell als antiemanzipatorisch und reaktionär gebrandmarkt, wenn man das weibliche Geschlecht nicht gesondert anspricht. [...] Als Folge der Political Correctness hat sich eine neue Form der Diskriminierung gebildet – oder kennen Sie einen Politiker, der von Steuerhinterzieherinnen, Faulenzerrinnen oder Sozialschmarotzerinnen spricht?“ (Michaelsen 2005: 160f.)

Im vollen Ernst hält Sick als Pro-Argument, Verben zu substantivieren, fest: „Substantive haben Kraft, sie signalisieren Entschlossenheit und suggerieren Sachverstand. Substantive sind männlich, selbst wenn sie weiblich sind. Sie sind mächtig“ (Sick 2016: 87).

Oben wurde herausgearbeitet, dass das Aussehen der Frauen in Sicks Kolumnen rege kommentiert wird und sexuelle wie sexistische Anspielungen zu finden sind. Zudem wird noch suggeriert, Männer seien per se kraftvoll, entschlossen, sachverständig und mächtig. Dies in Kombination mit dem referierten Elitismus macht es nötig, Sick nicht nur in Bezug auf seine sprachlichen Aussagen hin kritisch zu lesen, sondern auch die zum Teil massiven gesellschaftlichen Stereotypen aufzudecken und zu thematisieren, die er einfließen lässt, zumal wenn seine Bücher als Unterrichtslektüre eingesetzt werden und die Schülerinnen und Schüler in einem Alter sind, in dem sie sich noch leicht beeinflussen lassen.

### 3.2.3 *Problematisierung der Stärken und Schwächen*

Unter 3.2.1 wurden Stärken der öffentlichen Sprachkritik aus Sicht der Sprachgemeinschaft erörtert. In Abschnitt 3.2.2 ging es um die Schwächen dieser Art von Sprachkritik aus Sicht der Linguistik. Der Blickwinkel ist also gänzlich anders. Die ausgebreiteten Stärken entstammen gewissermaßen einer Binnensicht und sind für die sprachaffine Öffentlichkeit von Bedeutung, ungeachtet der Nachteile, die aus linguistischer Sicht vorgebracht wurden. Die aufgeführten Schwächen wiederum geben die Position der Linguistik wieder, die außerhalb der öffentlichen Sprachkritik steht und deren Meinungen für diese Öffentlichkeit nicht gleich bedeutsam sind. Um es zuzuspitzen: Es gibt zahlreiche Gründe, Autorennen als gefährlich, banal, umweltverschmutzend und monoton einzustufen. Aber warum sollte das einen echten Fan kümmern? Die Innenperspektive kann sich von der Außenperspektive diametral unterscheiden, und beide Akteure können aus ihrem jeweiligen Standpunkt vollkommen Recht haben, ohne dass sich das Geringste ändern würde *oder müsste*. Denn was hier das erste Mal aufscheint, ist ein Thema, das sich durch die ganze Arbeit zieht: der emotionale Zugang zur Sprache der Öffentlichkeit, der rationale der Wissenschaft. Sämtliche vier Unterkapitel zu Sicks Stärken verbindet ein emotionales Moment: Das Bedürfnis nach Normen beruht auf einem Wunsch nach Sicherheit. Die Geschichten und der lockere Tonfall schaffen mit Ankenbrand (2013: 309) „intuitiv-spontane Zustimmung“, weil die witzigen Kommentare für Lacher sorgen, die Sympathie und Wohlwollen hervorrufen. Zudem fördern sie ein Wir-Gefühl. Die Traditionsgerichtetheit markiert vertrautes, bewährtes Terrain, was identitätsverstärkend wirkt. Und selbst Sicks Reichweite hat einen Bezug zu Emotionen, weil er durch seine schiere Präsenz und die mediale Berichterstattung vertrauenserweckend und kompetent scheint. Das erhöht die Bereitschaft, jemandem Glauben zu schenken. So sind alle Stärken indirekt emotional gefärbt, während die Einwände von linguistischer Seite durch und durch rational sind. Es muss jedoch bezweifelt werden, ob es wirkungsvoll sein kann, mit dem Verstand gegen Gefühle anzuargumentieren. Daher sind die vorgebrachten linguistischen Vorbehalte zwar allesamt stichhaltig und wahr, müssen aber von einem öffentlichen Standpunkt her gar nicht unbedingt von Belang sein, weil dort persönliche Einstellungen und Be-

züge einen viel höheren Stellenwert haben. Das wird auch in den nächsten Abschnitten wieder thematisiert, in dem es um die unterschiedlichen Voraussetzungen, Forderungen und die Zugänge zur Sprache geht.

### **3.3 Metasprachliche Diskurse in Wissenschaft und Öffentlichkeit**

#### *3.3.1 Verfallsklagen in der Öffentlichkeit*

Die erwähnte Verfallsklage führt auch zu einer oft vorgebrachten Forderung seitens der populären Sprachkritik an die Linguistik: dass sie sich für die Bewahrung des Deutschen einsetzen müsse. Oliver Baer vom Verein Deutsche Sprache (VDS) etwa forderte 2016 in einem Briefwechsel mit Jochen A. Bär:

„Sprache ist kein Naturereignis, das „sich“ entwickeln darf und muss. Sprache ist Kultur, schafft Kultur, vermittelt Kultur. Linguisten sollten den Unfug widerlegen, dass man Heine, Tucholsky und Brecht ebenso gut auf Englisch wie im deutschen Original lesen könne. Wir misstrauen den Motiven, die solches Gerede ermöglichen. Wir hoffen, dass die Linguistik zu diesen und verwandten Fragen etwas zu bieten hat. Wir wünschen uns, dass Sprachwissenschaft weniger wie eine Besserwisserei wahrgenommen wird und, (sic) dass sie für ihren Forschungsgegenstand Begeisterung (auch unsere im VDS) weckt“ (Baer 2016: 5).<sup>7</sup>

Baers Position ist deutlich: Sprache entwickelt sich nicht einfach so. Unfug ist es zu behaupten, deutsche Klassiker ließen sich ohne Abstriche auf Englisch lesen. Hinter solchem Gerede stehen fragwürdige Motive. Germanisten sollen diesen Unfug widerlegen. Im Gegenzug erhalten sie die Chance, weniger stark als sonst als Besserwisser wahrgenommen zu werden. Baer zögert nicht, kategorische Urteile zu fällen und damit seine Meinungen als Fakten zu präsentieren. Gleichzeitig unterstellt er der Sprachwissenschaft einen Hang zu besserwisserischem Verhalten. Aber während ihr besseres Wissen auf Forschungsergebnissen basiert, stützt er sich lediglich auf seinen abschätzigen Eindruck. Trotzdem gilt diese subjektive Meinung als unantastbar. Das zeigt sich auch beispielhaft an der Überschrift im vorigen Heft zum selben Thema, der Auseinandersetzung zwischen Sprachwissenschaft und dem VDS: „Linguisten maßen sich Deutungshoheit an“ (Sprachnachrichten 3/2016: 14). Bei Sprachwissenschaftlerinnen und Sprachwissenschaftlern wird Fachkompetenz als Anmaßung gedeutet,

---

<sup>7</sup> Das Zitat erscheint im Fließtext und hervorgehoben in Farbe und Schriftgröße über die gesamten drei Spalten des Artikels.

und gleichzeitig wird das Feld abgesteckt, in dem sich das Fach aus Sicht des VDS betätigen sollte:

„Der Verein Deutsche Sprache vermisst Beiträge der Linguisten, warum solcher Unfug mit der Sprache von über hundert Millionen Menschen geschieht, welche Folgen das zeitigt, wie man sich dazu verhalten könnte. Aber die Linguisten (alle, viele, einige?) beschränken sich darauf zu beschreiben, was ist. Bemerkt der Statiker Risse in der Autobahnbrücke, genügt nicht die Beschreibung des Übels, da erwartet der Bürger, dass Reparatur angestoßen wird“ (Baer 2016: 16).

Dieser Anspruch klingt bereits in der Gründungserklärung des Vereins 1999 an, in dem der Wissenschaftliche Beirat gefordert hatte:

„Die deutsche Sprache ist nicht nur Gegenstand der *germanistischen Linguistik*, sondern *muss* auch Gegenstand ihrer sprachpolitischen Sorge und ihres kulturpolitischen Interesses sein. Die *sprachpflegenden Institutionen* müssen sich fragen lassen, weshalb sie die offenbaren Gefahren, die in der aktuellen Entwicklung liegen, nicht nur nicht sehen wollen, sondern schlankweg bestreiten. Beides ist aus *fachlicher* Sicht nicht haltbar“ (Wissenschaftlicher Beirat VDS 2004, Hervorhebungen F.S.M.).

Der Beirat setzt hier die Germanistische Linguistik mit einer sprachpflegenden Institution gleich und unterstellt ihr, dass sie Gefahren nicht zur Kenntnis nehmen wolle und sie sogar bestreite, was aus *fachlicher* Sicht unhaltbar sei. Damit erteilt sich der Beirat des VDS die Legitimation, darüber zu befinden, was fachlich angemessen sei. Anja Stukenbrock umreißt deren Vorwürfe gegen die Sprachwissenschaft wie folgt: Die Linguistik behaupte arrogant einen Alleinvertretungsanspruch in Sprachsachen, womit sie sich nicht um die Bedürfnisse der Sprecher kümmere, nicht „im gebotenen Sinne“ (Stukenbrock 2005: 234) Stellung beziehe und sich damit sprachlich entziehe, was politisch gefährlich und sozial verantwortungslos sei und daher die Demokratie schädige (vgl. ebd.). Der „gebotene Sinn“ ist demnach derjenige des Wissenschaftlichen Beirates, womit er sich eigentlich denselben Vorwurf gefallen lassen müsste, den er der Sprachwissenschaft macht, nämlich den Alleinvertretungsanspruch in sprachlichen Belangen.

In einem Beitrag zur *Zukunft der deutschen Sprache* argumentiert Horst Hensel, stellvertretender Vorsitzender des VDS (vgl. Glück/Krämer 2000: 92) die Wissenschaft dürfe sich nicht „sprachlich davonmach[en]“ und „sich absondern“ (ebd.: 50). Als Grund nennt er nicht nur die Sprache und die Kultur, sondern führt auch die Demokratie, die Gesellschaft und die Politik an, denen eine solche Abwendung „nicht gut bekomm[e]“ (ebd.). Durch diese

Schlagworte holt Hensel zu einem Rundumschlag aus, der weit über das linguistische Forschungsfeld hinausgeht. Gleichzeitig ist es interessant zu sehen, für *wie* einflussreich der VDS die Sprachwissenschaft hält, denn offensichtlich traut er ihr ja zu, in diesen gesellschaftlich überaus entscheidenden Gebieten etwas zu bewirken und zu verändern. Ähnlich klingt es auch in einem Forum, in dem bedauert wird, dass „Sprachwandel [leider] zumeist nur durch Schlamperei (Rechtschreibung) und Ignoranz (Bedeutung, Satzbau) einer Masse von Halb-Gebildeten [passiert], und nur selten durch logisch begründete Sprachreformen von kompetenten Eliten!“ (Roller53 2008).

Mit einer erstaunlichen Selbstverständlichkeit wird eine tonangebende „Elite“, die auf den alltäglichen Sprachgebrauch einwirken soll, als ein Desiderat betrachtet. So greifen populäre Sprachkritiker im Bestreben, den Wandel der Sprache bzw. des Sprachgebrauchs aufzuhalten oder zumindest einzudämmen, auf Moralisierungen und Empfehlungen zurück, die der Leserschaft klarmachen sollen, wie sie sich sprachlich zu verhalten hätten. Ersichtlich wird das beispielsweise in Sicks Kolumne *Stop making sense!*, in der er behauptet: „Das macht Sinn‘ ist prima geeignet, um über ein mangelndes Gefühl oder fehlende Sachkompetenz hinwegzutäuschen und von politischen Missständen abzulenken“ (Sick 2016: 48). Die Linguistik sieht von solchen Vorgehensweisen ab und tut gut daran. Sie ist weder ihrem Selbstverständnis noch ihrem Auftrag nach eine sprachpflegerische Einrichtung und steht in keiner wie auch immer gearteten Pflicht, Sprache zu lenken, zumal ein solcher Versuch nicht nur unrealistisch, sondern auch nicht erstrebenswert wäre (vgl. 5.4). Das wurde nicht immer so gesehen. Wie Schiewe mehrfach betont, gab es bis ins 19. Jahrhundert hinein eine wertende Sprachreflexion, aus der sich die Sprachwissenschaft aus methodischen Gründen ausgliederte, nachdem es zum Ziel der Sprachwissenschaft erklärt worden war, das System einer Einzelsprache darzustellen. Mit einer diachronischen Beschreibung erschien das nicht möglich (vgl. Schiewe 1998: 243f., Podiumsdiskussion in Roth 2002: 142). Außerdem stimmt es nicht mit den Werten in der Wissenschaft überein. Dazu gehören Objektivität, Sachlichkeit und Neutralität. Martin Carrier fordert überdies Erkenntnisbezogenheit. Seinen Ausführungen zufolge strebt Wissenschaft nicht einfach generell nach Wahrheit, sondern nach relevanter oder signifikanter Wahrheit (vgl. Carrier 2011: 66f.). Die Öffentlichkeit dagegen ist weder den angesprochenen Wissenschaftswerten unterstellt noch läuft sie Gefahr, ihr pro-



fessionelles Selbstverständnis zu kompromittieren, wenn sie sich mit Sprachkritik beschäftigt. Vielmehr besitzt sie einen emotionalen Zugang zur Sprache. Dieser Unterschied ist meines Erachtens so grundlegend, dass er in einem eigenen Unterkapitel betrachtet werden soll.

### *3.3.2 Zugang zur Sprache in Wissenschaft und Öffentlichkeit: rational vs. emotional*

In diesem Abschnitt geht es darum, eine der grundlegenden Schwierigkeiten darzulegen, die die Beziehung zwischen der Wissenschaft und der Öffentlichkeit prägen: der unterschiedliche Zugang, die unterschiedliche Betrachtungsweise von Sprache. Grundlegend kann mit Spitzmüller (2005: 253) geltend gemacht werden, dass Sprache für die Öffentlichkeit Identität bedeutet, sei es ihre persönliche oder eine kollektive. Dabei interessiert vornehmlich die Alltagssprache, in der die Sprachgemeinschaft kommuniziert und die sie als Teil ihrer Identität empfindet. Diese Sprache ist fest umrissen und trennt klar das Eigene vom Fremden. In der Sprachwissenschaft dagegen ist die Sprache als Sprache an sich von Interesse, ihre Funktionsweisen und die Gründe dafür, wobei ihr das aktuelle wissenschaftliche Selbstverständnis zugrunde liegt.

In der Linguistik ist Sprache sowohl Untersuchungsgegenstand als auch Untersuchungswerkzeug. Mit Sprache wird über Sprache geforscht. Forschende können sich ihr nicht entziehen, müssen aber notgedrungen einen Schritt zurücktreten und sie mit Abstand untersuchen. Es gilt, Fragen nach Beweggründen und Erscheinungsformen zu stellen, die Sprache methodisch zu anzuschauen, nüchtern Veränderungen zu analysieren, nach Erklärungen zu suchen und die Sprache gleichsam als Objekt zu betrachten, rational, objektiv, losgelöst von sich selbst und der persönlichen Einstellung. In der Forschung sind Sprachwissenschaftlerinnen und Sprachwissenschaftler ganz dem universitären Anspruch der Objektivität und Sachlichkeit verpflichtet, ohne Berücksichtigung ihrer persönlichen Einstellung und ungeachtet dessen, ob sie neue Erscheinungsformen begrüßen, hinnehmen oder bedauern mögen.

Die Öffentlichkeit hingegen sieht sich keinem solchen Anspruch unterstellt, sie hat ihn nicht und braucht ihn auch nicht zu haben. Zwar arbeitet sie auch mit Sprache an der Sprache, aber im Gegensatz zur Wissenschaft tritt sie nicht einen Schritt zurück und ein Stück weit aus der Sprache heraus, sondern ist zu jeder Zeit aufs Tiefste mit ihr verbunden, die Sprache ist für sie identitätsstiftendes und weltbildformendes Merkmal (vgl. Kapitel 4). Im Folgenden

werden drei Zitate aus der Öffentlichkeit präsentiert, die den emotionalen Zugang zur Sprache deutlich machen und dadurch veranschaulichen sollen, weshalb es dem sprachaffinen Teil der Öffentlichkeit schwerfallen mag, linguistische Phänomene wie den Sprachwandel hinzunehmen.

Wilfried Seibicke (1969: 24) konstatiert eine laienlinguistische „E m p f i n d l i c h k e i t“ (gesperrt im Original) bei Kritik an der Sprache, auf die wir leicht beleidigt reagieren. Er schreibt:

„Das Sprachgefühl ist selbst in kleinen Dingen nicht sehr tolerant. Das hängt damit zusammen, dass wir ganz in unserer Sprache leben. Sie ist ein Teil von uns selbst. Deshalb fällt es so schwer, die Sprache von der Person zu trennen [...]“ (Seibicke 1969: 24).

Knapp zwanzig Jahre später setzt Gillessen in einem Leitartikel der FAZ die Muttersprache mit einer Heimat gleich:

„Die Muttersprache ist wie die Landschaft, in die man hineingeboren wird, etwas Ange-stammtes, eine Heimat, aus der niemand vertrieben werden darf, ja eine Art Persönlichkeitsrecht, das der politischen Disposition entzogen ist, nicht anders als die Religion, die Kultur, die Kunst, die Wissenschaft [...]“ (Gillessen 1988: 1).

Sick schließlich antwortet der Financial Times Deutschland auf die Frage: „Warum ist das so eine miese Situation, wenn man jemanden verbessert (Financial Times Deutschland 2005)?“

„Weil Sprache etwas sehr Persönliches, sehr eigenes (sic) ist, und die Wahl der Worte sehr viel über den Menschen aussagt. Wenn man da angegriffen wird – und im Grunde ist jede Korrektur eine Form von Angriff – kann es dazu führen, dass die Person sich herabgesetzt fühlt, schlimmstenfalls gedemütigt“ (Financial Times Deutschland 2005).

Was geschieht, wenn diese beiden grundverschiedenen Ansätze aufeinandertreffen, wie etwa beim Thema *sprachliche Veränderungen*? In der Wissenschaft werden sie neutral als Sprachwandelphänomene bezeichnet, während in der Öffentlichkeit oftmals ein drohender Sprachverfall befürchtet wird. Es ist richtig und wichtig, dass Emotionalität in der wissenschaftlichen Weltanschauung nichts zu suchen hat. Aber auf der Ebene, auf der ein Austausch mit der Öffentlichkeit stattfindet, muss sie meines Erachtens berücksichtigt werden (vgl. 5.4). Denn solange diesem Umstand nicht Rechnung getragen wird, solange nicht anerkannt wird, dass bloße Beschwichtigungen – und seien sie objektiv noch so zutreffend – am Unwillen

und den Befürchtungen der Öffentlichkeit nicht das Geringste ändern, solange wird die Beziehung zwischen Öffentlichkeit und Wissenschaft von gegenseitigem Unverständnis geprägt bleiben.

Unter Emotionalität sollen in dieser Arbeit weniger Sprachideologien oder Sprachstellungen verstanden werden, zu denen bereits seit Jahrzehnten geforscht wird (vgl. zum Beispiel Milroy/Milroy 1985). Emotionalität hier bezieht sich hier nicht auf Forderungen, wie Sprache zu sein habe, dass beispielsweise der Genitiv als höherwertig einzustufen sei; ebenso wenig ist eine Position gemeint, die Spracherscheinungen ablehnt, wenn sie nicht dem individuellen Geschmacksempfinden entsprechen. Was dagegen mit Emotionalität gemeint ist: eine Zuneigung zur Sprache und daraus resultierend eine Art Beschützerinstinkt. Auch wenn alle drei Haltungen darauf hinauslaufen, dass die Sprache im vertrauten Zustand bewahrt werden soll und Veränderungen mit Unwillen oder Wehmut quittiert werden, ist der Blickwinkel bei der hier geltenden Definition von Emotionalität ein anderer. Nicht der eigene Sprachgeschmack ist ausschlaggebend, auch kein (verinnerlichtes, unhinterfragtes) Wissen, sondern die Sprache selbst steht im Zentrum und wird als bedürftig im Sinne von sorgfältigem Umgang und achtsamer Sprachverwendung wahrgenommen.

Wenn nun die Wissenschaft die Sprachverfallsängste, die in der Öffentlichkeit anzutreffen sind, lediglich abwiegelt, dringt sie nicht zur Öffentlichkeit durch und vermag kein Umdenken anzuregen, auch wenn sie mit ihrer Haltung sachlich gesehen recht hat. Reine Kopffargumente sind hier grundsätzlich nicht dienlich, etwa wenn in der besten Absicht erörtert wird, dass der Sprachverfall von einer subjektiven Warte aus beklagt werde, wobei die eigene Sprachkompetenz als Maßstab diene. Doch würde man den eigenen Sprachgebrauch etwa mit demjenigen der Großeltern vergleichen, würde aus sprachpflegerischer Sicht wohl Letzterer als höherwertig eingestuft werden müssen (vgl. Keller 2003: 23); der Sprachgebrauch eines Gegenwartssprechers, der sonst andere dafür kritisiert, würde mit einem Schlag defizitär wirken. Dieses Argument mag noch so richtig sein, es wird nicht ankommen, weil die Leute um das zwanzigste Lebensjahr herum, also in etwa nach Beendigung der Ausbildung oder des Gymnasiums, sprachkonservativ werden und diesen verinnerlichten Sprachgebrauch als Richtschnur ansehen (vgl. Glück/Sauer 2008: 31). Gestützt wird diese Altersangabe von der modernen Psychologieforschung: Der sogenannte Reminiszenzeffekt bezeichnet den Umstand, dass sich ältere Menschen am besten an ihr Leben zwischen dem

zehnten und dem dreißigsten Lebensjahr erinnern können, mit einer besonderen Klarheit an die Jahre zwischen siebzehn und vierundzwanzig Jahren. Diese Zeitspanne sei besonders wichtig für die Entwicklung der Identität; es gebe viele erste Male, und an solche erinnere sich das Gedächtnis besser als an wiederkehrende Erlebnisse (vgl. Steiner et al. 2013: 1002–1005). Deshalb nützt es meines Erachtens wenig, Sprachwandel als unabänderliches Geschehen zu präsentieren und traditionsverhaftete Sprachpfleger damit zu konfrontieren, dass sie ihn ohnehin nicht aufhalten könnten und kein Grund zur Sorge bestehe. Ein solches Vorgehen kann nicht fruchten, allein weil die beiden Herangehensweisen diametral verschieden sind, denn hier treffen zwei unterschiedliche Weltbilder aufeinander.

Gerade Sprachwandelphänomene sind verständlicherweise besonders stark emotional belegt. Zumindest dem sprachaffinen, wort(zu)gewandten Teil der Öffentlichkeit dürften Veränderungen im Sprachgebrauch bekannt sein, nicht zuletzt durch die Lektüre von Klassikern. Dort lässt sich leicht sehen, dass Wörter außer Gebrauch geraten und ihre Bedeutung ändern oder Satzstrukturen aufgegeben oder verändert werden. Aber wenn man anerkennt, dass sich Sprachwandel nicht nur zugetragen *hat*, sondern *geschieht*, jederzeit, also auch während des eigenen Lebens, führt er nichts weniger als die eigene und allgemeine Vergänglichkeit vor Augen. Einzugestehen, dass Vertrautes im Schwinden begriffen ist, zunehmend veraltet und dereinst nicht mehr sein wird, ist nicht eben leicht. Zwar mag man einwenden, das sei jetzt gar pathetisch, aber die starken Gefühle auf der öffentlichen Seite sind ja gerade der springende Punkt. Es ist eine Sache, als Linguist vollkommen zutreffend zu konstatieren:

„*Gedenken* mit dem Dativ zu bilden mag v. a. Älteren verständlicherweise befremdlich klingen. Aber darin setzt sich nur eine jahrhundertealte Tendenz in der deutschen Sprache fort, die zum vollständigen Abbau der Genitivobjekte führen wird. Der Gebrauch des Dativs anstelle des Genitivs beinhaltet nur die Änderung einer Konvention und beschwört keinerlei Verständigungsprobleme (und erst recht keine Kulturkrise) herauf“ (Burkhardt 2014: 48).

Es ist eine ganz andere Sache, wie solche Sätze in der Öffentlichkeit wirken. Hier klingt eine solche Aussage möglicherweise nach *déformation professionnelle*, ohne dass die Sprachliebhaberinnen und Sprachliebhaber begründen könnten, wieso sie daran Anstoß nehmen. Ihnen entgleitet ein Wert, den sie für bedeutungsvoll halten, und sie können nichts dagegen unternehmen. Und damit sind wir wieder bei der Emotionsgeleitetheit der Öffentlichkeit, die für ihre Einstellung zur Sprache so grundlegend ist.

Das wird auch deutlich an einer Textpassage, in der Sick die Verbendstellung nach *weil* propagiert:

„Sprache ist immer auch eine Frage von Melodie und Rhythmus. Es geht also nicht allein um richtig oder falsch, sondern auch um den Klang, genauer gesagt um den Wohlklang. Für meine Ohren hört es sich schöner an, wenn hinter ‚weil‘ ein Nebensatz folgt (Sick 2015: 160)“. Gegen subjektiven Wohlklang ist mit objektiven Argumenten wenig auszurichten. Deshalb fruchten etwa Bemühungen wie der Nachweis, dass *weil* mit Verbzweitstellung bereits in althochdeutschen Texten zu finden sei (vgl. Freywald 2010: 6), kaum etwas. Denn so zutreffend dieser Befund auch ist, so wenig wird er jemandes persönliche Ablehnung gegen die als fehlerhaft empfundene Position des Verbs mindern.

Mit sprachlichem Konservatismus erklärt Keller die Tatsache, dass die Öffentlichkeit vertraute Zustände erhalten will, und Sprachwandelprozesse daher für Verunsicherung und zuweilen auch für Empörung sorgen, wenn Vertrautes sich plötzlich wahrnehmbar im Umbruch befindet (vgl. Keller 2003: 19). Natürlich könnte die Öffentlichkeit ebenfalls eine rationalere Haltung einnehmen und vom Duktus der Emotionalität und des Konservatismus absehen. Aber das würde bedingen, Sprachgebrauch gelten zu lassen, der vom eigenen abweicht, und Positionen zu akzeptieren, die den eigenen nicht entsprechen. Das berührt Aspekte der eigenen Identität, die als Teil des Einflusses von Sprache Thema von Kapitel 4 sein wird.

Auch Stukenbrock erkennt die Emotionalität sprachkritischer Diskurse als einer der Gründe für die Spannungen zwischen der Öffentlichkeit und der modernen Linguistik, deren gegenwärtiges streng auf Deskription ausgerichtetes Wissenschaftsverständnis im Widerstreit zur Sprachpflege stehe. Dieser Zwist werde umso deutlicher spürbar, je mehr die Öffentlichkeit ein Interesse an Sprachfragen normativer Art bekunde. Denn die Linguistik lasse dies weitgehend unbeachtet, was in der Öffentlichkeit mit Unverständnis aufgenommen werde. In der Sprachwissenschaft seien die Positionen geteilt: Ein Teil halte die beiden Paradigmen nach wie vor für unvereinbar, während ein anderer anfangs, sie sich zusammen vorzustellen (vgl. Stukenbrock 2005: 222f.). Dafür ist Kooperation entscheidend. Nach Spitzmüller gehe es nicht in erster Linie um die Frage, wer den „besseren“ Zugang habe, da beide Schwächen und Stärken besäßen, die es zu berücksichtigen gelte; jedoch sei es wichtig zu klären, inwiefern sich die Ansätze vereinen ließen und einander ergänzen können. Dazu

müssten die Vertreterinnen und Vertreter der unterschiedlichen Richtungen einander nicht nur zur Kenntnis nehmen, sondern sich intensiv über ihre Konzepte austauschen, woran es bisher mitunter mangelte. Ferner müssen die Unterteilung in Laien- auf der einen und Expertenpersonen auf der anderen Seite überdacht werden. Die beiden Begriffe seien nicht so klar voneinander getrennt, wie es diese starre Unterteilung vorgebe. Stattdessen müsse von einer relativen und skalaren Graduierung ausgegangen werden (vgl. Spitzmüller 2016: 319f.). Als wichtiges Konzept für die sich verändernde Beziehung zwischen Sprachwissenschaft und Öffentlichkeit sollte die Vorstellung aufgegeben werden, es stünden sich zwei Lager gegenüber, die Öffentlichkeit auf der einen und die Linguistik auf der anderen Seite.

### 3.3.3 *Kontinuum statt zwei Lager*

Die Vorstellung eines Kontinuums statt zweier Lager war in der Linguistik nicht immer vorhanden. So veröffentlichte die Zeitschrift *Info DaF* noch 2008 einen Artikel mit dem bezeichnenden Titel *Der Laie ist dem Linguisten sein Feind* (Kaluza 2008), in dem die Linguisten als die „wahrhaft Berufenen“ (Kaluza 2008: 432) bezeichnet werden, die „Selbstberufene[n]“ aus der Öffentlichkeit dagegen als „Parvenu[s]“ und „schillernde Paradiesvögel“ (ebd.). Damit postuliert Kaluza eine Dichotomie zwischen der öffentlichen und der wissenschaftlichen Sprachgemeinschaft, die nicht hilfreich ist dabei, das Verständnis füreinander zu vertiefen. Soll das jedoch angestrebt werden, ist es nötig, von der Vorstellung wegzukommen, es stünden sich zwei Lager diametral gegenüber. Stattdessen bietet sich das Bild eines Kontinuums an, auf dem beide Positionen ihren Platz und ihre Berechtigung haben.

Am linken Beginn des Kontinuums des öffentlichen Diskurses stehen Berichte in Zeitungen. Im Journalismus Tätige haben nach Möglichkeit zumindest das Fach studiert, über das sie schreiben. Es sind daher in der Regel Fachleute, die zwar wissen, wie man Texte für die Öffentlichkeit schreibt, die aber dennoch auch Fachwissen besitzen und einfließen lassen. Ihre Veröffentlichungen sind für eine breite Öffentlichkeit zugänglich, insbesondere wenn man in Betracht zieht, dass ein einzelnes Zeitungsexemplar oft von mehreren Personen gelesen wird. Etwas weiter innerhalb des Kontinuums ist Sick mit seinen Kolumnensammlungen oder andere Sprachkritiker, die in Buchform veröffentlichen. Im Gegensatz zur Themenvielfalt, die in einer Zeitung angeboten wird, beschränken sich diese Publikationen auf sprachliche Phänomene und liegen nicht einem anderen Druckerzeugnis bei, sondern müssen

bewusst beschafft werden. Trotz dieser größeren Exklusivität werden sie durch den Verzicht auf Fachtermini und Fremdwörter (vgl. 3.2) immer noch von einem großen Teil der Sprachgemeinschaft verstanden. Wolf Schneider, ehemaliger Leiter einer Journalistenschule, richtete sich in seinen Veröffentlichungen zur deutschen Sprache vornehmlich an im Bereich des Journalismus Tätige, hatte also ein bestimmtes Publikum im Blick, für das er seine zahlreichen Bücher schrieb. An der Schnittstelle zwischen Öffentlichkeit und Wissenschaft ist Dieter E. Zimmer zu verorten, der als studierter Germanist und Feuilletonist beide Seiten für bedeutsam hält und sich darum bemüht aufzuzeigen, wie sie einander praktische Ergänzung bieten könnten. Aufseiten der Wissenschaft ist es beispielsweise Jürgen Schiewe, der auch zwischen Öffentlichkeit und Wissenschaft vermitteln möchte und sich für ein reflektierteres Mit- und Füreinander einsetzt (vgl. Labhart/Hutter 2010: 1f.).

Zurzeit noch außerhalb dieses Kontinuums angesiedelt sind einerseits Vertreter der Wissenschaft wie Manfred Kaluza, die eine Beschäftigung mit öffentlicher Sprachkritik nach wie vor ablehnen. Ebenso wurde in einer anonymen Umfrage von Leweling et al. ausdrücklich festgehalten: „Die Öffentlichkeit ist an unqualifizierter und unbegründbarer Mäkelei an Sprachgebrauchsweisen offenbar sehr interessiert, die Linguistik kann es nicht sein“, „[ö]ffentliche Sprachkritik sei undifferenziert, unqualifiziert und polemisch“ (Aussagen von Befragten in Leweling et al. 2002: 21). Andererseits sind gegenwärtig auch weite Teile der Öffentlichkeit nicht Teil des Kontinuums. Das betrifft die Masse der bloßen Sprachnutzenden, die weder von öffentlicher noch von wissenschaftlicher Arbeit an und mit der Sprache Kenntnis nimmt und deren Alltag von Sprachfragen nicht weiter berührt wird. Um Teil des Kontinuums zu sein, muss ein gewisses Interesse also Voraussetzung sein.

Aus der Kontinuum-Metapher wird erneut ein emotionaler Zugang auf der einen und ein rationaler auf der anderen Seite ersichtlich. Dieses Mal geht es aber nicht um Zugehörigkeit zur Öffentlichkeit oder zur Wissenschaft, sondern um den Platz auf dem Kontinuum. An beiden äußeren Enden des Kontinuums ist die jeweilige Position emotionaler, rigider und unsachlicher. Je weiter innen jemand steht, desto nebensächlicher ist die emotionale Komponente und desto rationaler sind die Ansichten und Argumente.

### 3.3.4 Wertungen und ihre Implikationen

Gegenwärtig ist es oftmals noch so, dass populäre Sprachkritiker die Erwartungen der sprachkritischen Öffentlichkeit bedienen und ihr „Instantlösungen“ für Sprachfragen anbieten. Diese mögen richtig sein oder nicht, aber sie kommen dem Bedürfnis nach eindeutigen Antworten nach. Und wie Ludwig Jäger zur Rechtschreibdebatte hervorhebt, dürfte diese in der Öffentlichkeit zu einer Ratlosigkeit geführt haben, die nicht nur Aggression und einen Aufstand der Laien hervorgerufen habe, sondern auch die Sehnsucht nach fundamentalistischen und einfachen Wahrheiten, wie sie die „Laien-Linguistik“ biete (vgl. Jäger 1999: 252, Hervorhebung im Original). Auf diese Weise bedingen populäre Sprachkritiker und Öffentlichkeit einander: Die Sprachkritiker sind in der Regel gleicher Meinung wie die besorgte Öffentlichkeit und drücken mit ihren Veröffentlichungen die in der sprachaffinen Öffentlichkeit vorherrschenden Meinungen aus. Indem Sprachkritiker zum Beispiel ein Lamento gegen Anglizismen publizieren, festigen sie den öffentlichen Eindruck, die deutsche Sprache enthalte zu viele davon, und wenn sich die Öffentlichkeit über Anglizismen beklagt, schlägt sich das in der Veröffentlichung einer entsprechenden Kolumne eines Sprachkritikers nieder.

Im Gegensatz dazu ist die Wissenschaft, wie oben ausgeführt, anderen Werten verpflichtet und darf sich nicht auf einen Kulturpessimismus oder subjektive Eindrücke, Vorlieben und Abneigungen einlassen. Damit geht einher, dass die Wissenschaft in der Öffentlichkeit für ihre „Bewertungsscheu“ (Spitzmüller 2005: 249, Hervorhebung im Original) bekannt ist. Dabei ist bereits verschiedentlich gezeigt worden, dass nicht die Weigerung der Linguistik an sich, von Wertung abzusehen, moniert wird, sondern die Weigerung, Sprachphänomene in Übereinstimmung mit der Überzeugung der populären Sprachkritik zu werten, so beispielsweise bei Spitzmüller (vgl. ebd.). Meinunger fasst es prägnant zusammen:

„Es ist also durchaus nicht so, dass Sprachwissenschaftler nicht bewerten und beurteilen würden. Lediglich die von Sprachpflegern erhoffte Verurteilung bestimmter Erscheinungen bleibt in den meisten Fällen aus oder wird sogar konterkariert“ (Meinunger 2012: 3).

Meinunger (2012: 3) führt anschaulich aus, dass Wissenschaftler durchaus werten, wenn sie beurteilen, inwiefern sprachliche Phänomene als angemessen gelten können. Dabei kommen sie nicht selten zu wohlwollenden Beurteilungen von Erscheinungen, die in der öffentlichen Sprachkritik kritisiert werden. So habe Gisela Zifonun dem adnominalen Dativ, realisiert



zum Beispiel als *meinem Vater sein Hut* einen gewissen „Charme“ (Zifonun 2003: 97) bescheinigt, der im Gegensatz zum pränominalen Genitiv unter anderem eine adverbiale Modifizierbarkeit leiste. Zahlreiche Linguisten hätten darauf aufmerksam gemacht, dass *brauchen* als Modalverb verstanden werden und daher ohne *zu* genutzt werden könne. Gallmann habe für die *tun*-Periphrase temporale Nuancierungsmöglichkeiten herausgearbeitet, und während Modalpartikeln beim bekannten Sprachkritiker Reiners als „Läuse[...] in dem Pelz unserer Sprache“ (Reiners 2004: 241f.) verurteilt worden seien, sei in der Wissenschaft bereits 1992 betont worden, dass eine partikellose Sprache im Deutschen eindeutig als schroff und barsch markiert sei und zu sachlich oder sogar unhöflich wirke (vgl. Meinunger 2012: 3).

Hier wertet die Sprachwissenschaft tatsächlich. Der Forderung von Sprachkritikern kommt sie dabei aber nicht nach, denn es handelt sich um vergleichsweise dezente Wertungen, die sich bei flüchtiger Lektüre überlesen lassen, während Sprachkritiker ihre Position nachdrücklich und appellierend vertreten. Zudem beinhalten die wissenschaftlichen Ergebnisse keine Handlungsaufforderung, wie die öffentliche, restriktive Sprachkritik sie vornimmt und wie sie etwa der VDS von der Sprachwissenschaft wünscht. Dies hängt mit der wissenschaftlichen Ausrichtung zusammen, die dezidiert deskriptiv sein will. Aber auch hier ist bemerkt worden, dass sich dieser Duktus nicht durchgängig aufrechterhalten lässt. So merkt etwa Cameron an: „[I]f ‘leave your language alone’ is not a prescription, what is it?“ (Cameron 1995: 7). Dazu kommt, dass die Trennung zwischen Deskription und Präskription bisweilen nicht aufrechtzuerhalten ist. Heißt es, in einem korrekten deutschen Hauptsatz stehe das Verb an zweiter Stelle, ist das wohl beschreibend, doch es ist genauso vorschreibend, denn es bedeutet auch: Steht das Verb nicht zweiter Stelle, ist der Satz nicht korrekt (vgl. Klein 2004: 389). Ein letztes Argument stammt von Maitz, der zu Recht schreibt, dass Sprachwissenschaftlerinnen und Sprachwissenschaftler mit ihrer Kultur und ihrer gesellschaftlichen Position verbunden sind und ihre Tätigkeit „zwangsläufig immer“ den Anliegen gewisser gesellschaftlicher Gruppen (vgl. Maitz 2014: 13) diene.

Wenn nun Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in Interviews von Untersuchungsergebnissen berichten und festhalten, es gebe keinen Anlass zur Sorge, wird ein solcher Befund in der Öffentlichkeit öfters mit Unglauben und Unwillen aufgenommen. Hoberg schrieb 2009:

„Wenn ich diese Behauptung [„Die deutsche Sprache wächst, blüht und gedeiht“, F.S.M.] bei Vorträgen in Volkshochschulen, vor Lehrer- oder Elternverbänden, in Rotary Clubs, vor Politikern oder bei Fernsehdiskussionen ausspreche, kann ich sicher sein, dass sich die Mienen vieler Zuhörer verfinstern, und nicht selten steht jemand auf, sieht mich wütend an, ruft mir Beleidigungen zu und verlässt den Saal“ (Hoberg 2009: 24).

Selbst die NZZ schreibt über den bei „Sprachwissenschaftlern verbreiteten Reflex, Entwicklungen aller Art fast schon euphorisch zu werten“ (Bühler 2010: 32). Wo nun die Öffentlichkeit der Linguistik vorwirft, kein klares Meinungsbild zu vertreten, oder wenn, dann ein ungebührlich positivistisches, gelten ihre Stellungnahmen als weniger pointiert und gehen deshalb schneller vergessen. Das ist die große Chance der feuilletonistischen Sprachkritik, die ja gerade mit Kolumnen und Glossen auf sich aufmerksam macht – zwei Genres, die aus öffentlicher Sicht mit ihrer meinungsbetonten Darstellungsform punkten. Hier kann die Linguistik nicht mithalten, will es aber auch nicht, weil ihr nicht daran gelegen ist, in einem journalistisch-polemischen Stil zu schreiben. Doch aus dem Blickwinkel der Öffentlichkeit, die klare Antworten sucht und um Eindeutigkeit froh ist, bedient die populäre Sprachkritik ein Bedürfnis, indem sie Normen verteidigt oder hochhält.

Damit wird das Dilemma einer sprachwissenschaftlichen Öffentlichkeitsarbeit offensichtlich: Wiegelt sie ab und macht darauf aufmerksam, dass kein Anlass zur Sorge bestehe, widersprechen ihre empirischen Befunde dem öffentlichen Eindruck, der auf dem subjektiven Sprachgefühl und auf pessimistischen Beobachtungen beruht, und werden verworfen. Würde sie jedoch in das Lamento der populären Sprachkritiker einstimmen, wäre auch nichts gewonnen, weil deren Bemühungen zum einen wie gesagt nicht fruchten und zum anderen die Erwartung bestünde, die Linguistik müsse die Linie der Sprachkritiker verteidigen; aber damit würde sie zu einem Sprachrohr der kulturpessimistischen Sprachwahrer und büßte nebst der unabdingbaren Unabhängigkeit auch ihre Glaubwürdigkeit und ihr Selbstverständnis ein.

Zum linguistischen Selbstverständnis äußert sich auch Spitzmüller: Laienlinguistische Sprachurteile werden ihm zufolge von wissenschaftlicher Seite her oft als heikel betrachtet, weil sie pauschalisierend seien, Sprachliches mit Nichtsprachlichem vermengten, die Polyfunktionalität von Sprache nicht erkennen (vgl. Spitzmüller 2016: 314) und Sprache als „homogene Entitäten mit wenigen, klar hierarchisierten Funktionen wahrnehmen“ (ebd.:

317). Die Wissenschaft ihrerseits strebt nach wertungsfreien Beschreibungen, die in Wirklichkeit aber durchaus Werturteile enthalten. Doch dieser Nimbus, den sich die Wissenschaft hier selbst bescheinigt, dient gemäß Spitzmüller dazu, sich in einer besonderen Weise, die ihr einen anderen, privilegierteren Blick auf die Sprache verleihe, von der Öffentlichkeit abzuheben und sich von ihr zu unterscheiden. Wie Spitzmüller ausführt, nimmt die Dekonstruktion von Meinungen, die in der Öffentlichkeit tief verankert seien, in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Sprache einen großen Stellenwert ein, wobei das Urteil der Sprachwissenschaftlerinnen und Sprachwissenschaftler über die öffentlichen Ansichten oft genug ebenso fest und pauschal sei wie die Haltung der Öffentlichkeit. Missverständnisse hätten sich etwa dann ergeben, wenn der öffentlichen Sprachkritik vorgeworfen sei, sie halte Trennungen wie diejenige zwischen Sprachsystem und Sprachgebrauch oder zwischen Synchronie und Diachronie nicht systematisch ein. Damit wirkt es, als seien ihre Gegenstandsmulierungen für die Linguistik die sprachliche Realität (vgl. ebd.: 314f.; 317), als ob es nur eine Realität gäbe. Dabei verkennt sie, dass es nicht die sprachliche Realität im Singular gibt, sondern allenfalls sprachliche Realitäten im Plural.

Doch die oben konstatierte einheitliche Größe mit einigen wenigen, klar abgestuften Funktionen, als die Sprache im öffentlichen Diskurs gilt, ist dort zweckdienlich, weil sie soziale Orientierung und durch die Kontingenzreduktion eine durchaus erwünschte Vereinfachung ermöglicht (vgl. Spitzmüller 2016: 317). Übertragen auf die unterschiedlichen Voraussetzungen in Wissenschaft und Öffentlichkeit bedeutet das konsequenterweise, dass laienlinguistische Urteile in ihrem Wirkungsbereich<sup>8</sup> vollauf angebracht sind. Dazu kommt, dass Sprache ein Gebiet ist, in dem im Gegensatz zu den meisten anderen wissenschaftlichen Disziplinen tatsächlich eine Grundkompetenz vorhanden ist und sich die Sprachgemeinschaft durch diese Sprachbeherrschung, die Beschäftigung mit Sprache zu Schulzeiten sowie durch intrinsische Werte oder Überzeugungen für bewandert hält; in ihrem Alltag kommuniziert sie schließlich hochfunktional und erfolgreich. Das schafft die ungewöhnliche Situation von zwei verschiedenen Expertenligen: einer fachlichen und einer Laien-Liga.

---

<sup>8</sup> Wirkungsbereich ist hier im doppelten Sinn zu verstehen: als der Bereich, in dem die Laienlinguistik tätig und in dem sie wirkungsvoll ist.

### 3.3.5 *Zweierlei Expertentum*

Sofern keine kognitive Einschränkung vorliegt, bringt die Beherrschung der Muttersprache eine intuitive Sprachkompetenz mit sich, ein inhärentes Wissen darum, was in der Sprache richtig ist, auch wenn man die Regeln oder Gründe hinter dem korrekten Sprachgebrauch nicht erklären kann. Selbst wenn die Sprachkompetenz auf einem diffusen, nur schwer verbalisierbaren Sprachgefühl beruht, schafft sie im Umgang zwischen der Sprachwissenschaft und der Öffentlichkeit eine Ausgangslage, die sich von anderen Wissenschaftsdisziplinen fundamental unterscheidet. Zwar mag man zu bedenken geben, dass sich die Öffentlichkeit auch in anderen Bereichen Gedanken macht und Meinungen bildet, oft ohne auf fundiertes Wissen zurückgreifen zu können. Dazu zählen die Psychologie und die Soziologie; Bereiche, die im Alltag hochrelevant sind (vgl. Chudozilov 2009: 50). Das trifft zu, aber ich möchte trotzdem dahingehend argumentieren, dass die Linguistik auf andere Voraussetzungen trifft. In den Naturwissenschaften dürfte es unmittelbar einleuchten: „Man“ kann nicht aus dem Bauch heraus ein Urteil über mathematische Erkenntnisse fällen, aber „man“ kann basierend auf der eigenen Sprachbiographie und Sprachsozialisation sprachliche Phänomene als richtig oder falsch klassifizieren. Das ist nun das, was die Linguistik auch von den anderen kultur- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen unterscheidet, selbst wenn sich dort die Öffentlichkeit ebenfalls Kompetenz zuspricht. Aber für ihre sprachrelevanten Belange ist die Sprachgemeinschaft durch das Sprachgefühl tatsächlich Expertin. Dieser Umstand führt dazu, dass sprachwissenschaftliche Erkenntnisse nicht ebenso unhinterfragt akzeptiert werden wie in anderen wissenschaftlichen Disziplinen. Während Studierende der Astrophysik in ihrem Bekanntenkreis ohne Weiteres als Expertinnen und Experten für Spektralanalysen anerkannt sind, gelten Fachpersonen von Disziplinen wie der Linguistik oder der Soziologie nicht im gleichen Masse als Autoritäten. In Bezug auf die Linguistik hält sich die Öffentlichkeit durch ihre muttersprachliche Grundkompetenz oftmals für kompetent, sich zu fachspezifischen Fragen zu äußern, und für berechtigt, die Professionalität der Linguistik anzuzweifeln, wenn ihre Ergebnisse im Widerspruch zum individuellen Sprachempfinden stehen. Dazu kommt noch etwas: Die Diskurse, die mit der eigenen Identität verknüpft sind und individuell hochrelevante Einstellungen betreffen, rufen die stärksten Reaktionen resp. die standfestesten Positionen hervor. Das lässt sich beispielsweise am Evolutionsdiskurs oder

dem Atomenergiediskurs sehen. In diesem Sinne erwähnt auch Peter Garrett Hinweise dahingehend, dass Menschen bei Themen, die eine große persönliche Bedeutung haben oder ihr Selbstverständnis betreffen, weniger geneigt sind, Sichtweisen zu akzeptieren, die mit ihren eigenen in Widerspruch stehen (vgl. Garrett 2010: 45).

So stellt auch Spitzmüller fest, dass es aufseiten der ‚Laien‘ nicht einfach ein ‚Wissens-Vakuum‘ gebe, das sich ohne weiteres mit Expertenwissen füllen lasse. Tatsächlich seien dort im diskurstheoretischen und wissenssoziologischen Sinn oft lebensweltlich fundierte Formen von Orientierungswissen vorhanden, die sich mit dem Expertenwissen nicht vereinigen ließen. So werde Expertenwissen zwar wahrgenommen, aber nicht für wahr gehalten, da es den Wertewelten, Zielen und Erfahrungen sowie ihren teilweise tief verwurzelten Überzeugungen zuwiderlaufe (vgl. Spitzmüller 2011: 171).<sup>9</sup>

Das kann so weit führen, dass Laien Sprachexperten belehren, wenn nicht sogar zurechtweisen. Péter Maitz hält fest, dass sich Laien Expertenstatus zurechnen, und führt dies im Aufsatz *Sprachpflege als Mythenwerkstatt und Diskriminierungspraktik* aus dem Jahr 2010 darauf zurück, dass sprachliche Mythen Eckpfeiler in der Sprachkultur einer Gesellschaft seien. Darunter versteht er beispielsweise die Überzeugung, in Hannover werde das beste Hochdeutsch gesprochen. Solche Mythen würden unterschiedlichste Bedürfnisse erfüllen, etwa sozialer, kognitiver oder emotionaler Art, und zwar indem sie Identität stabilisierten oder stifteten, als Orientierungshilfen dienten oder etablierte sprachliche oder soziale Praktiken rechtfertigten. Durch den Glaubenscharakter, den solche Mythen hätten, sei ihnen mit rationalen Argumenten kaum beizukommen (vgl. Maitz 2010: 5). Diesem Paradigma werden wir im Kap. 4.2, das die Geschichte und die Rezeption der Rechtschreibreform aufrollt, noch einmal begegnen.

Wo aber Fachwissen abgelehnt wird, weil es mit den eigenen Beobachtungen kollidiert, und Experten trotz Erklärungen und Begründungen kein Glaube geschenkt wird, steht die Fachwelt vor einer beträchtlichen Herausforderung, die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern anderer Fachgebiete erspart bleibt, weil dort die Öffentlichkeit für sich keinen Sachverstand beansprucht.

---

<sup>9</sup> Vgl. in diesem Zusammenhang für die Kommunikation zwischen Linguistik und Öffentlichkeit grundsätzlich Cameron 1995, Paul 1999 und Niedzielski/Preston 2000.

Dieses „Besserwissen“ seitens der Öffentlichkeit ist in der Sprachwissenschaft verschiedentlich und zuweilen recht bissig kommentiert worden:

„Niemand würde schreiben: ‚Blut besteht aus Himbeersaft‘ – weil es auf den ersten Blick so aussieht. Bei sprachlichen Angelegenheiten sind derartig vergleichbare Aussagen leider oft anzutreffen“ (Trabold 2009: 544f.).<sup>10</sup>

„Die Geschichte des Deutschunterrichtes hat gezeigt, daß das Fach besonders anfällig für ideologische Ausrichtungen ist, und nicht jeder, der deutsch spricht, ist auch dadurch schon dazu berufen, Deutsch-Lehrpläne zu gestalten. Er ist es genau so wenig, wie jemand dazu berufen ist, einen Physik-Lehrplan zu erstellen oder zu beeinflussen, nur weil er täglich der Schwerkraft ausgesetzt ist“ (Trabold 1993: 103).

„Um sich der Brisanz dieser Situation bewusst zu werden, möge man sich den analogen Fall vorstellen, in der *Süddeutschen Zeitung* oder gar in einer physikalischen Fachzeitschrift würden fachexterne Laien die Physiker über den Unsinn ihres heliozentrischen Weltbildes belehren“ (Maitz 2010: 6).

Zur inhärenten Grundkompetenz, durch die sich Laien Expertenstatus zuschreiben, tritt ein weiterer Umstand, der die Eigenständigkeit der Öffentlichkeit stärkt: Die Laien sind, um mit Gerd Antos zu sprechen, mündig geworden (vgl. Antos 1996: 240). Bis in die 60er Jahre des letzten Jahrhunderts habe sich die Wissenschaft darauf verlassen können, dass die Öffentlichkeit wissenschaftsgläubig und unkontrovers sei. Seither aber verfolge sie die wissenschaftliche Arbeit mit Misstrauen (vgl. Beck 2016: 278), denn sie habe in der Zwischenzeit gelernt, dass ihre Kontrollfunktion nur dann wirke. Sie habe überdies gelernt, Experten aus ihren Fachgrenzen „herauszulocken“ und sie mit politischen bzw. ethischen Fragen zu konfrontieren, die sich im Hinblick auf Folgen der wissenschaftlichen Arbeit(sweise) ergeben könnten (vgl. Antos 1996: 248). Durch diese neue Mündigkeit ergeben sich meiner Ansicht nach neue Aufgaben: Für die Sprachwissenschaft gilt es umzulernen und der Öffentlichkeit ein Mitsprachrecht einzuräumen, wenn es sich um anwendungs- und gesellschaftsbezogene Forschungsfelder handelt. Die Öffentlichkeit sollte nicht nur ihr Bedürfnis nach und berechtigtes Interesse an Norm und Autorität ausdrücken, sondern auch erkennen, dass Mündigkeit mit einer größeren Eigenverantwortung einhergeht. Das bedingt auch, öffentlichen Sprachkritikern mindestens mit demselben Misstrauen zu begegnen wie bis anhin der Wissenschaft, und die oftmals apodiktischen Meinungen der Sprachkritiker für sich zu relativieren. Das

---

<sup>10</sup> Allerdings gilt es hier zu differenzieren: Heutzutage ist es nicht ungewöhnlich, dass sich Patientinnen und Patienten vor dem Praxisbesuch kundig machen und dann den Medizinerinnen und Medizinern widersprechen. Für diesen Hinweis und für manch anderen in diesem Abschnitt danke ich Prof. Dr. Jürgen Spitzmüller.

geht jedoch nur auf einer stabilen Wissensgrundlage, für die wiederum die Wissenschaft hilfreich sein könnte.

### 3.3.6 *Fazit zu den metasprachlichen Diskursen*

Wenn die Öffentlichkeit, wie Paul schreibt, andere Probleme betreffen und hier andere Voraussetzungen herrschen (vgl. Paul 1999: 194) als in der Wissenschaft, heißt das konsequent weitergedacht, dass die Öffentlichkeit die Wissenschaft für ihre Art der Sprachbetrachtung tatsächlich nicht braucht. Denn wenn es darum geht, eine Frage kurz und knapp abzuhandeln, in einem Satz eine einfache, einleuchtende Erklärung abzugeben und zu diesem Zweck Feinheiten und andere, auch abweichende Meinungen außer Acht zu lassen, genießt die Öffentlichkeit einen unleugbaren Vorteil, da sie im Gegensatz zur Wissenschaft auf diese Weise an ein Thema herangehen kann und darf. Während die Wissenschaft ihrem Usus verpflichtet ist und die unter 3.3.1 angesprochenen Wissenschaftswerte berücksichtigen muss, steht es der Öffentlichkeit frei, Komplexität zu reduzieren, ja, bis zu einem gewissen Grad ist sie sogar dazu angehalten. Man denke etwa an Zeitungsartikel und Radio- oder Fernsehprogramme, die in der Regel auf eine heterogene Zielgruppe zugeschnitten sind. Die Wissenschaft muss zwar ausholen, um ein Problem in seiner ganzen Vielgestaltigkeit darzulegen, aber dafür kann sie fundierte, differenzierte Erklärungen anbieten. Veröffentlichungen, die auf ein allgemein verständliches Niveau reduziert sind, können das nicht leisten, vielleicht wollen oder sollen sie es aber auch gar nicht.

Damit scheint der Weg bereitet für zwei unterschiedliche Sprachkritiken mit abweichenden Positionen und Zielen: Dort eine bewusst oberflächlich gehaltene und nicht zuletzt subjektiv gefärbte, die eingängige, leichtverständliche Antworten anbietet; hier eine, die sich bemüht, fachliche Grundlagen für eine linguistisch fundierte Sprachkritik zu erarbeiten, die den wissenschaftlichen Ansprüchen und Richtlinien genügen müssen und trotzdem die Öffentlichkeit erreichen sollen. Dies ist jedoch aus verschiedenen Gründen nicht erstrebenswert: Die Krux an einer solchen zweigleisigen Sprachkritik wäre, dass sie den angestrebten Dialog hemmen würde. Denn dann würden beide Seiten auf ihrer Schiene weiterfahren und die Aufspaltung in Wissenschaft einerseits und Öffentlichkeit andererseits würde wieder zementiert. Aber mit einer linguistischen Sprachkritik, welche das Kontinuum der beiden betonen und stärken will, soll diese Aufspaltung ja gerade gelockert werden. Diese Aufspaltung

wiederum wäre dem angestrebten Dialog zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit abträglich, denn warum sollte man sich mit jemandem austauschen, dessen Ansichten für einen selbst keine Rolle spielen? Zudem bliebe das Problem bestehen, dass beide Arten von Sprachkritik die bildungsnahen Bevölkerungsteile erreichen mögen, die weniger akademisch ausgerichteten hingegen nach wie vor nicht; und schließlich würde, wenn der Öffentlichkeit mit ihrer herkömmlichen Sprachkritik genug gedient ist, eine linguistisch fundierte Sprachkritik zu einem reinen Selbstzweck herabgesetzt und ihr Nutzen damit fraglich. Gleichzeitig ist es aber nicht ratsam, wenn beide, Sprachwissenschaft und öffentliche Sprachkritik, sich wieder voneinander abwenden, denn dann besteht die Gefahr, dass sie noch weiter auseinanderdriften und einander schließlich gar nicht mehr erreichen. Ein gangbarer Weg könnte es sein, der Öffentlichkeit dann eine fundierte Antwort zu bieten, wenn konkrete Anliegen an die Linguistik herangetragen werden. Denn wie verschiedene Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler herausgearbeitet haben und in diesem Kapitel referiert worden ist, steht die Öffentlichkeit keineswegs ohne jedes Wissen da, sondern es ist eine „Vielzahl konkurrierender Formen von Wissen“ (Spitzmüller 2011: 171), nämlich „lebensweltlich fundierte Formen von Orientierungswissen“ (ebd.) vorhanden. Daher soll die an linguistischen Themen interessierte Öffentlichkeit auf keinen Fall als dankbare, passive Empfängerin wissenschaftlicher Erkenntnisse angesehen werden, zumal wenn es sich bei diesen Einsichten um Antworten auf Fragen handelt, die außerhalb der Linguistik nicht auf Interesse stoßen. Dieses Dilemma zwischen wissenschaftlichen Anforderungen und öffentlichen Bedürfnissen wird im folgenden Unterkapitel deutlich, in dem Kriterien einer wissenschaftlich haltbaren Sprachkritik erörtert werden, mit der die Öffentlichkeit einen Zuwachs an eigenständigen Handlungsmöglichkeiten erhalten soll(te).

### **3.4 Kriterien und Hindernisse einer linguistisch fundierten Sprachkritik**

Soll Sprachkritik Eingang in die Wissenschaft finden, sind überprüfbare Kriterien, denen sie standhalten muss, unabdingbar. In diesem Abschnitt werden sowohl allgemeine Kriterien als auch erste inhaltliche Prinzipien vorgestellt, denen eine linguistisch fundierte Sprachkritik verpflichtet sein sollte. Sie wurden von Linguisten aufgestellt, die einer solchen Sprachkritik wohlwollend gegenüberstehen und sie nach wissenschaftlich haltbaren Kriterien in der Linguistik etabliert sehen möchten. Anschließend werden diese Kriterien kritisch kommentiert.



### 3.4.1 Allgemeine Kriterien und inhaltliche Prinzipien

Griesbach konstatiert, dass die Linguistik gegenwärtig noch keine Theorie besitzt, „die mit intersubjektiv überprüfbaren Kriterien eine praktische Umsetzung erlaubt und damit auch den anwendungs- und gesellschaftsbezogenen Nutzen einer linguistisch begründeten Sprachkritik belegt“ (Griesbach 2006: 97). Doch gibt es immerhin bereits einige Kriterien, die im Folgenden erläutert und kommentiert werden.

Sitta hat herausgearbeitet, welche Art von Sprachkritik zu vermeiden ist. Er spricht sich gegen eine Sprachkritik aus, die linguistisch falsche Aussagen mache (vgl. Sitta 2000b: 100) und lediglich fachliche Ergebnisse verbreite, wodurch die Gefahr besteht, dass sie sich zu Fragen verhalte, die gar nicht gestellt worden seien. Dabei gelte es, Infotainment zu vermeiden (vgl. ebd.: 102) und als aufklärerische und akademische Disziplin aufzutreten, die keinesfalls dumpfe Vorurteile der Leserschaft bedienen sollte (vgl. Sitta 2000a: 265). Häme, Rechthaberei und Entwertung sollten ebenso vermieden werden wie Einzelbeispiele, da die Arbeit damit unseriös sei, sich mit ihnen nichts beweisen lasse und die abstrahierende Regel dahinter fehle (vgl. Sitta ebd.: 258ff.). Schließlich dürfe Sprachkritik nicht ausschließlich defizitorientiert und destruktiv sein (vgl. Ortner/Sitta 2003: 11). So fordern Ortner und Sitta einen „reflektierten, gut begründeten und vor allem reichen und lebendigen Begriff von Sprache“ (ebd.: 12).

In diesem Sinne bemängelte auch Schiewe bereits 1998 die wissenschaftliche Darstellungsform sprachkritischer Inhalte. Er erachtete die

„strenge Wissenschaftssprache, wie sie sich die moderne Linguistik seit den sechziger Jahren geschaffen habe, als dafür ungeeignet, da der Abstand zur Sprache der Adressaten von Sprachkritik, zur Umgangssprache, zu groß [sei], als dass Verständigung möglich oder Verständlichkeit zu erreichen wären“ (Schiewe 1998: 286).

Wie Sitta (2000a: 264) unterstreicht auch Griesbach die Bedeutung von Normen und trennt normierende validierte, linguistische Erkenntnisse von ästhetischen oder moralischen Maßstäben (vgl. Griesbach 2006: 119). Durch den hohen Stellenwert, den er validierten Normen zuspricht, postuliert er eine Grundlage für eine offenere Sichtweise auf die in der Wissenschaft bisher so verpönte Normierung. Denn um auf gegenwärtige sprachkritische Fragen der Öffentlichkeit praktisch und umfassend antworten zu können, sei es für Linguisten unumgänglich, in irgendeiner Art und Weise Normen festzulegen (vgl. ebd.: 95). Es ist meines Erachtens wichtig zu berücksichtigen, dass in der Öffentlichkeit tatsächlich ein Bedürfnis nach und ein berechtigtes Interesse an Norm und Autorität besteht.

Dieckmann moniert, dass Sprachkritiker ihre Beispiele nicht selten konstruieren (vgl. Dieckmann 2012: 85) und künstliche Beispielssituationen abhandeln (vgl. ebd.: 93) würden. Unter Berufung auf Betz (1968) nennt Dieckmann mit „Funktionserleichterungen“ versus „Informationsverluste“ (Dieckmann 2012: 31) immerhin zwei Kriterien für eine linguistisch abgestützte Sprachkritik. Sorge eine Form für Funktionserleichterungen, wie dies etwa bei *brauchen* ohne *zu* der Fall sei, sei ihrem Gebrauch weniger entgegenzusetzen, als wenn etwa die Unterscheidung zwischen *anscheinend* und *scheinbar* vernachlässigt werde, da diese mit einem Verlust an Informationen einherginge (vgl. ebd.).

In einer Umfrage vierer Doktoranden wurden von den Befragten als Kriterien für eine linguistische Sprachkritik, die gewährleistet sein müssen, damit sie Berechtigung erhalte, nebst wissenschaftlicher Begründbarkeit Differenziertheit und Objektivität gefordert (vgl. Aussagen in Leweling et al. 2002: 21).

Geht man davon aus, dass das oberste Gebot einer an die Öffentlichkeit gerichteten Sprachkritik Anwendungs- und Praxisbezogenheit sein soll, müssen solide sprachkritische Äußerungen wirksam, umsetzbar und nützlich sein. Sie sollen nachhaltig (vgl. Boberski 2012) und uneigennützig (vgl. Bornmann o. J.: 3) sein, die Fragenden weiterbringen, eigenständige Überlegungen auf einer neuen, sichereren Grundlage erleichtern und so dazu beitragen, dass sich die Öffentlichkeit nicht von den subjektiven, herablassenden Meinungen populärer Sprachkritiker verunsichern lässt.

### 3.4.2 *Strittige Punkte der Kriterien*

Die zitierten Autorinnen und Autoren haben wichtige, wenn auch eher unbestimmte Prinzipien herausgearbeitet, denen die Kriterien einer linguistisch fundierten Sprachkritik entsprechen sollen. Diese Forderungen sind alle einleuchtend und grundlegend. Sie sind aber auch selbstverständlich und kaum fassbar. Als Anhaltspunkte für eine linguistisch fundierte Sprachkritik sind sie zu wenig eindeutig, als dass sich von ihnen konkrete Handlungsempfehlungen oder auch nur Richtlinien für einen situativ angemessenen Sprachgebrauch ableiten ließen. Die erarbeiteten Kriterien betreffen nur die theoretischen Voraussetzungen – für die praktische Umsetzung dagegen bieten sie noch zu wenig. So bleibt nach wie vor ungeklärt, was denn konkrete Kriterien sein und wie sie gemessen werden sollen.

Ein weiteres Problem ist, dass es naturgemäß die Wissenschaft ist, die die Kriterien festlegen will, wie eine Sprachkritik zu sein hat, die linguistischen Ansprüchen genügt. Aber es ist die Öffentlichkeit, die letztlich mit dieser zukünftigen Sprachkritik arbeiten soll, und sie würde vielleicht ganz andere Kriterien vorziehen oder brauchen, als es aus linguistischer Perspektive sinnvoll erscheint. Doch wenn beispielsweise mittels Fragebogen die diesbezüglichen Bedürfnisse der Öffentlichkeit erhoben würden und sich herausstellen sollte, dass sie tatsächlich anders gelagert sind, würde es eine linguistisch fundierte Sprachkritik im Keim ersticken, weil die Sprachwissenschaft nicht auf ihre Prinzipien verzichten kann.

In der Sprachberatung ist dies ein gängiges Thema. Das wird zum Beispiel ersichtlich bei den Sprachtelefonen, die es in verschiedenen Universitäten und anderen Institutionen gibt und bei denen Fragen rund um das Thema Sprache von Fachpersonen beantwortet werden. In mehreren Aufsätzen (siehe 5.1.3), verfasst von Mitarbeitenden in solchen Angeboten, wurde konstatiert, dass in der Öffentlichkeit offenbar ein starkes Bedürfnis nach Antworten besteht. Aber eben: nach Antworten. Vielleicht sucht die Öffentlichkeit keinen Kriterienkatalog, anhand dessen sie ihre Zweifel bearbeiten kann, sondern eine Instanz, die für sie die Entscheidung fällt und deren Auskunft sie Folge leistet.<sup>11</sup> Das mag aus linguistischer Sicht bedauerlich sein, da es nicht zur sprachlichen Reflektiertheit und Eigenständigkeit beiträgt. Mitunter mag ein solches Vorgehen den praktisch-pragmatischen Bedürfnissen der Anrufenden jedoch angemessener sein als eine dialektische Erörterung. Christoph Müller bringt es in einem Aufsatz gleichermaßen treffend wie ernüchternd auf den Punkt:

„Die Autoren sprachpflegerischer Werke neigen demgegenüber stärker dazu, nur eine Variante zu akzeptieren. Daraus erklärt sich auch ihre große Popularität. Wer globale Richtig-Falsch-Regeln propagiert, kann sich breiter Zustimmung sicher sein. Er enthebt die Sprachbenutzer der Verpflichtung, den Einsatz sprachlicher Mittel abzuwägen. Er

---

<sup>11</sup> Freilich sind Sprachberatung und Sprachwissenschaft nicht dasselbe. Die Sprachberatung beschäftigt sich damit, sprachebezogene Fragen aller Art zu beantworten, Ratschläge zu erteilen und Handlungsempfehlungen auszusprechen. Dementsprechend kann sie auch auf Fragen nach besserer oder schlechterer Sprachverwendung Antwort geben (vgl. Bär 2002: 237f.), wovon die Sprachwissenschaft absieht. Aber auch in der Sprachberatung gelten gewisse linguistische Prinzipien, zumal wenn die Beratenden ein abgeschlossenes sprachwissenschaftliches Studium vorweisen (müssen), wie dies beispielsweise bei der Duden-Sprachberatung der Fall ist (vgl. [duden.de: Sprachberatung](http://duden.de:Sprachberatung)). Und obwohl dort größere Bereitschaft und eine erleichterte Ausgangslage bestehen, Entscheidungshilfen zu bieten, wird die Bitte der Öffentlichkeit nach klaren Antworten auf linguistische Fragen in Aufsätzen über Sprachberatung immer wieder thematisiert und problematisiert. Eigentlich sollte hier die Erwartung, eine eindeutige Antwort zu bekommen, angesichts der Ausrichtung von Sprachberatung durchaus nachvollziehbar sein. Wenn dieses Bedürfnis jedoch bereits in diesem Zusammenhang immer wieder aufgenommen wird, wird deutlich, wie sehr es der ganz anders ausgerichteten Sprachwissenschaft zusetzen würde, eine linguistisch fundierte Sprachkritik zu erarbeiten, die gleichzeitig Antworten bietet, ohne Vorurteile zu er härten (sei es gegen die Sprachwissenschaft oder das Thema, das zur Frage steht).

versetzt die Sprachbenutzer in die Lage, sich als Richter über die Sprachproduktionen anderer aufzuspielen und gibt ihnen auf diese Weise ein Herrschaftswissen an die Hand“ (Müller 2009: 82).

Das zeigt, dass die öffentliche Sprachkritik hier gegenüber der Sprachwissenschaft im Vorteil ist: Indem Erstere werten und dezidierte Handlungsempfehlungen abgeben kann, ist sie näher am Puls der Öffentlichkeit und bedient die Erwartung nach pragmatisch-funktionalen Anweisungen, die durch ihre Eindeutigkeit als Antwort auf eine augenblickliche Unsicherheit nützlich und umsetzbar scheint. Damit zeigt sich ein weiterer bedeutsamer Unterschied zwischen öffentlicher und wissenschaftlicher Sprachkritik: Erstere ist auf Kurzfristigkeit angelegt, worauf auch das benutzte Wort *Instantlösung* hindeutet, während Letztere mit dem Anspruch an einen Zuwachs an Ausdrucksmöglichkeiten und Spielräumen auf einen langfristigen Kompetenzgewinn ausgerichtet ist.

Angesichts derart stark voneinander abweichender Bedürfnisse, Interessen, Ausgangslagen und Umstände der beiden Diskurse stellt sich die Frage, ob sich hier die Sprachwissenschaft *als Fach mit einem dezidierten Selbstverständnis* überhaupt dementsprechend zu positionieren braucht und ob eine linguistisch fundierte Sprachkritik überhaupt am wissenschaftlichen Standard gemessen werden darf und soll. Geht es um das Bestreben, mit Sprachkritikern in einen Dialog mit der Öffentlichkeit zu treten und eine gelingende Wissenschaftskommunikation zu fördern, muss die Linguistik andere Ansprüche an sich stellen als sonst und sich als gleichsam außerwissenschaftliche Mittlerin oder Beraterin verstehen, die der Öffentlichkeit den Zugang zur Wissenschaft erleichtert. Solcherart *außerwissenschaftlich*, wird es auch möglich, ein Stück weit aus dem wissenschaftlichen Usus herauszutreten, so dass es gar nicht mehr zwingend wäre, Sprachkritik mit einem unanfechtbaren Kriterienkatalog und eindeutigen Prinzipien zu versehen. Solche Normen würden nämlich zwar fachliche Qualität garantieren, aber möglicherweise gerade dazu beitragen, die Öffentlichkeit zu verschrecken – die Öffentlichkeit, um die man sich ja bemühen will, die solche Prinzipien aber (noch) überfordern würde. Außerdem ist es in Anbetracht der emotionalen Beziehung der Öffentlichkeit zur Sprache wohl leichter möglich, ihr ohne allzu große wissenschaftliche Distanz zu begegnen. Durch diese Abkehr von verbindlichen Maßstäben wird die Bezeichnung *linguistisch fundierte Sprachkritik* hinfällig. Als neuer Terminus wird deshalb *Sprachgestaltung* vorgeschlagen und im folgenden Teilkapitel erörtert.

### 3.5 Abgrenzung und Definition des Begriffs der *Sprachgestaltung*

Im Folgenden sollen zwei propagierte Ersatzausdrücke für eine wissenschaftlich fundierte Sprachkritik vorgestellt und kritisch kommentiert werden, bevor mit *Sprachgestaltung* der Begriff für das Verständnis einer solchen Sprachkritik eingeführt wird, das in dieser Arbeit gilt: Sprachmanagement und Spracharbeit.

Jochen A. Bär schlägt für eine wissenschaftlich annehmbare Form von Sprachkritik die Bezeichnung *Spracharbeit* vor, die er für positiv konnotiert und ideologisch neutral hält. Es vereine Sprachverwendung und sprachliches Engagement mit einer Sprachreflexion, die sowohl kritisch als auch informativ und konstatierend sei; sie umfasse ganz Verschiedenes wie Sprachlehre, Sprachberatung, Sprachforschung, klinge nicht speziell wissenschaftlich-bildungssprachlich und lasse sich daher auch in der Kommunikation mit Laien einsetzen; und Arbeit im Sinne einer geistigen Tätigkeit deute Ethos und Bescheidenheit an (vgl. Bär 2002: 231f.). Dabei übersieht er jedoch etwas ganz Banales: Arbeit ist oft mit Anstrengung und Pflicht verbunden statt mit Freude und Kür, weshalb der Ausdruck vielleicht trotz der anderen überzeugenden Vorteile in den Augen der Öffentlichkeit nicht allzu verlockend wirkt. „Spracharbeit“, zumindest solange der Begriff noch keine Bekanntheit erlangt hat, kann nach ermüdenden Diktaten klingen und mit unwillkommenen Erinnerungen an Schul(straf)arbeiten Assoziationen wecken, die nicht dazu angetan sind, Interesse für eine Spracharbeit im Sinne Bärs hervorzurufen. Aus diesem pragmatischen Grund halte ich den Ausdruck *Spracharbeit*, auch wenn Bär etliche gute Argumente dafür geltend machen kann, für nicht zielführend.

Péter Maitz stellt die Theorie des Sprachmanagements vor, eine Weiterentwicklung der Sprachplanungstheorie. Dort geht es darum, dass die Sprachgemeinschaft Schwierigkeiten oder Störungen in der Alltagskommunikation aufgrund gezielter Erhebungen und Beobachtungen im Nachhinein selbst identifiziert. Dies hebt das Sprachmanagement grundsätzlich von der Sprachpflege und der Sprachplanung ab, wo es Sprachpflegende oder sprachwissenschaftlich oder politisch Tätige sind, die ein Problem erkennen, also gewissermaßen ‚von oben‘ vornehmen. Bei den Kommunikationsproblemen handelt es sich um tatsächliche Äußerungen, die im Gegensatz zu manchen propagierten Problemfällen der populären Sprachkritik nicht künstlich aufrechterhalten werden, obwohl in Wirklichkeit keine wie auch immer geartete Kommunikationsbarriere vorliegt (vgl. Maitz 2010: 15ff.). Besonders der letzte

Punkt ist als sehr positiv hervorzuheben: Wenn echte Äußerungen Sprachbarrieren verursachen, kann man davon ausgehen, dass allein schon aus nachvollziehbarem Eigennutz ein Interesse daran besteht, diese Barriere zu überwinden. So ist in der konkreten problematischen Sprechsituation das Interesse, das sich bei anderen linguistischen Themen nur zögerlich einstellt, wenn überhaupt, bereits gegeben. Das ist unbedingt zu begrüßen. Doch genau hier liegt auch eine Gefahr: „Das, was ein Sprachproblem ist, stellt sich vielmehr erst und ausschließlich in konkreten Interaktionen, d. h. auf der Mikroebene der sozialen Prozesse, heraus“ (ebd. 2010: 16). So wird kein Problem geschaffen, wo keines ist. Aber vielleicht wird eines übersehen, das die Interaktion erst nachträglich beeinträchtigt: Person A windet sich mit einem souveränen Euphemismus aus einer potentiell prekären Lage. Person B merkt es nicht. Die Interaktion ist so lange geglückt, bis Person B dahinterkommt, dass ihr sprachlich Unrecht getan wurde und sie sich hinters Licht geführt fühlt. Euphemismen sind moralische verwerfliche Teillügen (vgl. Burkhardt 2011: 115). Das Sprachmanagement behandelt jedoch lediglich Probleme, die in der Alltagskommunikation Störungen hervorrufen (vgl. Maitz 2010: 15). Bei einem Euphemismus muss dies nicht zwingend der Fall sein. Da einer der in dieser Arbeit verfochtenen Punkte aber gerade darauf abzielt, sprachliche Manipulationen als solche zu erkennen bzw. zu erkennen lernen, bietet sich das Sprachmanagement mit seinem durchaus verdienstvollen Ansatz nicht an. Dazu kommt: Auch wenn es die Sprachteilnehmenden selbst sind, die ihre Kommunikation „managen“ wollen und sollen, hängt ein Management mit einer Leitung, Lenkung und Führerschaft zusammen, die etwas weiterbringt und verwirklicht. Für die Ausrichtung dieser Arbeit ist der Ausdruck unzureichend, weil es mir darum geht, den individuellen Sprachgebrauch zu verbessern, und zwar nicht auf einer autoritativen Grundlage, sondern durch eigenständiges, geschultes Denken, das sich mit einem spielerischen Ansatz verbindet (vgl. 4.1.3). Zudem klingt bei *managen* auch ein Hauch von Arbeit an, von Zeitfenstern, die man für das Sprachmanagement in den Kalender einträgt. So, wie die Beschäftigung mit Sprache in dieser Arbeit verstanden werden soll, ist sie nichts Abgeschlossenes, Isoliertes, sondern wird mit dem Ziel angegangen, dass sie selbstverständlicher Teil der Alltagskommunikation wird.

Eine geeignete Bezeichnung dafür fand ich in der Anthroposophie: *Sprachgestaltung*. Dort bezeichnet die *Sprachgestaltung* eine Form der Kunsttherapie. Für diese Arbeit soll das Wort ungeachtet seiner dortigen Verwendung wie folgt verstanden werden: ein aktiver,

selbstbestimmter, kreativer und freier Umgang mit Sprache, anregend und wirkungsbezogen. Das Ziel ist erstens, die Öffentlichkeit zu befähigen, die Absicht von populärer Sprachkritik auf der einen und von suggestivem Sprachgebrauch auf der anderen Seite zu verstehen und für sich zu relativieren, um die sprachliche Selbstbestimmung und Freiheit zu fördern. Zweitens gilt es, den eigenen Umgang mit Sprache so zu entwickeln, dass Alternativen und Varianten aktiv und kreativ benutzt werden können und das eigene Ermessen als kompetent eingeschätzt wird. Und drittens sind Äußerungen wirkungsbezogen, wenn sie adressatengerecht formuliert sind und die Aussage wunschgemäß transportieren. Wer sich so auf Sprache einlassen kann, hat das nötige Rüstzeug, sie auf anregende Weise zu benutzen, aber mehr noch: sie zu formen und zu prägen. Eine Sprachgestalterin oder ein Sprachgestalter ist also jemand, die oder der die Sprache als Gut versteht, das man nicht nur hat, sondern engagiert gestaltet und lebendig hält. Das schließt automatisch einen reflektierten Sprachgebrauch ein.

*Sprachgestaltung* vereint alle Vorzüge, die Bär für die Spracharbeit erkannt hat, ohne nach Anstrengung zu klingen, und lässt wie das Sprachmanagement die Möglichkeit offen, dass die Sprachgemeinschaft die Sprache weiterentwickeln kann, vermeidet aber die Vorstellung einer lenkenden Autorität, selbst wenn es sich dabei um die Sprachgemeinschaft handelt. Und nicht zu vergessen: Der Terminus kommt dem nicht-präskriptiven Selbstverständnis der Linguistik entgegen, da er ja gerade dazu auffordert, mit Sprache (etwas) zu schaffen. Die Möglichkeiten, die eine bewusste und aktive Gestaltung der eigenen Äußerungen bietet, entsprechen dem Anspruch der Sprachwissenschaft, dass es nicht um richtig oder falsch geht, sondern darum, sich in einer kommunikativen Situation angemessen zu verhalten. Jetzt ist es machbar, Empfehlungen an die Hand zu geben, ohne dass dies dem linguistischen Selbstverständnis zuwiderläuft. Denn sobald und solange die Maxime lautet: „Gestalte deine sprachlichen Beiträge so, dass sie ihren Zweck in der bestmöglichen Weise erfüllen“, lassen sich Aspekte von Adäquatheit, Stil, Register und dergleichen erörtern, die die Sprachgestaltenden in der Folge befähigen, ihren Ausdruck zu variieren und den momentanen Erfordernissen anzupassen und dabei einen weiten Sprachbegriff zu verwenden. Hier könnte man einwenden, dass Beliebigkeit drohe. Aber tatsächlich offeriert die Linguistik Fundament und Rüstzeug; den Nutzen daraus ziehen Sprachgestaltende nach eigenem Ermessen. Nun sind sie frei zu *wählen*, da sie besser und kompetenter auf Varianten zurückgreifen können.

*Sprachgestaltung* verweist auch darauf, dass sich Sprache aktiv gestalten lässt, demnach ebenso wie herrschende Normen nichts unveränderlich Festgefügtes ist.

Wohl könnte man als Einwand gegen die Bezeichnung vorbringen, sie sei ebenso unbestimmt wie die referierten Kriterien für eine linguistisch fundierte Sprachkritik oder Bär's *Spracharbeit*. Aber: *Gestaltung* ist per se offener und weniger klar umrissen und lässt per Definition mehr Spielraum und Freiheit. Das ist ja gerade das Ziel für den zukünftigen Umgang mit Sprache, so dass klare Vorgaben und Richtlinien schlechterdings hinderlich wären. Wird der Begriff der Sprachgestaltung etabliert, erübrigen sich zum einen die Forderungen nach eindeutigen Normen und andererseits wird dem bereits mehrfach konstatierten emotionalen Zugang der Öffentlichkeit zur Sprache Rechnung getragen.

Das oben angesprochene Problem mit unerkannten Euphemismen beispielsweise kann im Zuge der Beschäftigung mit Sprachgestaltung in der Öffentlichkeit betrachtet werden, deren Interesse für Sprachfragen noch nicht so ausgeprägt ist. Es erlaubt der Sprachwissenschaft, linguistisch objektiv darzulegen, wie Euphemismen eingesetzt werden und was Folgen sein können. Gleichzeitig holt es diese Öffentlichkeit bei in ihrer Emotionalität ab. Es ist nicht die konservative Sprachliebe, die für den sprachaffinen Bevölkerungsteil kennzeichnend ist, sondern eine Empörung oder eine Wut, die vermutlich einsetzt, wenn verstanden wird, dass man mit Sprache gezielt getäuscht und für dumm verkauft werden kann. Es mag auch ein gewisses Machtgefühl entstehen, wenn man begreift, dass man selbst jemanden sprachlich hinters Licht führen kann. So oder so ist jedenfalls Emotionalität eine Triebfeder, die nicht unterschätzt werden sollte und durchaus auch von Nutzen sein kann, wenn es darum geht, das Interesse der Öffentlichkeit zu wecken. Der Vorwurf, nun sei es die wissenschaftliche Seite, die zu manipulieren versuche, kann leicht entkräftet werden. Der Nutzen davon, mehr über sprachliche Manipulation zu wissen, liegt bei der Öffentlichkeit selbst. Die Sprachwissenschaft profitiert von den Emotionen lediglich insofern, als das öffentliche Interesse durch die Relevanz, die die Sprachgemeinschaft ihnen beimisst, automatisch grösser ist und nicht erst geweckt oder gefördert werden muss.

Als abschließende Bemerkung zu den verwandten Termini ist zwar Wolf Klein recht zu geben, wenn er einwendet, eine wie auch immer geartete Bezeichnung sei bestenfalls zweitrangig. Die Differenzen zwischen der Öffentlichkeit und der Sprachwissenschaft beruhen nicht auf einer nomenklatorischen Entscheidung, sondern es brauche Strategien, wie sich



Sprachwissenschaft und Sprachpflege „sinnvoll miteinander verbinden lassen könnten“ (Klein 2002: 398). Letzteres sei ihm zugestanden. Aber eine aussagekräftige Bezeichnung ist durchaus entscheidend. Sie kann eine Grundlage bieten, um die Richtung festzulegen, die eingeschlagen werden soll. Noch 2003 hat Klein (ebd.) von den „Gräben zwischen deskriptiver Sprachwissenschaft und präskriptiver Sprachpflegetradition“ (Hervorhebung F.S.M.) geschrieben. Wenn hinsichtlich der Bezeichnung und ihrer Definition Einigkeit herrschte, könnte der gemeinsame Gegenstand leichter festgelegt werden. Und wenn es mit einer treffenden Bezeichnung möglich wird, einigen definitorischen Schwierigkeiten beizukommen, sollte sie unbedingt in Betracht gezogen werden.

Um für Verständnis für die konservative Position der sprachaffinen Öffentlichkeit zu werben und es in der Linguistik stärker zu verankern, wird im Anschluss die Bedeutung der Sprache referiert und auf sie als identitätsstiftendes Element eingegangen. Denn nach meinem Dafürhalten kommt der plakative Sprachkonservatismus nicht von ungefähr, und es reicht nicht, ihn einfach nur zu konstatieren und als störend, überflüssig und unangemessen abzutun. Sondern die in ihm verankerten Werte tragen durchaus dazu bei, die Persönlichkeit eines Menschen zu festigen.

### **3.6 Zusammenfassung/Beantwortung der Fragen**

Beginnend mit den Gemeinsamkeiten wurden Kriterien und Charakteristika der öffentlichen und der wissenschaftlichen Sprachkritik vorgestellt. Danach wurden anhand von Bastian Sicks Kolumnen Stärken und Schwächen der öffentlichen Sprachkritik herausgearbeitet. Im Anschluss wurden metasprachliche Diskurse in Wissenschaft und Öffentlichkeit erörtert. Danach wurden Kriterien und Hindernisse einer linguistisch fundierten Sprachkritik vorgestellt und mit *Sprachgestaltung* ein neuer Terminus eingeführt. In diesem Kapitel wurde die Öffentlichkeit erstmals zweigeteilt: in eine Minderheit, die bereits sprachaffin ist, und in eine Mehrheit, die sich noch nicht besonders für Sprachfragen interessiert.

Die Gemeinsamkeiten zwischen der öffentlichen und der wissenschaftlichen Sprachkritik beschränkten sich auf recht allgemeine Beobachtungen: Beide Diskurse interessieren sich für Sprache, mit der sie sich metasprachlich beschäftigen. Sie beschreiben zum Teil dieselben sprachlichen Phänomene und sind beide nicht frei von Ideologien.

Die Unterschiede sind zahlreich: In der Öffentlichkeit herrscht eine allgemeine Verfallsklage vor, der Sprachbegriff ist klar umrissen. Es interessiert die Umgangssprache, die als Teil der Identität aufgefasst wird. In der Sprachwissenschaft dagegen gilt ein offener Sprachbegriff, der unterschiedliche Varietäten einschliesst. Die Öffentlichkeit hat einen emotionalen, die Wissenschaft einen rationalen Zugang zur Sprache. Der letzte Punkt verdeutlicht den Wert, den die Stärken der öffentlichen Sprachkritik aus der Sicht der sprachaffinen Öffentlichkeit haben, denn diese Stärken sind alle emotionsbezogen, wenn auch in unterschiedlichen Graden. Insbesondere erfüllt öffentliche Sprachkritik das Bedürfnis nach Normen und schafft mit ihrer Traditionsgerichtetheit Sicherheit. Bei den Schwächen muss konstatiert werden, dass Sicks Ausführungen eine Variantentoleranz ebenso vermissen lassen wie Beurteilungskriterien. Sie negieren Sprachwandeltendenzen, wirken Frauen gegenüber voreingenommen, weisen sachliche Fehler auf und deuten auf einen bildungsbürgerlichen Standesdünkel hin.

Es wurde darauf aufmerksam gemacht, dass der Blickwinkel bei den Stärken und Schwächen unterschiedlich ist: Die Stärken werden von der Öffentlichkeit geschätzt, die Schwächen von der Sprachwissenschaft problematisiert. Damit treffen sich die beiden Diskurse nicht oder kaum. Die unterschiedlichen Ausgangslagen und Bedürfnisse bringen eine gewisse Unwilligkeit mit sich, die andere Position im eigenen Diskurs anzuerkennen, weil sie hier nur bedingt relevant ist. In der Folge wurden zwei unterschiedliche Arten von Expertentum postuliert und darauf hingewiesen, dass die Öffentlichkeit für ihre Art der Sprachverwendung und -betrachtung durchaus auf eine Sprachkompetenz zugreifen kann, und zwar auf ihr intuitives muttersprachliches Ausdrucksvermögen.

Gleichzeitig wurde versucht, die Trennung von Sprachwissenschaft auf der einen und Öffentlichkeit auf der anderen Seite aufzulockern. Die Vorstellung wurde ausgebreitet, dass sich Sprachkritiker und Sprachwissenschaftlerinnen und Sprachwissenschaftler auf einem Kontinuum bewegen und sich ihre Positionen umso mehr annähern, je weiter innen sie sich auf dem Strahl befinden.

Abschliessend wurden Kriterien für eine linguistisch fundierte Sprachkritik gesucht. Bisher bestehen einige grundlegende Prinzipien. Sie fordern eine differenzierte, aufklärerische und konstruktive Sprachkritik, die die Fragenden weiterbringt und gleichzeitig dem deskriptiven wissenschaftlichen Selbstverständnis entspricht. Konkrete Kriterien oder gar eine Theorie fehlen indes nach wie vor. Grundsätzlich muss dieses Unterfangen zum Scheitern

verurteilt sein, solange wissenschaftliche Wertungsabstinenz gefordert wird, Sprachkritik jedoch per se Wertungen verlangt. Diesem Problem wurde so begegnet, dass ein neuer Terminus gefunden wurde, die *Sprachgestaltung*. Sie zielt von vornherein auf einen freien, kreativen Umgang mit Sprache, ist nicht von intersubjektiven Kriterien geleitet oder baut auf einer Theorie auf. Die Absicht ist, die Öffentlichkeit zu befähigen, ihre Sprachbeiträge aktiv zu gestalten.

#### 4 Einfluss von Sprache

Dass die sprachaffine Öffentlichkeit sich zu Reizthemen wie Anglizismen, Jugendsprache und Sprachwandel eher konservativ und ablehnend verhält, ist bekannt und wurde unter 3.3.2 angetönt. Dabei stellt sich die Frage nach dem Grund für diese Zurückhaltung, der bisher meines Erachtens nicht genug Aufmerksamkeit gewidmet worden ist und die nicht einfach als traditionell und rückständig abgetan werden darf. Meiner Ansicht nach ist Sprache ein grundlegend identitätskonstituierendes Merkmal,<sup>12</sup> das man wie die Identität selbst gestaltet, in dessen Verwendung man hineinwächst und den man nach einer Weile bis zu einem Grad *ist*, weil der Sprachgebrauch auch Werte abbildet, die man verinnerlicht hat. Dabei kann man je nach situativen Bedingungen aber ganz verschiedene Register ziehen. Dahinter steht ein mehr oder minder bewusstes Anpassen, Selektieren und Neubilden, das aus freien Stücken geschieht und oft genug anhand dezidierter Entscheidungen gefällt wird. Der individuelle Sprachgebrauch verändert sich im Laufe der Zeit durchaus und mitunter markant, aber diesen Veränderungen liegen innere, persönliche Prozesse zugrunde, die sich unter anderem in der Sprache manifestieren. Dazu muss der Wandel von innen kommen, denn Identität gibt man nicht leichtfertig preis. Darin mag die Ablehnung begründet sein, mit denen oftmals Sprachwandelphänomene bedacht werden (Näheres dazu siehe 3.3.1). Denn die Sprache soll fest sein und uns eine Orientierung bieten. Veränderungen erscheinen uns daher als Gefährdung. So banal es klingt: Sprache umgibt uns ständig und ist uns zutiefst vertraut. Beobachtete Sprachwandelphänomene stören die Ordnung unseres verinnerlichten Lexikons und unserer Grammatik. Die Aufregung um die Rechtschreibreform machte deutlich, wie bedeutsam auch die gewohnte Verschriftlichung von Wörtern ist. Daraus resultieren ein neues Verständnis für die konservative Position der Öffentlichkeit und ein Anspruch an die Linguistik, im Umgang mit der immens heterogenen Öffentlichkeit andere, außerwissenschaftliche Maßstäbe anzusetzen.

Fragen, die in diesem Kapitel beantwortet werden sollen, sind: Wie sind Identität und Sprache verknüpft? Inwiefern besteht ein Zusammenhang zwischen dieser Verbindung und

---

<sup>12</sup> Dies gilt zumindest in unseren Breitengraden. In Bali zum Beispiel hingegen werden Individuen gemäß Johnstone als Darstellerinnen und Darsteller in einem stets gleichbleibenden Schauspiel betrachtet, die durch Titel und Zuschreibungen definiert werden. Wichtig sei, die Rolle stets aufrechtzuerhalten. Eigenheiten seien schambehaftet, da nicht der Rolle entspreche, wer Individualität zeige (vgl. Johnstone 1996: 6).

dem oftmals beobachteten Konservatismus der sprachaffinen Öffentlichkeit? Warum sind Menschen überhaupt (sprach-)konservativ?

## **4.1 Sprachgebrauch**

### *4.1.1 Sprache und Identität*

In diesem Unterkapitel wird die Bedeutung der Sprachverwendung unter individuellen und kulturellen Gesichtspunkten betrachtet.

An und in der Sprechweise zeigt sich die persönliche Identität in der Sprache. Das beginnt ganz grundlegend damit, dass der menschliche Stimmtrakt so individuell ist wie der Fingerabdruck. Die Kombination der Merkmale der individuellen Lautproduktion erlaubt es, Sprechende sofort anhand der Stimme zu erkennen, und verhindert, dass andere diese Sprechmuster perfekt nachahmen können (vgl. Llamas/Watt 2010: 1). Bereits dadurch zeigt sich eine erste starke Verbindung zwischen Menschen und ihrem Sprechen, die in den folgenden Ausführungen zur Sprachverwendung vertieft wird.

Die Sprachverwendung eines Individuums erlaubt identifikationsrelevante Rückschlüsse unterschiedlichster Art: auf Bildungsniveau, Alter oder lokale Herkunft (vgl. Enders o. J.: 5). Johnstone hat vielfältige rhetorische, psychologische und soziale Aspekte erwähnt, die an der Sprachfärbung ersichtlich sein sollen, und hat neben leicht nachvollziehbaren Merkmalen wie die Zugehörigkeit zu einer kulturellen Gruppe, der linguistische Hintergrund, das Kommunikationsmedium, oder das Geschlecht auch Faktoren berücksichtigt, die nicht unmittelbar mit dem Sprachgebrauch in Beziehung zu stehen scheinen: Geburtsreihenfolge, Einkommen der Eltern, Zuhörerschaft (vgl. Johnstone 1996: 50f.). Die Geburtsreihenfolge ist unter anderem deshalb bedeutsam, weil die Sprachkompetenz Erstgeborener tendenziell höher ist als bei Nachgeborenen. Das wiederum liegt daran, dass sich Eltern beim ersten Kind mehr Zeit für sprachliche Interaktionen nehmen können. Die Höhe des elterlichen Einkommens wirkt sich laut einer Studie auf die Sprachentwicklung aus, da finanzielle Probleme als Stressfaktor dazu führen können, dass weniger Kraft da ist, sich mit den Kindern abzugeben und mit ihnen sprachlichen Austausch zu pflegen. Überdies werde mit Kindern aus benachteiligten Verhältnissen nicht nur signifikant weniger gesprochen, sondern Worte, die an diese Kinder gerichtet würden, seien auch häufig negativ und bestünden oft aus Befehlen oder Zurückweisungen. Das wirke sich hemmend auf den Spracherwerb aus (vgl. Nolan 2016: 62ff.).

Die Zuhörerschaft schließlich ist nach Johnstone entscheidend, weil Frauen in gewisser Hinsicht zu Männern anders sprechen als zu Frauen, was bei Männern wahrscheinlich auch der Fall ist (vgl. Johnstone 1996: 53). Gemäß Bluhme hängt die Sprachverwendung zudem von der Beeinflussung durch Werbung und der nationalen und regionalen Geschichte ab (vgl. Bluhme 2011: 335). Studien haben ergeben, dass sich bei fernmündlichen Äußerungen Geschlecht und Alter nach nur gerade ein oder zwei Silben beurteilen lassen (vgl. Joseph: 2010: 10).

Schon jetzt wird ersichtlich: Sprache wird von den unterschiedlichsten Faktoren geprägt und wirkt ihrerseits auf verschiedenste Bereiche ein, die auf den ersten Blick kaum etwas miteinander zu tun haben. Da Sprache jedoch in alle Bereiche des Lebens hineinreicht, wird nachvollziehbar, dass sie überall Wirkung zeigt. Einige der weniger offensichtlichen Faktoren, die die Bindung an die Gesprächspartnerinnen und -partner sowie das soziale Umfeld betreffen, haben mit Registern zu tun, die unter 4.1.3 referiert werden und unterschiedliche Sprachverwendung verlangen. Nach Bowie können „soziolinguistisch kompetente Erwachsene“ (Bowie 2010: 63) aller Altersstufen bei Bedarf verschiedene Facetten ihrer linguistischen Identität abrufen, sich also in linguistischer Hinsicht nach Belieben neu erfinden (vgl. ebd.). Demnach ist sprachliche Identität nichts von vornherein Festgefügt, sondern erlaubt eine Bandbreite des Ausdrucks, die ebenso auf abrufbaren Mustern wie auf ad-hoc-Verwendung beruht. In unterschiedlichen Rollen kann man sich als Fachperson, Familienmitglied, Sportfan oder was auch immer zu erkennen geben und dabei oft unterschiedlichste Register verwenden (siehe 4.1.3).

In kultureller Hinsicht hat die Sprache gemäß Peter Dines zwei gegensätzliche Funktionen, wobei er recht pauschal bleibt: Als Kommunikationsmittel verbinde sie Menschen, als identitätsstiftendes Element trenne sie sie voneinander (vgl. Dines 2012: 19). Gegen den letzten Teil dieser Behauptung kann man einwenden, dass Dines anscheinend davon ausgeht, Identität bedeute zwangsläufig Abgrenzung. Es gibt aber auch Identität durch Zugehörigkeit. Den ersten Teil gilt es aus meiner Sicht gleich zweifach zu differenzieren: Zum einen muss nach den obigen Merkmalen, die sich an der Sprache festmachen lassen, bezweifelt werden, ob Sprache überhaupt als reines Mittel zur Kommunikation fungieren *kann*. Dies, weil stets über die bloße Inhaltsvermittlung hinausgehende Informationen mitschwingen, die die Interaktion beeinflussen. Zum anderen kann Sprache durchaus auch als Kommunikationsmittel

trennen, so etwa, wenn Jugendliche ihre Jugendsprache Älteren gegenüber bewusst einsetzen, um sich abzugrenzen. Somit kann man in der Wahl der Sprache und Sprachverwendung unmittelbar Identität konstruieren und betonen. Ähnlich sieht es auch Spitzmüller (2008). In Bezug auf Fremdwörter im Deutschen beschreibt er eine Ausgrenzung durch Anglizismen, die nicht so sehr die Sprache betreffe, sondern den Ausschluss aus einer Sprachgemeinschaft. Das könne von ihren Mitgliedern ausgehen oder von den Ausgegrenzten selbst, die sich damit von den Werten der anderen distanzieren wollten. Dies gehöre zur Identitätsarbeit und damit grundsätzlich und unweigerlich zum sozialen Leben (vgl. Spitzmüller 2008: 77).

Zusammenfassend lässt sich also festhalten, dass Sprache und Sprachverwendung Menschen identifizieren und beachtliche Rückschlüsse in Bezug auf unterschiedlichste Aspekte eines Individuums erlauben. Eine klare Trennung von Sprache als Mittel der Kommunikation und der Identität lässt sich daher nicht überzeugend aufrechterhalten, weil man sich in der Kommunikation ausdrückt, sich positioniert und sich damit als Akteurin oder Akteur der eigenen Identität oder zumindest eines Teils davon verhält.

Indem Kommunikation (und dazu zähle ich auch Kommunikationsformen wie Chats) stets Selbstdarstellung bedeutet, fließen Kommunikation und Identität ineinander über. Postuliert man außerdem mit Paul Watzlawick, dass man nicht nicht kommunizieren kann (vgl. Watzlawick 2015), lässt sich alles als Kommunikation und somit auch als Ausdruck von Identität begreifen.

Es ist nachvollziehbar, dass sich diese beiden Aspekte in der Gemeinschaft mit anderen besonders entfalten, weil es nur dann überhaupt darum geht, jemand zu sein und einen Teil der Identität zu offenbaren oder zu kommunizieren. Denn allein zu Hause ist es nicht entscheidend, sich darzustellen oder zu öffnen (vgl. Joseph 2010: 17). So wird Identität in und mit Kommunikation in der Gemeinschaft mit anderen offengelegt und überdies entsteht dabei auch eine bestimmte Art von Kultur. Denn abgesehen von der Kultur, in die wir hineingebohren werden und in der unsere sprachlichen Äußerungen so wirken, wie sie es tun (siehe 4.1.2), ist Kultur auch ein Teil einer jeden zwischenmenschlichen Beziehung. Das liegt daran, dass zwei oder mehr Personen in ihrem Mikrokosmos ihre Rahmenbedingungen definieren, mit anderen Worten die Kultur, die sie pflegen (wollen).

#### 4.1.2 Sprache und Soziokultur

In sozialer Hinsicht ist bedeutsam, dass es die gemeinsame Sprache ist, die aus einer Gesellschaft eine Kommunikationsgemeinschaft macht und diese aufrechterhält. Dadurch erfahren sich die Menschen in der Gesellschaft als soziale Wesen (vgl. Stickel 2013: 27). Zudem wird jede Sprache in einem bestimmten soziokulturellen Umfeld erlernt und spiegelt die jeweilige Gesellschaft wider (vgl. Ernst et al. 2011: 123). Das betont auch Stickel, für den der einzelne Mensch mit und in seiner Sprache wesentliche Bestandteile seiner Welt strukturiert und erlebt (vgl. Stickel 2013: 27). Das lässt sich anhand des Sprichwortes „Hoffnungen sind wie Wolken; einige ziehen vorbei, andere bringen Regen“ gut verdeutlichen: In Wüstenregionen erfüllt sich mit einer regenspendenden Wolke eine Hoffnung. In niederschlagsreichen Regionen kann man das Sprichwort auch ironisch verwenden und andeuten, dass Hoffnungen entweder flüchtig sind oder gar nicht in Erfüllung gehen, weil sie nun wortwörtlich ins Wasser fallen, und so oder so mit Enttäuschungen verbunden sind.

In ihrer machtvollen geschichtlichen Dimension spiegeln die semantischen Eigenschaften einer Sprache, die die Wortbedeutungen unterscheiden, die Lebenserfahrungen früherer Generationen (vgl. Gewehr/Klein 1982: 54). Dass *Hans* früher ein äußerst geläufiger Jungenname gewesen war, mag beispielsweise Bildungen wie *hänseln*, *Hanswurst* oder *Hans Guckindieluft* begünstigt haben. Indem Sprache stets auch zu der Geschichte einer Gemeinschaft gehört, hat sie einen Einfluss auf ihr Denken. Deshalb empfinden, denken und sprechen die Angehörigen einer Sprachgemeinschaft ähnlich. Sprache hat also auch eine gemeinschaftsbildende Funktion (vgl. Dorn 2011: 100). Daher lässt sich die Sprache nicht von außersprachlichen Werthaltungen trennen, denn Sprache ist nicht nur ein Teil von Mentalitäten und Ideologien, sondern auch ihr Ausdruck. Mit dem Gebrauch von Sprache ist dementsprechend eine Werthaltung verbunden, was unter 5.4 näher ausgeführt wird. Diese Werte kommen nicht von ungefähr: Sprache beruht auf Konventionen, und diese werden allein schon deshalb verinnerlicht, um sich in der Gesellschaft zu bewegen, ohne aufzufallen oder Sanktionen befürchten zu müssen. Das hat ebenfalls viel mit Identität zu tun. Gesellschaftliche Prozesse werden ohnehin durch Sprache konstituiert und aufrechterhalten, weshalb gesellschaftliche Teilhabe zwingend eine sprachliche Teilhabe voraussetzt (vgl. für den letzten Satz Stefanowitsch 2014).



Die gesellschaftliche Teilhabe ist zudem an Kultur gebunden, weil in der Sprache Normen, Bräuche, Sitten und Symbole aufscheinen, die für die jeweilige Sprachgemeinschaft kennzeichnend sind (vgl. Pociask 2011: 147). Mit dem Spracherwerb werden demnach auch die überlieferten Werte erworben, mithin die Art und Eigentümlichkeiten einer Sprachregion. Gerade in der jetzigen globalisierten Welt wird das Thema der nationalen Identität immer noch bedeutsamer, und mit Sprache lässt sich diese Identität wirkungsvoll demonstrieren und bewahren (vgl. Plawski 2011: 185). Auf den ersten Blick mag es zwar wie ein Widerspruch erscheinen, dass die Globalisierung, die mit Offenheit und Aufgeschlossenheit assoziiert wird, durchaus das Nationalgefühl stärken kann. Es wird jedoch verständlich, wenn man bedenkt, dass gerade durch die Öffnung auch der Wunsch zunehmen kann, zu einem Ort oder einer Region der Welt zu gehören, mit dem man biographisch, kulturell und familiär verbunden ist, und diese Verbundenheit zu betonen und nach außen sichtbar zu machen. Janich und Greule halten die eigene Sprache für einen wesentlichen Aspekt ethnischer Identität und einen oft hart umkämpften Weg zur Abgrenzung von anderen Sprachgruppen und zur Selbstbehauptung (vgl. Janich/Greule 2002: IX). Dies wird an den Dialekten besonders gut sichtbar, die offenbar in den letzten Jahren eine Renaissance erfahren und in bestimmten Umständen an Prestige gewonnen haben (vgl. Glück/Sauer 2008: 27) und die deutlich eine Zugehörigkeit zu einer bestimmten Varietät und damit einer Sprachregion oder einem Ort ausdrücken.

Ein Ort anderer Art entsteht mit Busse und Warnke durch die Wahl unterschiedlicher Varietäten: Aus dem Spektrum der möglichen Register wählt man eines und stellt damit einen *Ort* her, der zunächst räumlich definiert ist als „kleiner, dreidimensionaler urbaner Ort“, weiter als aktionsgeleitete, wiederholte soziale Praxis und schließlich als Repräsentation dessen, was die Interaktion bedeutet oder wofür sie steht. Mit ihnen ist davon auszugehen, dass jeder sprachliche Akt auch ein sozialer ist (vgl. Busse/Warnke 2014: 525f.). Gerade im Hinblick auf die Öffentlichkeit, die sich nicht vertieft mit sprachlichen Themen auseinandersetzt, sind Register meiner Meinung nach ein außerordentlich wichtiges Thema, weil dort nicht vorausgesetzt werden kann, dass die Bedeutung und die Bedeutsamkeit von Registern bekannt sind. In der Überzeugung, dass hier ein vielversprechendes Betätigungsfeld einer wirkungsvollen Sprachgestaltung liegt, handelt das nächste Unterkapitel von Registern. Es werden zwei unterschiedliche Positionen dargestellt: eine wissenschaftliche, die sich gegen eine

linguistische Sprachpflege ausspricht, und eine öffentliche, die meines Erachtens zu Recht auf mögliche Gefahren unzureichender Registerkompetenz hinweist. Daher werden Wege gesucht, wie sich diese Kompetenz allenfalls fördern lässt.

#### 4.1.3 *Register*

In dieser Arbeit soll Asif Aghas Definition von *Register* gelten:

“A register formation is a reflexive model of behaviour that evaluates a semiotic repertoire (or set of repertoires) as appropriate to specific types of conduct (such as the conduct of a given social practice), to classifications of persons whose conduct it is, and, hence, to performable roles (personae, identities) and relationships among them. The repertoires of a register are often linked to systems of speech style [...]” (Agha 2007: 147).

Oft haben Sprecherinnen und Sprecher ein Set von Registern, die sie nach Bedarf einsetzen können. Das ist in vielerlei Hinsicht ausgesprochen nützlich: Die Beherrschung unterschiedlicher Register erleichtert es, sich in den verschiedensten sozialen Begegnungen gewandt und unbefangen zu verhalten. Dadurch können Netzwerke und Beziehungen entstehen, die sich ohne diese Kenntnis nicht oder nur eingeschränkt knüpfen ließen. Angemessene Register sind ebenso entscheidend in formellen Situationen, wie es zum Beispiel ein Vorstellungsgespräch darstellt. Die Beherrschung unterschiedlicher Register kann aber nicht als selbstverständlich vorausgesetzt werden. Was ist mit Personen, denen keine Alternativen aufgezeigt worden sind, die sich etwa infolge einer bildungsfernen Kindheit nicht bewusst sind, dass ihre Ausdrucksweise, ihre „individuelle Sprachverwendung“ (Dieckmann 2012: 49) nicht dem Standard entspricht? Ihre Sprachverwendung beeinträchtigt in einem sehr realen Sinn ihre Chance auf soziale und berufliche Teilhabe.<sup>13</sup>

Bei diesem Thema der Chancengleichheit möchte ich dezidiert Péter Maitz widersprechen, der sich gegen eine wissenschaftlich betriebene Sprachpflege mit dem Argument verwehrt, Sprachpflege sei Diskriminierungspraktik und wirke bis in die Menschenrechte hinein, die dem Menschen das Recht gewährten, seine „Sprache frei zu wählen“ (Maitz 2010: 13). Wohl erkennt er die Stigmatisierung und soziale Benachteiligung an, denen eine Nonstandardsprecherin oder ein Nonstandardsprecher ausgesetzt ist, hält sie jedoch mit dem Hinweis auf den Schutz, den die Verfassung Minderheitensprachen zusichert, für ungesetzlich.

---

<sup>13</sup> Für Bernsteins Defizithypothese verweise ich auf Bernstein (1964).

Gleichzeitig schreibt er aber einerseits von der „Befolgung oder Ignorierung von Sprachpflegern *willkürlich aufgestellter Sprachgebrauchsregeln*“ (ebd.: 12f., Hervorhebung F.S.M.) und andererseits in einem Aufsatz zusammen mit Stefan Elspaß von Sprechern, die umgangssprachliche Strukturen wie die tun-Periphrase benutzen, die sie in der standardsprachlichen Schriftlichkeit „wohl kaum“ brauchen würden (vgl. Maitz/Elspaß 2007: 520). Damit halten auch Maitz und Elspaß unterschiedliche Angemessenheiten für entscheidend. Darüber hinaus implizieren sie, ein Ausdruck beruhe auf einer freien Entscheidung und Individuen könnten unter Berücksichtigung der inneren Mehrsprachigkeit per se angemessen zwischen verschiedenen Formen der Sprachverwendung hin und her wechseln.<sup>14</sup> Eine solche postulierte Kompetenz würde jedoch mehrere oder zumindest zwei Möglichkeiten bedingen, von denen sich Sprecherinnen und Sprecher die jeweils erforderlichen verinnerlicht haben und bei Bedarf darauf zugreifen können. Doch eine solch wünschenswerte Palette ist nicht unbedingt gemeinhin vorhanden. Wenn sich jemand als derb geltender Wörter bedient und es nicht merkt, weil sie in der individuellen Lebenswelt zum Alltag gehören oder wenn jemandem nur ein eingeschränkter Wortschatz und wenig ausgefeilte Register zur Verfügung stehen, greift die von Maitz propagierte freie Wahl nicht. Denn dann mangelt es an sprachlicher Ausdrucksvielfalt. Wäre es in diesem Fall nicht, gerade um Diskriminierung zu vermeiden, eine sinnstiftende Aufgabe für eine linguistisch fundierte Sprachkritik, auf die Risiken hinzuweisen, wenn gemeinhin sanktionierte Ausdrücke benutzt werden, eine gemäßigte *Wortwahl* anzubieten oder zu erarbeiten und zu ihrem Gebrauch zu ermutigen? Ideen, wie dies gelingen könnte, werden auf den nächsten Seiten vorgestellt.

Susanne Günthner verfährt in einem Aufsatz über Grammatik und Pragmatik ähnlich wie Maitz, setzt einfach eine Klammer und schreibt:

„Als Muttersprachler(innen) verfügen wir (*in der Regel*) über mehrere sprachliche (dialektale, soziale, stilistische und mediale) Varietäten, die wir situationsangemessen – je nach Kontext – einzusetzen wissen“ (Günthner 2010: 127, Hervorhebung F.S.M.).

Im selben Absatz führt sie klar und zutreffend aus, wie bedeutsam Register sind:

„Gerade in komplexen Gesellschaften wie der unsrigen, in der die Kommunikation sich zur Schlüsselform sozialen Handelns entwickelt hat, gilt die Fähigkeit, sich auf unterschiedliche kommunikative Situationen einlassen und mit verschiedenen Menschen in

---

<sup>14</sup> Innere Mehrsprachigkeit bezeichnet den Umstand, dass sich in ein und derselben Sprache verschiedene Ausprägungen finden. Fussnote. Dazu gehören beispielsweise die Jugend- oder Umgangssprache oder unterschiedliche Soziolekte.

unterschiedlichen kommunikativen Kontexten auf vielfältige Weise kommunizieren zu können, als wichtiger Bestandteil des „kulturellen Kapitals (Bourdieu 1987)“ (Günthner 2010: 127).

„Sprache situationsangemessen verwenden zu können, um mit unserem Gegenüber erfolgreich zu kommunizieren, stellt eine zentrale Fähigkeit dar, die wir im Laufe unserer (sprachlichen) Sozialisation als Mitglied verschiedener kultureller und sozialer Gruppen bzw. ‚communities of practices‘ (Eckert/McConnell-Ginet 1998) erworben haben“ (Günthner 2010: 127).

So machen es sich Maitz und Günthner beide einfach: Maitz schreibt, die tun-Periphrase werde schriftlich *wohl kaum* benutzt, Günthner konzentriert sich auf die *in der Regel* vorhandene Registerkompetenz. Damit besteht stillschweigend Zustimmung mit den geltenden sprachlichen Normen, gleichzeitig wird aber so getan, als ob dies rein willkürliche Festlegungen wären, die einer Diskriminierung Vorschub leisteten und daher mit Skepsis betrachtet werden sollten. Mit einer solchen zweigleisigen Position verkennen sie meines Erachtens die sprachliche Realität vieler Muttersprachler mit geringen Bildungsmöglichkeiten, denen nicht bewusst ist, dass Strukturen wie die tun-Periphrase nicht in jeder Situation günstig sind. Roggausch macht hier deutlich auf die Gefahren aufmerksam, die durch einen unvorteilhaften Sprachgebrauch entstehen können. Er äußert sich zu der negativen Einschätzung zu Sicks Kolumnen im Deutschunterricht, die Maitz und Elspaß in einer Ausgabe der Zeitschrift *Info DaF* vorgelegt haben und darin Sicks rigide Normvorstellungen kritisieren. Der Pädagoge Roggausch verlässt in seinem Plädoyer zwar bald den inhaltlichen Bezug zu Sick und zur Buchrezension, aber er findet prägnante Worte für die potentiellen Risiken, die aus einer mangelnden Sprachbeherrschung resultieren können:

„Wer sich bei Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit der Sprachbeherrschung, die sich von selbst einstellt, zufrieden gibt (sic), der verurteilt große Prozentanteile zu lebenslangen sprachlichen Defiziten. Und dafür werden sie auch ganz handfest bestraft: Durch die Verachtung, die sie auf sich ziehen, und durch schlechtere Chancen bei jeder Bewerbung. Wer sich also normativen Ansprüchen an Sprachbeherrschung und Sprachkultur widersetzt, der lässt die Kinder und Jugendlichen mit sprachlichen Defiziten genau in die Diskriminierung laufen, der er deklamatorisch entgegentreten vorgibt“ (Roggausch 2007: 528).

Mit Sprachgestaltung lässt sich bei diesem Thema gut intervenieren: Unterschiedliche sprachliche Anforderungen können mit Rollenspielen recht zwanglos (ein)geübt werden. Auf diese Weise können Schülerinnen und Schüler unterschiedliche Ausprägungen von Angemessenheit erproben und die jeweilige Wirkung ihrer Sprachverwendung ausprobieren

und zur Diskussion stellen. Gut an einer Sprachgestaltung im Klassenverband ist auch, dass die Lehrpersonen in der Regel über längere Zeit in einer Klasse zusammenarbeiten. Denn damit muss die Auseinandersetzung mit angemessenem Sprachgebrauch nichts Einmaliges bleiben, sondern kann bei Bedarf immer wieder aufgenommen und der jeweiligen Situation angepasst werden.

Ringvorlesungen zu Registern erschließen Teilnehmenden möglicherweise die Bedeutsamkeit einer angemessenen Wortwahl und damit einer umfassenden Spracherziehung. Dabei stellt sich natürlich die Frage, ob solche Ringvorlesungen überhaupt von der Zielgruppe, sprachlich benachteiligte Personen, besucht würden oder wie sie sich auf andere Art und Weise erreichen ließe. Es könnte sich als gangbarer Weg erweisen, nicht direkt auf die Zielgruppe zuzugehen, weil die Gefahr besteht, dass Hemmung, Befangenheit oder Ablehnung zu mächtig sind. Stattdessen sollte die Linguistik Fachpersonen, die mit der Zielgruppe bereits in Kontakt stehen, für die Bedeutung von Registern sensibilisieren und in deren Vermittlung schulen. Zu den Fachpersonen zähle ich beispielhaft Lehrkräfte in Hauptschulen oder Ausbildungsbetrieben, in denen schulisch wenig leistungsstarke Jugendliche in die Grundfertigkeiten eines Berufs eingeführt werden. Weitere geeignete Fachpersonen können in Sozialämtern zu finden sein, denn in den gegenwärtigen Bewerbungstrainings wird die Tragweite des angemessenen Ausdrucks unter Umständen nicht genügend mitberücksichtigt. Selbst wenn die Lernenden durch solche Trainings nur ein oder zwei Register dazugewinnen und damit nicht überall bestehen können, ist das trotzdem als deutliche Steigerung ihrer bisherigen Ausdrucksmöglichkeiten zu werten.

Klaus Bayer, dem ich mich anschließe, sieht beim Thema *Register* deutlichen Handlungsbedarf. Er führt konkrete Fragen an, derer sich eine linguistisch solide Sprachkritik annehmen könnte. So fragt er beispielsweise nach den Auswirkungen von unklaren Kasusmarkierungen, undeutlicher Aussprache, eingeschränktem Vokabular oder unhöflichem oder wenig wertschätzendem Gesprächsverhalten sowie nach einem allfälligen Zusammenhang zwischen der Beherrschung gewisser Konjunktionen und Kompetenzen in der Argumentation. Die Folgen solch fehlender oder unzureichender Sprachkompetenzen wirken laut Bayer unweigerlich in den Deutschunterricht oder die Pädagogik hinein. Zwar trügen Linguistinnen und Linguisten durchaus zur Sprachberatung bei, indem sie Lehrbücher gestalten oder Lehr-

ziele für den Deutschunterricht formulieren würden. Doch, so moniert Bayer, geht die Linguistik nicht weiter und nimmt beispielsweise nicht zu problematischem Sprachgebrauch von Menschen mit Migrationshintergrund Stellung. Zwar stehe dahinter laut nach Bayer eine durchaus achtenswerte Bemühung, nämlich das Streben nach einer Welt ohne Diskriminierung von Sprachvarietäten oder Sprechergruppen. Es gelte jedoch, die Kompetenz der Linguistik zu nutzen, reale sprachliche Fehlentwicklungen aufzuzeigen und Vorschläge zu ihrer Eindämmung zu machen sowie positive oder negative Folgen bestimmter Sprachgebrauchsweisen vorherzusagen (vgl. Bayer 2010: 76-79).

Auch auf linguistischer Seite gäbe es Vorteile, wenn sie ausbildungsrelevante Fragen behandeln würde: Nach Antos könnte sie sich mit einem „*zentrale[n] nachfragefähige[n] Angebot[...]*“ (Antos 2003: 479, Hervorhebung im Original) hervortun und auf die Vorstellung einwirken, die sich die Öffentlichkeit von der linguistischen Disziplin macht (vgl. ebd.). Er hält fest: „Wer heute Lösungen von relevanten Problemen anbietet, verschafft sich die Chance, über Relevanzstrukturen im öffentlichen Raum auch Öffentlichkeit zu schaffen“ (ebd.: 478). Damit würde sich die Sprachwissenschaft Gehör verschaffen und könnte ein Angebot bereitstellen, das zweifellos alltagsrelevant und nützlich wäre. Das vergrößert aufseiten der Öffentlichkeit die Bereitschaft, sich mit einem Thema auseinanderzusetzen, was sich wiederum positiv auf die Rezeption wissenschaftlicher Erkenntnisse auswirken dürfte.

Man mag hier zwar einwenden, die Linguistik habe mit dem Konzept der funktionalen Angemessenheit bereits ein Instrument geschaffen, das den pauschalen Schwarz-Weiß-Positionen eine linguistisch verantwortbare und rational überprüfbare Alternative entgegensetzt und eine differenziertere Betrachtung ermöglicht (vgl. Niehr 2015: 43). Eine kritische Frage drängt sich allerdings auf: Wer bestimmt, was angemessen ist? Letztlich wird der sprachliche Rahmen doch von verschiedenen Parametern vorgegeben. Dazu gehören die unterschiedlichen Stellungen der ins Gespräch involvierten Personen, der Kontext oder die Kultur. Am Stammtisch mag Einigkeit darüber herrschen, dass man frei von der Leber weg sprechen darf, aber bei einem Vorstellungsgespräch beispielsweise steht außer Frage, dass der oder die zukünftige Vorgesetzte auch den sprachlichen Rahmen vorgibt. So setzt die funktionale Angemessenheit die Beherrschung unterschiedlicher Register und damit eine flüssige Standardsprache in den relevanten Kontexten sehr wohl voraus, auch wenn das Konzept insgesamt eine größere Bandbreite an sprachlichen Möglichkeiten akzeptiert.

Allerdings genießt korrekter Sprachgebrauch in der Öffentlichkeit oftmals einen solch hohen Stellenwert, dass dort die Befürchtung bestehen bleibt, die Linguistik leiste mit ihrer permissiven Haltung sozialer Benachteiligung Vorschub. Dahingehende Bedenken äußerte beispielsweise John Honey bereits 1983 in einer Veröffentlichung mit dem bezeichnenden Titel *The language gap*. Er bemängelte, dass Kinder, deren Umgangssprache nicht dem Standard entspreche, leiden würden, wenn sie ihnen in der Schule nicht beigebracht werde (vgl. Honey 1993, referiert nach Cameron 1995: 98). Hierzu lässt sich zweierlei bemerken.

Zum einen nimmt Honey diese soziale Ungerechtigkeit als gegeben hin. Er stellt sie nicht in Frage, was darauf hindeutet, wie tief verankert der Glaube an eine Hochwertsprache in der Öffentlichkeit ist. Zwar kann sich die Einschätzung, was als angesehene Varietät gelten soll, um 180 Grad verändern. Das lässt sich leicht daran erkennen, dass das Sächsische von Anfang des 16. bis Ende des 18. Jahrhunderts Zeiten hochangesehen war und als erstrebenswert galt, heute jedoch der unbeliebteste Dialekt ist und verspottet wird (vgl. Gasser 2014). Stattdessen gilt nun der Regiolekt um Hannover als Maß aller Dinge. Das ändert aber nichts an der Tatsache, dass die Varietät, die zum jeweiligen Zeitpunkt in den Augen der Öffentlichkeit als Maßstab gilt, unhinterfragt hochgehalten wird. Freilich kann man an dieser Stelle einwenden, dass damit Normen tradiert statt hinterfragt werden. Aber darum geht es doch gerade: In den Augen der Öffentlichkeit *soll* Sprache tradiert und normiert sein. Der Einwand gilt nicht als Vorwurf, sondern als Bekräftigung der konservativen Einstellung. Eine solche tiefe Überzeugung schafft eine denkbar ungünstige Ausgangslage, um eine neue Sichtweise zu reflektieren und im besten Fall zu übernehmen. Es unterstreicht aber die Wichtigkeit einer Beziehung zwischen Öffentlichkeit und Linguistik, weil dann die Bereitschaft, eine neue Position zu akzeptieren, eher da ist oder wenigstens entstehen kann.

Zum anderen kann man mit Cameron am oben ausgeführten Konzept der situativen Angemessenheit bemängeln, die Unterteilung in angemessen oder unangemessen im Unterschied zu gut oder schlecht sei bloße Wortklauberei. Denn schließlich sind beides normative Einteilungen und halten dazu an, bestimmte Vorgaben zu befolgen; einzig ist Angemessenheit variabel, während Korrektheit festgelegt wird.<sup>15</sup> Deshalb kann eine Formulierung aus

---

<sup>15</sup> Freilich sind diese Festlegungen veränderbar, was beispielsweise bei den verschiedenen Etappen der Rechtschreibreform (vgl. *leid tun*, *Leid tun*, *leidtun*) oder den Variantenschreibungen (*kennen lernen*, *kennenlernen*) ersichtlich wurde. Das ändert aber nichts daran, dass die Orthographie kodifiziert ist und im Zeitraum, für den die gilt, als massgeblich erachtet wird.

sprachwissenschaftlicher Sicht angemessen sein, in der öffentlichen Wahrnehmung aber als inkorrekt eingestuft werden (vgl. Cameron 1995: 234), und damit sind wir wieder beim unterschiedlichen Zugang zur Sprache und der Einstellung ihr gegenüber angelangt. Hinter der situativen Angemessenheit steht wissenschaftliche Ratio, hinter der öffentlichen Zurückweisung ein ausgeprägtes Normenbewusstsein, dem eine konservative Haltung zugrunde liegt, und die wissenschaftliche Differenziertheit stimmt nicht mit der gesellschaftlichen Realität überein. Cameron bringt es auf den Punkt:

“It [the state of the language, F. S. M.] produces discourse in which opinions – not to say prejudices – do not merely substitute for facts, but are triumphantly paraded as somehow superior to facts; discourse in which it seems that what linguists know about language can simply be dismissed, because linguists do not *care* about language” (Cameron 1995: xii, Hervorhebung im Original).

Gefühle werden hier über Fakten gestellt, weil es sich um Sprache dreht, weil Sprache ein Kulturgut ist, weil sie Identität schafft und weil sie mit Trabold „der zentrale und elementare Bestandteil des Menschseins schlechthin [ist]“ (Trabold 1993: 14). Sprache ist derart grundlegend, dass sie auch das Denken und die Wahrnehmung von Raum und Kausalität beeinflussen kann.

#### 4.1.4 *Sprache und Denken*

Im semiotischen Dreieck wirken Wirklichkeit, Denken und Sprache wechselseitig aufeinander ein:

Die Wirklichkeit kann das Denken und die Sprache prägen, das Denken kann die Sprache und die Wirklichkeit prägen, und schließlich kann auch die Sprache die Wirklichkeit und das Denken prägen. Entscheidend für die Prägung ist die jeweilige sprachliche, individuelle und gesellschaftliche Konstellation, die Sprache, Denken und Wirklichkeit bilden (Schiewe 1998: 219).

Ein Beispiel aus dem Alltag soll das veranschaulichen: Wenn eine Mutter und Hausfrau in ihren vielfältigen Aufgaben – Erzieherin, Nachhilfelehrerin, Friedensstifterin, Psychologin, Fahrerin, Köchin, Raumpflegerin usw. usf. – gefragt wird, was sie arbeite, lautet die Antwort auch heute noch oftmals: „Nichts.“ Oder: „Ich bleibe zuhause.“ Unbezahlte Arbeit gilt nicht als Beschäftigung (Wirklichkeit). Indem sie nicht mit Geld aufgewertet wird, bleibt die Geringschätzung erhalten, und in der (Selbst-)Herabsetzung „nur/einfach Mutter und Hausfrau sein“ (Sprache) zementiert sie den Eindruck einer unwichtigen Tätigkeit in den Köpfen



(Denken), und das wiederum erlaubt es Bastian Sick, über das „Hausfrauen-Perfekt“ (Sick 2016: 180) zu spotten, das durch eine doppelte Perfektform gekennzeichnet sei, etwa *geschmeckt gehabt hat* (vgl. ebd.).

Das Beispiel bezog sich auf die allgemeine Sprachverwendung. Im Folgenden werden spezifische Einzelsprachen vorgestellt, die zeigen sollen, wie grundlegend Sprachen das Weltbild beeinflussen können. Dieser Einfluss ist so elementar, dass er sich selbst auf die Wahrnehmung von Raum, Kausalität, Zeit und die Beziehung zu anderen erstreckt. Einleitend wird ein allgemeiner Einfluss gestreift, danach vertiefter auf die einzelnen Bereiche eingegangen.

Die etwa 7000 Sprachen, die es weltweit gibt, verlangen von ihren Sprechern ganz Unterschiedliches. In einem Satz wie: „Ich habe Anton Tschechows Drama ‘Onkel Wanja‘ auf einer Bühne in der 42. Straße New Yorks gesehen“ würde auf Mian, einer Sprache Papua-Neuguineas, ersichtlich, wann das Stück aufgeführt wurde – soeben, tags zuvor oder vor langer Zeit. Auf Indonesisch dagegen bliebe unklar, ob die Aufführung bereits stattgefunden hat oder nicht. Die russische Sprache würde enthüllen, ob ich männlichen oder weiblichen Geschlechts bin, Mandarin den exakten Verwandtschaftsgrad, also ob Onkel Wanja mütterlicher- oder väterlicherseits, blutsverwandt oder angeheiratet wäre. Pirahãsprechende aus Amazonien dagegen hätten keine Möglichkeit, sich auf die „42. Straße“ zu beziehen, weil sie keine genauen Zahlwörter haben und nur „wenige“ und „viele“ bezeichnen können (vgl. Boroditsky 2012: 30).

#### 4.1.4.1 Sprache und Raum- und Zeitwahrnehmung

In Bezug auf Raum ist für Sprechende von Kuuk Thaayorre, einer Sprache, die in einer kleinen Siedlung der Aborigines am Westrand der Halbinsel Cape York in Nordaustralien mündlich vorkommt, eine perfekte räumliche Orientierung wesentlich: Die Sprache kennt keine relativen Raumausdrücke wie rechts und links und verwendet stattdessen immer die absoluten Angaben der Himmelsrichtungen. So kommen die Sprechenden nicht darum herum, einen inneren Kompass auszubilden, der sie dann dazu befähigt, sich in unbekannten Gebäuden oder Gegenden ausnehmend gut zurechtzufinden (vgl. Boroditsky 2012: 31).

Diese unterschiedliche Raumwahrnehmung führte zur Frage, ob vielleicht auch die Zeit unterschiedlich wahrgenommen wird. Der Zusammenhang zwischen Raum und Zeit wird in

Boroditskys Artikel nicht ausgeführt, aber die enge Verbindung dieser beiden Komponenten verdient einen kleinen Exkurs, denn sie wird in der Sprache selbst offensichtlich: Tatsächlich sind gemäß Guy Deutscher in jeder Sprache Raum und Zeit die beiden Bereiche, die aufs engste miteinander verbunden sind. Die Zeit werde in räumlichen Ausdrücken wiedergegeben, was zeige, dass wir uns die Zeit in räumlichen Begriffen dächten. Als Beispiele führt er nicht weniger als zwölf Präpositionen an, die sich ebenso dazu eignen, Räumliches wie Zeitliches auszudrücken (vgl. Deutscher 2008: 156):

| <b>Raum</b>                     | <b>Zeit</b>                                 |
|---------------------------------|---|
| von Berlin bis Paris            | von Montag bis Freitag                      |
| gegen Norden                    | gegen Mittag                                |
| im Libanon                      | im Januar                                   |
| an der Tür                      | an Sonntagen                                |
| um München                      | um halb zwölf                               |
| beim Fenster                    | bei seinem Kommen                           |
| durch den Dschungel             | durch das Jahr                              |
| nach der fünften Ampel          | nach fünf Uhr                               |
| zu Tisch                        | zu Weihnachten                              |
| innerhalb der Höhle             | innerhalb einer Woche                       |
| außerhalb von Afrika            | außerhalb der Sprechzeiten                  |
| der König ritt vor seiner Armee | vor der Schlacht (vgl. Deutscher 2008: 156) |

So stellte laut Deutscher die Alltagsintuition eine Beziehung zwischen Raum und Zeit her, lange bevor die Physik sie erkannte, und überführte die ursprünglich rein räumlich verwandten Präpositionen in die Sphäre der Zeit. Temporale Präpositionen sind daher im Grunde genommen – Metaphern (vgl. Deutscher 2008: 156)!

Zurück zur unterschiedlichen zeitlichen Wahrnehmung in verschiedenen Sprachen. An der University of California in Berkeley wurden Probandinnen und Probanden mit unterschiedlicher Muttersprache Bildfolgen vorgelegt, die Zeitabläufe darstellten, und gebeten, sie zeitlich zu ordnen. Testpersonen mit englischer oder deutscher Muttersprache ordneten die Bilder von links nach rechts an, Sprecher des Arabischen von rechts nach links. Die

Aborigines dagegen legten die Karten so, dass sie von Osten nach Westen verliefen, ohne dass sie vorgängig darüber informiert worden wären, welche Himmelsrichtung vor ihnen lag. Gemäß den zwei Forschenden zeigt dies, dass die Schreibrichtung die Organisation der Zeit beeinflusse. Zudem werde die Zeit auch in der Körpersprache je nach Kultur unterschiedlich dargestellt: Englischsprechende neigten ihren Körper unwillkürlich nach vorne, wenn sie an die Zukunft, nach hinten, wenn sie an die Vergangenheit dächten. Auf Aymara, eine indigene Sprache, die in den Anden beheimatet ist, ist es umgekehrt: Ihre Sprecherinnen und Sprecher deuten beim Sprechen über Vergangenes vor sich, und hinter sich, wenn sie Zukünftiges erwähnen (vgl. Boroditsky 2012: 32).

#### 4.1.4.2 Genuszuschreibungen bei Sprachen mit Artikeln

Guy Deutscher referiert zwei Studien, in denen Probanden mit einer genusunterscheidenden Muttersprache getestet wurden. In der ersten sollten Personen mit deutscher oder spanischer Muttersprache das Wort *Brücke*, das im Deutschen feminin, im Spanischen dagegen maskulin ist, mit Assoziationen belegen. Für die deutschen Testpersonen war eine Brücke mehrheitlich friedvoll, schön und elegant, während die spanischen sie für stark und gewaltig hielten. Gemäß Deutscher deutet dieses Ergebnis darauf hin, dass das Genus sich auf die Betrachtung von Dingen auswirke (vgl. Deutscher 2013: 240). Deutscher geht nicht darauf ein, dass diese Ergebnisse auch dahingehend interpretiert werden können, wie hartnäckig geschlechterstereotype Vorurteile offenbar Bestand haben. Die Studie wurde 2003 durchgeführt, also durchaus in einem aufgeklärten Zeitalter, und noch immer wurde ein Maskulinum mit Attributen wie Gewalt und Stärke bedacht und ihm damit Macht zugeschrieben, während das Femininum Assoziationen wie Eleganz, Schönheit und Friedfertigkeit weckte, die auf Sanftmut und Äußerlichkeiten hindeuten.

Ziel der zweiten Studie war es, dass französisch- oder spanischsprechende Probanden Gegenständen eine männliche oder weibliche Stimme zuordneten. Diese Zuordnungen geschahen in Übereinstimmung mit dem Genus, den die Dinge in der jeweiligen Muttersprache hatten. So verliehen die spanischen Probandinnen und Probanden einer Gabel eine männliche, die französischen hingegen eine weibliche Stimme. Deutscher folgert daraus, dass Objekte kraft ihres Artikels in der Vorstellung tatsächlich männliche oder weibliche Züge er-

halten können (vgl. Deutscher 2013: 240). Das kann ebenfalls dahingehend interpretiert werden, dass Sprache das Weltbild beeinflusst. Andererseits war es eine ungewöhnliche Aufgabe, Gegenständen eine Stimme zu verleihen, und in Anbetracht dessen, dass es keine schlüssigen Anhaltspunkte gab, lag es nahe, auf den Artikel als Grundlage zurückzugreifen, weil das zumindest eine Art Orientierung bot, die Aufgabe anzugehen. Ein zweiter Kritikpunkt ist, dass die Studie sich auf zwei genusunterscheidende Sprachen beschränkte. Es könnte aber auch aufschlussreich sein, diese Aufgabe von Sprecherinnen und Sprechern lösen zu lassen, in deren Muttersprache die Unterteilung in maskuline oder feminine Nomen keine Rolle spielt.

Die nächste Studie zeigt einen Zusammenhang zwischen Muttersprache und Kausalität.

#### 4.1.4.3 Kausalität

Sprachliche Unterschiede können sich auf die Rekonstruktionen von Ereignissen auswirken, was beispielsweise bei Zeugenaussagen entscheidend sein kann.

Um dies zu untersuchen, spielten Boroditsky und eine Mitarbeiterin Testpersonen mit englischer, japanischer und spanischer Muttersprache Videos vor, in denen zwei Männer entweder mit oder ohne Absicht Eier zerbrachen, Getränke verschütteten und Luftballons zerstachen. Nach der Vorführung wurden die Probandinnen und Probanden einem Gedächtnistest unterzogen, in dem sie für jedes beobachtete Ereignis den Täter bestimmen sollten. Bei den absichtlichen Vorkommnissen beschrieben alle Probandinnen und Probanden den Vorgang aktiv und konnten sich durchschnittlich gleich gut an den Täter erinnern. Bei den unabsichtlichen Missgeschicken jedoch erinnerten sich die Englischsprechenden deutlich besser an den Verursacher als Sprechende des Japanischen und des Spanischen, die diese Unfälle nun weniger aktiv beschrieben als zuvor die absichtlichen. In diesen beiden Sprachen werden Verursacherinnen und Verursacher nur ungern genannt, und das Spanische hat mit einer Reihe reflexiver Verben eine Möglichkeit, die Schuld dem Objekt in die Schuhe zu schieben. So *zerbricht* eine Vase auf Spanisch nicht einfach, sondern sie *zerbricht sich* (vgl. Boroditsky 2012: 32), als sei dies eine aktive Handlung eines an sich leblosen Gegenstandes. Damit schützen diese beiden Sprachen Verursacherinnen und Verursacher vor einem möglichen Gesichtsverlust. Allerdings kann man einwenden, dass die Sprache hier nicht zwingend die einzige Ursache für den Effekt zu sein braucht. Vielleicht wäre die Wirkung dieselbe,

wenn man Aktivitäten untersuchen würde, bei denen es im Spanischen und Japanischen diese Ausweichoptionen nicht gibt, wie beispielsweise das Verb *schubsen*. Dann ließe sich vermuten, dass auch kulturelle Unterschiede eine Rolle spielen.

Für Boroditsky zeigt sich hier das linguistische Relativitätsprinzip: Menschen, deren Sprachen sich in grammatischer Hinsicht unterscheiden, bewerten durch eben diese grammatischen Abweichungen äußerliche Umstände unterschiedlich. So kommen sie zu unterschiedlichen Ansichten über die Welt. Daraus lässt sich folgern, dass sogar Wahrheit relativ ist (vgl. zum Beispiel Draaisma 2016) und ihre Konstruktion von der sprachlichen Prägung abhängt. Demnach durchdringt und beeinflusst Sprache sogar unser Wahrheitsempfinden, das dann nicht mehr als unabhängige Größe angesehen werden kann (vgl. Liessmann und Zenaty 2004: 55f.). Wenn Sprache derart tiefgreifend ist, dass sie sogar Auswirkungen auf Wahrheit und Gesetz(esurteile) haben kann, stellt sich die Frage, ob es überhaupt Bereiche gibt, in die die Sprache nicht hineinreicht.

Einschränkend muss jedoch gesagt werden, dass Erkenntnisse, wie sie Boroditsky präsentiert, nicht unumstritten sind und auch gegenteilige Positionen vertreten werden. Nicht Sprache beeinflusse das Denken, sondern umgekehrt das Denken die Sprache (vgl. Schramm/Wüstenhagen 2015: 9). Selbst eine hohe Korrelation bedeute nicht zwangsläufig eine schlüssige Ursache-Wirkungs-Beziehung, es kann auch etwas ganz anderes zugrunde liegen. In einem Kommentar zum Artikel werden zwei Aspekte aufgegriffen: Es sei nicht verwunderlich, dass ein Naturvolk die Himmelsrichtungen nutze, um die Raumkoordinaten zu bestimmen, oder dass eine Kultur, in der enge Beziehungen zwischen den einzelnen Familienmitgliedern bedeutsam sind, dafür auch eigene Bezeichnungen entwickle (vgl. Stürmer 2012).

Es ist nicht Ziel dieser Arbeit, bei diesen unterschiedlichen Meinungen eine schlüssige Antwort zu finden. Wichtig war zu zeigen, dass ein Zusammenhang zwischen Sprache und Denken als gesichert gelten kann. Die Wirkungsrichtung war nicht das Entscheidende für diesen Abschnitt.

Im Anschluss soll das Denken noch in einem weiteren anderen Zusammenhang diskutiert werden, nämlich in Verbindung mit dem Handeln und im Hinblick auf Einstellungen.

#### 4.1.5 Denken und Handeln

Denken und Handeln sind eng miteinander verknüpft. Das eine bedingt und beeinflusst das andere.

Denken wirkt auf die Einstellungen ein: Wenn Vaclav Klaus, Ex-Präsident Tschechiens und EU-Kritiker, im Januar 2016 vor einem „Migrations- Tsunami“ warnt, der Europa „überrolle“ (dpa), erweckt oder stützt er den Eindruck, Flüchtlinge brächten Zerstörung und Tod (Näheres siehe 5.4.3), und begünstigt eine ablehnende, ängstliche, von Vorurteilen und Befürchtungen geprägte Haltung.

Im Handeln wird ein reflektierter Sprachgebrauch insofern erkenntlich, als die Beherrschung unterschiedlicher Register dazu befähigt, sich in verschiedenen gesellschaftlichen Kreisen gewandt zu bewegen. Dazu muss man sich nämlich bewusst machen, wer das Gegenüber ist und was es braucht, damit der Dialog gelingt. Das können ganz heterogene Anforderungen sein wie Sprechtempo, Wortwahl, Nähe-Distanz oder unterschiedliche Grade der Formalität resp. Höflichkeit (vgl. 4.1.3).

Zum Handeln führen Rebecca Pates et al. (2010: 17) aus, dass sprachliche Interaktion stets auch Handeln sei, da die meisten der menschlichen Handlungen durch Sprache geschähen. Weiter halten sie fest, dass Sprache als Zeichensystem die Wirklichkeit abbilde, denn „wie über Menschen, Dinge, Sachverhalte gesprochen wird, wie sie bezeichnet werden, sagt viel darüber aus, welchen Wert und welchen Platz sie in der Gesellschaft haben. Sprache ist also gleichzeitig ein machtvoll Instrument, um Wirklichkeit herzustellen.“ Und die Wirklichkeit beeinflusst dann wieder das Denken, das Denken die Einstellung, und diese formen schließlich ihrerseits die Wirklichkeit mit, resp. das, was für Wirklichkeit gehalten wird.

Um dies mit einem Beispiel aus der Sonderpädagogik zu veranschaulichen: Als Langdon Down 1866 das Behinderungsbild beschrieb, bei dem das 21. Chromosom dreifach vorhanden ist, haben der von ihm gewählten Bezeichnung rassistische Motive zugrunde gelegen: Er sei von einer Minderwertigkeit der mongolischen Rasse ausgegangen und habe angenommen, bei ihr ließen sich bestimmte Parallelen zur Trisomie 21 finden, weshalb er die Beeinträchtigung *Mongolismus* genannt habe (vgl. Jantzen 2007: 148). Andere Quellen besagen hingegen, die charakteristische Lidfalte und der verbreiterte Augenabstand hätten Down zur Namensgebung veranlasst (vgl. Hächler o. J.: 3).

Welche Darstellung auch historisch richtig sein mag, beide Quellen stimmen dahingehend überein, dass Down einen äußerlichen Vergleich zu Mongolinnen und Mongolen zog. Damit gelang es ihm tragischerweise, ein diskriminierendes Weltbild zu transportieren und unerschwerlich eine gesamte Bevölkerungsgruppe mit einer kognitiven Beeinträchtigung zu assoziieren.

Heute gilt die Bezeichnung *Trisomie 21* weithin als angemessen, da sie die biologische Ursache beschreibt, während *Down-Syndrom* laut Jantzen durch Downs rassistische Einstellung zum einen belastend sei. Zum anderen sei das Syndrom gar nicht erstmalig von Down, sondern bereits 1846, also 20 Jahre früher, von Édouard Séguin beschrieben worden (vgl. Jantzen 2007: 148). Gegen die Bezeichnung Down-Syndrom spricht weiter, dass es Betroffene durch das *down* (= nieder) herabwürdigt (vgl. Hächler o. J.: 1), selbst wenn es unabsichtlich geschieht.

Dieser letzte Abschnitt bezog sich stark auf emotionale und ideologische Aspekte von Denken und Handeln, und besonders zum letzten Absatz zur Trisomie mag man zu Recht einwenden, das sei kein typisches Thema der Linguistik. Es ist aber das Ziel des 5. Kapitels, die Bedeutung der Sprache *umfassend* darzulegen, und der letzte Absatz sollte deutlich gemacht haben, dass hier ein Dysphemismus tradiert wurde, der unzulässig eine Assoziation weckt, die Stereotypen oder Vorurteilen Vorschub leistet.

Der folgende Abschnitt ist dagegen wieder klar linguistisch motiviert und handelt als Ergänzung zu den ausgeführten kognitiven und identitäts- oder kulturellen Aspekten von der Schriftlichkeit. Um zu zeigen, wie bedeutsam auch die schriftliche Gestalt eines Wortes in der Wahrnehmung zumindest des sprachaffinen Teils der Öffentlichkeit ist, werden deshalb im Anschluss die wechselvolle Geschichte der Rechtschreibung und insbesondere die heftigen Reaktionen der Öffentlichkeit dargelegt. Sie zeigen die enge Verbundenheit zur Schriftsprache und machen deutlich, dass Wandel von innen kommt bzw. kommen muss, und nicht einfach verordnet werden kann. Das wird auch daran ersichtlich, dass es heute noch, mehr als ein Jahrzehnt nach der definitiven Einführung der Rechtschreibreform, noch immer Veröffentlichungen darüber gibt (vgl. etwa Schimmel-Fijalkowysch (im Druck), Grund 2016).

## 4.2 Rechtschreibreform

Wie eng verbunden die Öffentlichkeit selbst mit sprachlichen Konventionen ist, wird nicht nur an Dauerbrennern der publizistischen Sprachkritik ersichtlich, sondern auch an dem Aufruhr, die die Rechtschreibreform ausgelöst hat.

### 4.2.1 *Geschichte der Rechtschreibreform*

Grundsätzlich begann bereits im Mittelalter die Diskussion über Vereinfachungen von Schreibweisen. Damals stand die Großschreibung in ihren Anfängen; Johann Kolroß wollte sie 1530 im Keim ersticken und forderte, einzig Eigennamen groß zu schreiben, doch ohne Erfolg. 1748 befürwortete Johann Christoph Gottsched die Großschreibung der Nomen mit dem elitären Argument, dass „dem Pöbel das Schreiben“ (Macht 1984: 58) nicht erleichtert werde. Friedrich Gottlieb Klopstock machte sich 1779 in einem Aufsatz für die Vereinfachung der Schärfung und Dehnung, der Rückkehr zur Kleinschreibung und der Vereinheitlichung der Schreibung des S-Lautes stark. Im 19. Jahrhundert setzte sich der Sprachforscher Jacob Grimm für die gemäßigte Kleinschreibung und eine lauttreue Schreibung ein (vgl. ebd.). 1876 kamen in Wien 14 Spezialisten (vgl. Wikipedia 2017: Orthographische Konferenz) auf Bestreben des damaligen preußischen Kultusministers Adalbert Falk zur I. Orthographischen Konferenz zusammen und setzten sich zum Ziel, die damals bestehende Rechtschreibung zu vereinheitlichen. Fremdwörter mit <c> wurden mit <z> oder <k> eingedeutscht (Klasse, Zirkel, Kultur). Dehnungen und Schärfungen sollten fortan lediglich noch Bedeutungsunterschiede markieren, nicht aber Hinweise zur Aussprache bieten (Bare, Jar, Hun etc.). Als die Konferenz noch im Gange war, begann eine intensive Pressekampagne gegen die Beschlüsse, zu denen später auch die traditionell ausgerichteten und in den Beschlüssen überstimmten Konferenzteilnehmer Scherer und Sanders mit Artikeln beitrugen (vgl. Scheuringer 1996: 76). Die emotionalen Urteile, die die Konferenz dominierten (vgl. Schneider o. J.: 5), deuten auf die unter 3.3.1 erwähnte wertende Sprachreflexion hin, die noch bis Ende des 19. Jahrhunderts in der Sprachwissenschaft ihren Platz hatte.

Die Öffentlichkeit nahm die Entscheidungen unterschiedlich auf: Während Fachkreise die Neuregelungen begrüßten, lehnten Presse, radikale Phonetiker und Historiker sie ab (vgl. Scheuringer 1997: 77; 79) Bismarck missbilligte die Reform so nachdrücklich, dass er den Ämtern verbot, sie zu benutzen, und damit die angestrebte Vereinheitlichung abschwächte



(vgl. Stegmeier 2009: 297). Als Folge davon sahen die Landesregierungen von den verabschiedeten Schreibweisen ab und setzten sie nicht um. Die Konferenz war gescheitert (vgl. Scheuringer 1997: 77).

Doch danach entschieden sich verschiedene Länder unabhängig voneinander, eigene Regelwerke zu veröffentlichen, wobei sie sich bezeichnenderweise auf die Anregungen der I. Orthographischen Konferenz stützten und die dort gefassten Entschlüsse aufnahmen, so dass sie sich doch nach und nach durchsetzten und eine zweite Konferenz ins Auge gefasst wurde, auf der die Ideen der ersten nun verbindlich beschlossen und vereinheitlicht werden sollten. Das geschah 1901 in Berlin (vgl. Macht 1984: 58). Da im Wesentlichen lediglich der herrschende Usus festgeschrieben wurde, fielen jene Entscheidungen recht maßvoll aus und konnten nach einer gezielten Vorbereitung in einigen wenigen Sitzungsstunden beschlossen werden (vgl. Krieger 1997: 121).

Diese II. Orthographische Konferenz führte zur Rückkehr der Schreibung auf -ieren sowie der Längenbezeichnungen. Bei deutschen Wörtern entfiel die <th>-Schreibung, doch bei Fremdwörtern wurde sie beibehalten (vgl. Scheuringer 1997: 89f.). Auch diese Reform wurde von prominenter Seite her abgelehnt. Kaiser Wilhelm verfocht die vorreformatorische Schreibweise vehement und forderte, „daß die bisherige Schreibweise in den Allerhöchst dieselben zu erstattenden Immediatenberichten wie in Allerhöchstihren Kundgebungen auch fernerhin zur Anwendung komme“ (Zabel 1989: 195). Vorlagen in neuer Rechtschreibung wie *Regierungsrat* versah er eigenhändig mit Korrekturen und schickte sie ansonsten un bearbeitet den Ministern zurück (vgl. ebd.).

Konrad Duden war sich darüber im Klaren, dass die Beschlüsse nur eine erste Etappe und kein endgültiges Meisterwerk bedeuteten: Er nannte es ein Zwischenziel und warnte vor einem Stillstand im Ringen um weitergehende Verbesserungen (vgl. Macht 1984: 58).

Gemäß Schmidt gab es seit 1902 durchschnittlich einen Versuch pro Jahr, die deutsche Einheitsschreibung zu verbessern, die allesamt erfolglos gewesen seien. Seit Beginn der Diskussion hätten sich die Argumente fortlaufend wiederholt und die Stellungnahmen seien oft unqualifiziert, unsachlich und emotional gewesen (vgl. Schmidt 2013: 176). In den 1970er Jahren sei dies besonders schlimm gewesen. Damals sei eine unvoreingenommene Diskussion allein schon deshalb nicht mehr möglich gewesen, weil Anhänger der Großschreibung

pauschal als rechts angesehen wurden, Anhänger der Kleinschreibung gleichermaßen pauschal als links (vgl. Sitta 1984: 88). Tatsächlich habe Rechtschreibkritik als Gesellschaftskritik gegolten. Das Ziel sei gewesen, bildungsferneren Schichten entgegenzukommen und ihre Bildungskarriere zu erleichtern, worauf die damalige Orthographie als fortschrittsfeindlich angesehen wurde, als Instrument der Unterdrückung und Herrschaft (vgl. Fleischhauer, Schmitz 2006: 129).

1958 publizierte die *Arbeitsgemeinschaft für deutsche Sprachpflege* einen Reformentwurf, die *Wiesbadener Empfehlungen*, in denen sie die folgenden Änderungen vorschlugen:

- die gemäßigte Kleinschreibung einzuführen;
- die Getrennt- und Zusammenschreibung zu vereinfachen;
- die Kommaeregeln zu vereinfachen;
- Doppelformen zu beseitigen;
- Fremdwörter an die deutsche Schreibung anzugleichen;
- konsequent nach Sprechsilben zu trennen (vgl. Macht 1984: 59).

Mit diesen Reformvorschlägen ließen sich gegen 70 % der Rechtschreibfehler vermeiden. Die Öffentlichkeit nahm die Empfehlungen mit Interesse auf, weil sie von namhaften Sprachwissenschaftlern erarbeitet worden waren. Als drängendste Änderung betrachteten diese die Einführung der gemäßigten Kleinschreibung. Bereits 1956 hatte die Bundesrepublik ein offizielles Gremium gebildet, Österreich folgte 1960 und die Schweiz zwei Jahre darauf. Jedoch lehnten die Schweizer und die österreichischen Vertretungen die gemäßigte Kleinschreibung ab, und die DDR zeigte sich nicht länger verhandlungsbereit. Im Zuge der Sprachbarrierendiskussion, die Ende der 60er Jahre einsetzte, bekamen die Reformen aber wieder Aufwind. 1974 entschied die Kultusministerkonferenz (KMK), basierend auf der Grundlage der *Wiesbadener Empfehlung* eine Reform der Rechtschreibung zu verwirklichen, vorausgesetzt, die anderen deutschsprachigen Länder zeigten sich einverstanden. Österreich war es anfangs nicht, doch 1982 einigte man sich darauf, eine Reform durchzuführen (vgl. Macht 1984: 59).

#### 4.2.2 Rechtschreibreform 1996-2006

Am 19. Februar 1987 beauftragten die KMK und das Bundesinnenministerium die *Kommission für Rechtschreibfragen* des IDS offiziell damit, einen Neuregelungsvorschlag der deutschen Rechtschreibung zu erarbeiten (vgl. Schneider o. J.: 15). Vorgängerin der *Kommission für Rechtschreibfragen* war die *Kommission für Rechtschreibreform* des gleichen Instituts, das sich dafür einsetzte, die gescheiterte Reform der 50er und 60er Jahre wiederaufzunehmen (vgl. Munske 2005: 13). Der Neuregelungsvorschlag sollte in Abstimmung mit der GfdS erfolgen (vgl. Schneider o. J.: 15). Das IDS zog die gemäßigte Kleinschreibung vor, die GfdS die modifizierte Großschreibung (vgl. Zabel 1989: 79). Das Kuratorium des Instituts berief die Mitglieder der neuen IDS-Kommission, die sich teilweise selbst vorschlugen. Schliesslich waren alle Mitglieder der Kommission aus den Bereichen Sprachdidaktik oder Sprachwissenschaft. Vertreterinnen und Vertreter aus dem Journalismus, der Schriftstellerei, des Verlagswesens oder der Schule fehlten (vgl. Munske 2005: 13).

Anderthalb Jahre später wurde der Neuregelungsvorschlag offiziell den staatlichen Vertretern übergeben. In der Presse wurde besonders gegen die neuen Wortschreibungen vehement protestiert. Die Beispiele waren zugespitzt und oft emotional aufgeladen (vgl. Schneider o. J.: 16: („Kein Keiser auf dem Tron hat R(h)euma“, „Wenn der Keiser küsst oder Meis isst“, „Katastrophal unfäre sprache“, „Ein Frefel im Mei“ usw., ebd.)). Angesichts des allgemeinen Protests musste der Neuregelungsvorschlag überarbeitet werden. Der Bereich der Wortschreibung galt überhaupt nicht mehr als konsensfähig. Im Oktober 1992 sprachen sich die staatlichen Stellen auch grundsätzlich gegen eine Reform der Groß- und Kleinschreibung aus. Zwei Jahre später wurde beschlossen, die neue Rechtschreibung ab Beginn des Schuljahres 1996/97 in den Schulen zu lehren, mit einer fünf Jahre dauernden Übergangsfrist, während der die alte und die neue Regelung beide korrekt sein sollten (vgl. Schneider o. J.: 16f.). An diesen 3. Wiener Gesprächen hießen Kultusbeamte und Sprachwissenschaftler aus Österreich, Deutschland, der Schweiz und aus Ländern mit deutschsprachigen Minderheiten den Entwurf gut. Die deutschen Kultusminister orientierten Journalistinnen und Journalisten über die Leitlinien der Reform; eine exemplarische, doch nicht vollständige Wörterliste wurde vorgestellt (vgl. Reumann 2008: 8). Im Dezember 1994 informierte das IDS in einer Extraausgabe seiner Wissenschaftszeitschrift *Sprachreport* und der Dudenverlag die Öffentlichkeit über die neue Rechtschreibung. Im August 1995 sprach sich der damalige bayerische

Kultusminister Hans Zehetmair für weitergehende Änderungen aus, weil für ihn auch der neue Reformvorschlag inakzeptabel war. Durch die nachträglichen Änderungen am Regelwerk wurde die bereits gedruckte Neuausgabe des Duden Makulatur. Einen Monat später veröffentlichte Wolfgang Kopke in der Juristenzeitung einen Artikel, wonach die Zustimmung der Parlamente zwingend nötig sei, damit die Rechtschreibreform verfassungsrechtlich sei. (vgl. Schneider o. J.: 16-23).

Um der vielfältigen Kritik zu begegnen und die Reform nachzubessern, wurde 1997 die *Zwischenstaatliche Kommission für deutsche Rechtschreibung* gegründet. Sie war dem IDS angegliedert und bestand aus sechs Mitgliedern aus Deutschland und jeweils drei aus Österreich und der Schweiz (vgl. Wikipedia 2017: Zwischenstaatliche Kommission für deutsche Rechtschreibung). Mit Peter Eisenberg kritisierte im Mai 1997 ein Mitglied der Zwischenstaatlichen Kommission in einer Talkshow des Senders *Freies Berlin* das amtliche Regelwerk scharf. Zehn Monate später verließ er die Zwischenstaatliche Kommission aus Protest gegen die Einstellung der KMK. Damit war er nach Horst Haider Munske, der im September 1997 ausgetreten war, bereits der zweite. Im Dezember 1997 reagierte die *Zwischenstaatliche Kommission für deutsche Rechtschreibung* auf die heftige inhaltliche Kritik an der Reform mit „Vorschläge[n] zur Präzisierung und Weiterentwicklung aufgrund der kritischen Stellungnahmen zur Neuregelung der deutschen Rechtschreibung“ und veränderte das an sich bereits beschlossene Regelwerk an einigen besonders strittigen Punkten (vgl. Schneider o. J.: 16-23). Gemäß Kerstin Güthert vom IDS wurden diese Punkte nicht umgesetzt (vgl. E-Mail vom 27.06.2017). Die Kommission erarbeitete insgesamt vier Berichte für die KMK, wobei ihr laut Wikipedia daran gelegen war, dass sie nicht an die Öffentlichkeit gelangten (vgl. Wikipedia 2017: Zwischenstaatliche Kommission für deutsche Rechtschreibung).

2004 und 2006 wurden jedoch die Bereiche Interpunktion, Silbentrennung sowie Zusammen- und Getrenntschreibung überarbeitet und viele vorreformierte Schreibweisen als Varianten wiederzugelassen. Die ersten Überarbeitungen 2004 wurden noch von der Zwischenstaatlichen Kommission vorgenommen, diejenigen von 2006 von ihrem Nachfolger, dem *Rat für deutsche Rechtschreibung*.

Im August 2006 wurde die reformierte Rechtschreibung in den Schulen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz verbindlich (vgl. Osterwinter 2011: 20).

2010 und 2016 veröffentlichte der Rat für deutsche Rechtschreibung zwei weitere Berichte, in denen er anhand von Beobachtungen des Schreibgebrauchs weitere Aktualisierungen vorschlug. Diese Änderungen unterscheiden sich von den früheren Überarbeitungen dahingehend, dass sie nicht auf die Reform an sich bezogen sind, sondern den Schreibusus nachführen. Dies war schon früher gemacht worden. Damals waren es die Wörterbücherverlage, die vor den Neuauflagen Anpassungen an den Schreibgebrauch festlegten. Im Gegensatz zum heutigen *Rat für deutsche Rechtschreibung* dokumentierten sie ihre Änderungen nicht (vgl. Güthert 27.06.2017). Die neuesten Aktualisierungen wurden am 29. Juni 2017 in einer Pressemitteilung bekanntgegeben und betreffen neben der Einführung des Großbuchstabens „ß“ eine gelockerte Handhabung zur Gross- oder Kleinschreibung fester Verbindungen aus einem Adjektiv und einem Nomen, zum Beispiel goldene oder Goldene Hochzeit (vgl. Rechtsschreibrat 2017: Mitteilungen).

#### 4.2.3 *Rezeption der Rechtschreibreform in der Öffentlichkeit*

Die Rechtschreibreform hat in der Öffentlichkeit viel Ablehnung, Kopfschütteln und Unsicherheit ausgelöst. Noch immer erscheinen Veröffentlichungen und Artikel, noch 2016 wurde ein Schreibwettbewerb zur Rechtschreibreform durchgeführt.<sup>16</sup> Chronologisch lässt sich die Rezeption in der Öffentlichkeit wie folgt aufrollen.

Erster Protest formierte sich in der Presse unmittelbar, nachdem der Neuregelungsvorschlag im Oktober 1998 an die staatlichen Vertreter übergeben und bekannt geworden war (vgl. Schneider o. J.: 16).

In der Öffentlichkeit kam es ab Herbst 1996 zu nachdrücklichem Protest (vgl. Besch 2007: 12), der sich in Zeitungsanzeigen, Petitionen und Leserbriefen äußerte. Er resultierte in einem Verein gegen die Rechtschreibreform und in zahlreichen juristischen Schritten (vgl. Griesbach 2006: 81). Siebenmal wurde das Bundesverfassungsgericht angerufen: Sechsmal wurden die Klagen abgewiesen, einmal zurückgezogen. In Niedersachsen, Bremen und Bayern wurden vergeblich Volksbegehren eingeleitet, einzig in Schleswig-Holstein war im September 1998 eines erfolgreich. Doch nach einem knappen Jahr hob der dortige Landtag den

---

<sup>16</sup> Vgl. bspw. Kerstan 2015, Kaufmann 2016, Stang 2017, für den Schreibwettbewerb siehe Denk et al. 2016.

Volksentscheid einstimmig auf. Das Verwaltungsgericht des Landes befand es für rechtmäßig, dass der Landtag den Volksentscheid außer Kraft gesetzt hatte (vgl. Schneider o. J.: 19-27).

Ende April 1998 wandten sich nahezu 600 deutschen Professorinnen und Professoren der Sprach- und Literaturwissenschaft mit folgendem Wortlaut gegen die Rechtschreibreform:

„Die *sogenannte* Rechtschreibreform ,entspricht nicht dem Stand sprachwissenschaftlicher Forschung‘ (so die Deutsche Gesellschaft für Sprachwissenschaft am 3. März 1998); sogar die Rechtschreibkommission der Kultusminister hat in ihrem Bericht vom Dezember 1997 wesentliche Korrekturen als ,unumgänglich‘ bezeichnet. Eine derart fehlerhafte Regelung, die von den bedeutendsten Autoren und der großen Mehrheit der Bevölkerung mit guten Gründen abgelehnt wird und die Einheit der Schriftsprache auf Jahrzehnte zerstören würde, darf keineswegs für Schulen und Behörden verbindlich gemacht werden“ (Munske 2005: 93, Hervorhebung F.S.M.).

Gegnerinnen und Gegner der Reform bemängelten die beinahe demagogische Vorgehensweise und kritisierten, dass die Rechtschreibreform unter Ausschluss der Öffentlichkeit vorbereitet worden sei. Die Frankfurter Allgemeine Zeitung veröffentlichte 1988 als erste Zeitung einen Artikel über die Rechtschreibreform. Er war von Gerhard Augst (1988: 6) verfasst worden und begann mit den Worten: „Heimlich, still und leise wird an der Reform der Rechtschreibung gearbeitet“ und betont eine Spalte später noch einmal, es sei „zehn Jahre wissenschaftliche Arbeit *in aller Stille*“ (Hervorhebung F.S.M.) in die Reform geflossen. Antos hält in seiner Dissertation fest, die Konferenz Ende 1995, an der 16 bundesdeutsche Ministerpräsidenten die Rechtschreibreform beschlossen hätten, erinnere an eine Farce (vgl. Antos 1996: 238), in einem Leserbrief drückt jemand seinen Missmut gegen die „Maulwurfsarbeit“ der Sprachkommission (vgl. Zabel 1989:185) aus. Diese Vorwürfe resultierten wohl aus der Geheimhaltung, die die Inhalte der Reform umgab. Eine Anhörung im Mai 1993 fand unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt. An der abschließenden Wiener Konferenz im November 1994 wurde kein Protokoll geführt; es gab lediglich einen Tonbandmitschnitt, der angeblich nicht zugänglich ist. Die späteren Berichte der Zwischenstaatlichen Rechtschreibkommission waren anfangs ebenfalls nicht einsehbar und wurden es erst, nachdem sie bereits bekannt waren (vgl. Munske 2005: 14).

Fleischhauer und Schmitz (2006: 126) konstatierten 2006 „kollektiven Ungehorsam“, laut Besch wurde die Teilnahme „*verweigert*“ (Besch 2007: 12, Hervorhebung F.S.M.). Die

Gründe dafür hängen meiner Meinung nach stark mit der Art zusammen, wie über die Reform kommuniziert und informiert worden war.

In der Fachwelt gehen die Meinungen auseinander, ob und inwiefern der Öffentlichkeit die Inhalte der Reform und der jeweilige Stand der Dinge nahegebracht worden war. Büntig und Timmler (1997: 27) bescheinigen dem internationalen Arbeitskreis, er habe die Öffentlichkeit in seinen Kommissionspublikationen im Rahmen seiner Möglichkeiten durchaus informiert. Gefehlt habe indes eine moderne Public-Relations-Arbeit, worum sich vielleicht die Kultusbürokratie hätte bemühen sollen. Heringer und Wimmer (2015: 186) hingegen sind der Ansicht, es habe „hinreichend Öffentlichkeit“ gegeben, sie sei lediglich medial nicht aufgegriffen worden. Sie verwahren sich gegen den Vorwurf, die Rechtschreibreform sei das Produkt einer Geheimbündelei und Verschwörung. Doch selbst Trabold vom IDS räumt ein, dass von politischer Seite her jegliche Öffentlichkeitsarbeit gefehlt habe. Für sie wäre es beispielsweise denkbar gewesen, im ARD Werbespots mit häufigen Rechtschreibfehlern laufen zu lassen, die nach der Reform als korrekt gälten wie *Danke im Voraus* oder *behände*, um die Öffentlichkeit zum Denken anzuregen und geläufige Fehlerquellen der alten Orthographie aufzuzeigen (vgl. Trabold 2009: 543). Auch Zehetmair war sich darüber im Klaren, dass die Öffentlichkeit bei weitem nicht hinreichend aufgeklärt worden war. Seine Antwort auf die 1995 gestellte Frage des *Spiegels*: „Wissen denn die Deutschen in etwa, was auf sie zukommt?“ verdient in ihrer Offenheit in voller Länge zitiert zu werden, weil sie tief blicken lässt und die Ablehnung der Reform vorwegnimmt.

„Nein, überhaupt nicht. Die breite Öffentlichkeit ist so gut wie gar nicht informiert. Deshalb werden viele erschrecken, wenn es nun zu einer Reform kommt, und zwar auch dann, wenn noch einiges geändert wird. Viele haben gar nicht mehr an eine Reform geglaubt, nachdem seit fast hundert Jahren alle Vorschläge gescheitert sind. Man wird uns, die Kultusminister, fragen: Was habt ihr denn da angestellt? Es wird große Aufregung und viel Streit, sogar erbitterten Streit geben, und es würde mich nicht wundern, wenn er mit der Schärfe von Glaubenskämpfen ausgetragen würde“ (Harenberg/Mohr 1995: 227).

Hermann Scheuringer schließlich macht in der Diskussion um die Rechtschreibreform eine allgemeine Sprachlosigkeit zwischen der Öffentlichkeit und der Wissenschaft aus und begründet sie auf verschiedene Weise. Erstens habe sich die Öffentlichkeit in den Jahrzehnten, in denen die Reform eingeleitet worden sei, verändert. Sie wolle mit Informationen *bedient* werden, am liebsten in reich bebilderten Massenblättern oder Talk-Shows (vgl. Scheuringer

1997: 202). Hier stellt sich die Frage, inwieweit diese Haltung mit der von Antos unter 3.3.5 konstatierten Mündigkeit der Öffentlichkeit in Einklang zu bringen ist. Es wäre paradox, wenn die Sprachgemeinschaft einerseits Mündigkeit geltend machen würde, also davon ausginge, selbstbestimmt zu leben und eigene Entscheidungen zu treffen, und andererseits zu fordern, Informationen müssten ohne eigenes Zutun oder Abwägen an sie herangetragen werden. Die Eigenständigkeit wäre nicht gewährleistet und die Berichterstattung möglicherweise unausgewogen. Für eine echte Mündigkeit wäre das mitunter nachteilig, weil die dadurch entstehende „eigene“ Meinung von außen beeinflusst sein kann, ohne dass der betreffenden Person dies bewusst sein muss.

Unter Umständen lässt sich diese Zurückhaltung in der unabhängigen Informationsbeschaffung mit Scheuringers zweitem Punkt begründen: Wissenschaftliche Publikationen sind in ihrer Dichte und Komplexität schwer zugänglich. Laut Scheuringer kam sich ein beträchtlicher Teil der Öffentlichkeit in der Diskussion um die Rechtschreibreform „übergangen“ vor, wobei er die öffentlichkeitsferne Wissenschaftsdarstellungs- und Wissenschaftssprachtradition mitverantwortlich macht und soweit geht zu schreiben, die Öffentlichkeit habe sich in ihren demokratischen Rechten verletzt gefühlt. Daher seien, drittens, die heftigen Reaktionen ein Ventil gewesen, sich auch gegen den Verwaltungsstaat zu wenden und gegen Entscheidungen aufzubegehren, weil sich Bürgerinnen und Bürger von zahllosen Reglementierungen gegängelt und eingeengt fühlten. So seien die massiven Reaktionen mit einem greifbaren Sündenbock für die Verfehlungen eines bürgerfernen Verwaltungsstaates anzusehen (vgl. Scheuringer 1997: 202f.).

Und massiv waren die Reaktionen. Zusätzlich zu den oben referierten juristischen Schritten sahen sich die Reformer zum Teil vehementen Beleidigungen ausgesetzt. Hermann Zabel hat Reaktionen, unter anderem aus Pressemitteilungen, Leserbriefen und Leitartikeln zusammengetragen, die veröffentlicht wurden, als der Neuregelungsvorschlag zur deutschen Rechtschreibung 1988 bekannt geworden war (vgl. Zabel 1989: 5). Sie seien, „hochbezahlte Beserwisser“, „akademische[...] Sprachwüteriche[...]“, „Deutschapostel“, „Idioten“, „Verbrecher“, „Sprachtöter[]“, „Kommunistensäue“ (Zabel 1989: 192f.) oder „geistig unterbelichtete Gehirne“ (ebd.: 185). Mit der Begründung, man sollte mit historisch gewachsenen Schreibtraditionen nicht ohne weiteres brechen, verwarf ein Leserbriefschreiber die Regelung, „ai“ durch „ei“ zu ersetzen, pauschal als „absurde Vorstellung“ und charakterisierte die Reformer



einzig deswegen als „Spinner“ (ebd.: 125). Auch hier sind Argumente für die Öffentlichkeit nachrangig, werden Änderungen aus Gründen der Emotion und der Gewohnheit abgelehnt. Ludger Hoffmann, Mitarbeiter am IDS, nimmt die Vorwürfe im Sprachreport 4/88 auf und kommentiert sie anfangs recht bissig und herablassend: Worte wie die folgenden sind deutliche und von wissenschaftlicher Seite her emotional aufgeladen: Man könne über die Reformer „ungestraft Kübel von Dreck und Hohn ausgießen“ (Hoffmann 1988: 1) oder: „Wir ersparen uns dazu jeden hochnotpeinlichen Kommentar (an Grammatiken ist ja kein Mangel) und hoffen, daß eine Rechtschreibreform viel mehr Zeit gibt für den Grammatikunterricht (ebd.: 2)“. In der Hälfte des Textes ruft sich Hoffmann selbst zur Ordnung: „Doch werden wir nüchtern“ (ebd.) und schreibt den Rest aus der üblichen wissenschaftlichen Sachlichkeit heraus. In der Öffentlichkeit wird diese Replik ungehalten aufgenommen. Schlagzeilen informieren die Öffentlichkeit unter anderem so: „Die beleidigten Sprachreformer schlagen zurück“, „Die Sprachtöter setzen sich zur Wehr“, „Die ‚akademischen Sprachwüteriche‘ schlagen zurück“ (Zabel 1989: 227). Die wissenschaftliche Seite registriert dabei sachlich eine „negative Voreinstellung“ (ebd.). Dasselbe bei der pathetischen Formulierung, die Muttersprache sei eine Heimat (vgl. Gillessen 1988: 1). Hoffmann bemerkt dazu nüchtern, wer „die Muttersprache als geistige Heimat“ ans Schriftbild binde, mache alle heimatlos, die Schreibprobleme hätten (vgl. Hoffmann 1988: 2). Einmal mehr herrscht Emotion dort, Rationalität da. Das Schriftbild wird mit Sprache gleichgesetzt, dahingehende Änderungen werden als Sprachverlust wahrgenommen (vgl. Besch 2007: 23).

Damit muss man aus Sicht der Öffentlichkeit auch der geschriebenen Sprache einen Stellenwert bescheinigen, der weit über ihren eigentlichen Nutzen hinausgeht. Sie hält nicht nur Äußerungen fest, sondern ist

„Ausdrucksmittel unserer Gesamtkultur, unseres öffentlichen und privaten Lebens. Schriftkultur ist aber auch in einem weiteren Verständnis die aktive Tradierung und Vergewärtigung bedeutender Denkmäler vergangener Schriftlichkeit. Schriftkultur ist das Gedächtnis neuerer Kulturen. Mit der Zeit und Raum überwindenden Funktion hängt die außerordentliche Stabilität der Verschriftungsnormen zusammen [...]. [Diese Schriftnormen] sind ungeachtet mancher historisch bedingter Unzulänglichkeiten und Zufälligkeiten [...] ein Stück historisch bedingter Identität“ (Munske 1997: 222).

Dazu passt, dass die Schriftsprache als Symbol der Muttersprache betrachtet werden kann (vgl. Munske 2005: 125) und die Form ihrer Verschriftlichung traditionell Gegenstand über-

bordender Emotionen ist. Zabel (1989: 82, 87) führt Beispiele an, wie umkämpft Neuregelungen der Rechtschreibung bereits vor hundert Jahren waren. Die I. Orthographische Konferenz musste 1876 wegen öffentlicher Entrüstung abgesagt werden, die Regeln, die 15 Jahre später an der II. Konferenz beschlossen wurden, wurden als „äußerste Vergewaltigung des Volksgeistes“ oder „ein Meisterstück schulbureaukratischer Bevormundung“ abgelehnt.

Hoffmann ist sich dieses Umstandes durchaus bewusst. Er hält fest, dass die „Beharrlichkeit des Gewohnten hartnäckig unterschätzt“ werde (Hoffmann 1988: 2). Ebenso haben andere Autoren die Konservativität der sprachaffinen Öffentlichkeit konstatiert:

„Man kann gegen jeden Punkt der Reform erfolgreich polemisieren - das Vertraute wird immer als das Bessere gelten“ (Munske 2005: 21).

„Es scheinen allgemein kulturell-gesellschaftliche Stereotypen zugrunde zu liegen, Sehnsucht nach Konstanz und Stabilität, die Ruhe und Sicherheit versprechen. Varianten beunruhigen; wie in Politik und Kultur, so in der Sprache“ (Müller 1998: 65).

„in Sprachdingen sind auch die Progressivsten unter uns oft stockkonservativ“ (Zimmer 1989: 1).

Der Frage nach dem *Warum* dieser konservativen Position ist aber noch nicht genügend Beachtung geschenkt worden. Was steckt denn dahinter? Die Antwort würde möglicherweise zu einem anderen Umgang mit der Öffentlichkeit führen, ein gewisses Verständnis für die Zurückhaltung erleichtern oder neue Handlungsweisen bzw. Haltungen eröffnen. Daher werden im Anschluss die Vorteile des Konservativseins untersucht, die es meiner Überzeugung nach aus dem einfachen Grund geben muss, weil man sonst ohne Zögern bereit wäre, sich auf Neues einzulassen. Es muss also etwas bringen, an Bekanntem festzuhalten. Die Frage ist: Was denn konkret?

### **4.3 Konservatismus**

Konservatismus soll in diesem Abschnitt verstanden werden als eine Grundhaltung, die aus dem Bedürfnis nach Identität, Kontinuität und Sicherheit heraus Bestehendes bewahren will.

Zuerst wird ein Konservatismus allgemeiner und danach sprachlicher Art vorgestellt, wobei zu zeigen sein wird, dass (meiner Meinung nach) die gleichen Werte dahinterstehen.

Oft werden Konservative als Ewiggestrige abgetan, die mit dem Fortschritt nicht zurechtkämen und sich sinnlos gegen Wandel sträubten. Dabei enthalten traditionsgerichtete Posi-

tionen durchaus bedenkenswerte Aspekte, die es verdienen, dargestellt zu werden. Möglicherweise kann das helfen, in der Wissenschaft das Verständnis für diese bewahrende Haltung zu vergrößern. Besonders hervorzuheben sind in diesem Zusammenhang ein Streben nach Stabilität und das Konzept der Komfortzone.

#### *4.3.1 Stabilität und Komfortzonen*

Konservative Verhaltens- und Denkmuster können sowohl für ein Individuum als auch für eine Gruppe stabilisierend wirken. Das zieht sich durch das ganze Leben: Bereits in der Kindheit sind klare Strukturen und Wertemodelle wichtig, denn sie bewahren Kinder vor willkürlichen Entscheidungen. Damit kann ein Kind durch diese Stabilität Verlässlichkeit und Berechenbarkeit erfahren und profitiert gerade von den eingeschränkteren Rahmenbedingungen. Denn sie sich übersichtlicher und schaffen damit Sicherheit.

Eine gewisse kritische und skeptische Grundhaltung gegenüber Neuerungen kann auch später im Leben von Vorteil sein. Sie hält den Menschen auf einem vertrauten Weg und verleiht ihm Sicherheit hinsichtlich Werten und Normen. Indem konservativ ausgerichtete Menschen gewisse Grundsätze hochhalten, Traditionen und alte Gebräuche schätzen und bewahren, sorgen sie für Kontinuität und verankern sich tiefer mit ihrer Herkunft, was die Stabilität ebenfalls erhöht. Dieses Traditionsbewusstsein kann im größeren oder kleineren Kreis gepflegt werden. Regionspezifisches Brauchtum lässt sich ebenso dazuzählen wie feste innerfamiliäre Gewohnheiten. Beide verstärken die Bindungen und die Verbundenheit, Letztere fördern zusätzlich einen Familiensinn und den Zusammenhalt.

Konservative Menschen halten gradlinig an ihren Überzeugungen fest und lassen sich nicht so schnell von neuen Ideen beeinflussen. Das kann für Einzelne, aber auch für die Gemeinschaft nützlich sein. Den Einzelnen bietet es Sicherheit; in der Masse kann es dann vorteilhaft sein, wenn Konservative Entscheidungen oder Ideen hinterfragen, Bedenken einbringen bzw. vor Gefahren oder Risiken warnen, die andere im Fortschrittsstreben nicht bedacht hatten. Freilich gehen damit mitunter Chancen verloren, weil Fortschritt zu einem beträchtlichen Teil von Unzufriedenheit abhängt. Denn sie kurbelt Veränderungen an, die die Gesamtsituation verbessern können. Trotzdem bedeutet das auch, dass Konservative den Status quo zu schätzen wissen und daher mit dem Hier und Jetzt zufrieden oder zumindest zufried-

dener sein können als Progressive – und das wirkt wiederum stabilisierend, beständig, werterhaltend und solid. Indem sie weniger Risiken eingehen und Vertrautes bewahren wollen, bemühen sie sich nach Kräften um Sicherheit. Das kann gerade in der heutigen Zeit mit ihren vielfältigen, tiefgreifenden Veränderungen ein ausgeprägtes Bedürfnis sein, um den konstanten und von Einzelnen oft unbeeinflussbaren Neuerungen eine möglichst hohe Beständigkeit entgegenzusetzen.

Ähnlich sieht dies der polnische Soziologe Zygmunt Bauman, der das Konzept der festen und der flüchtigen Moderne geprägt hat. Für ihn besteht das Ideal des Lebens in Zeiten fester Moderne aus einer hohen Beständigkeit, die mit einer Lebensanstellung, einer lebenslangen Ehe und einem Haus einherging, das man das ganze Leben lang bewohnte. Es war gerade die Dauerhaftigkeit, die die Qualität der Dinge bewies. Was nachhaltig und haltbar aussah, besass Glaubwürdigkeit und galt als gut. In den letzten Jahrzehnten hingegen haben sich eine Flüchtigkeit und Kurzlebigkeit ausgebreitet, die die Vergänglichkeit immer noch klarer vor Augen führt. Das wird auch deutlich an den vielen Erneuerungen und Veränderungen, die im 21. Jahrhundert bislang passiert sind. Dieser konstante Wandel schafft eine grosse Unsicherheit, weil Sicherheit gerade durch Routine und Wiederholung entsteht. Unbekanntes führt zu Angst, weil man nicht weiss, was man dort vorfindet. Flüchtliges Leben verlangt den Menschen jedoch genau das ab, weil die Veränderungen anhalten und man nicht abschätzen kann, was morgen sein wird. Diese Flüchtigkeit bringt Menschen nach Diniz dazu, Sicherheit zu suchen, die sie zuverlässig in der Vergangenheit finden, die statisch ist und sich nicht verändert. Damit lässt sich auch der Umstand begründen, dass konservatives Denken zunehmend attraktiv geworden ist (vgl. Saullo Diniz 2017, in einem Artikel über Zygmunt Bauman). In solchen Verhaltens- und Denkweisen kommt häufig ein Bedürfnis nach Komfortzonen auf, die Sicherheit geben und dadurch Menschen, Situationen und Dinge etwas berechenbarer machen.

Als Komfortzone gilt in der Populärwissenschaft jener Bereich, in dem sich Menschen durch Gewohnheiten individuell gut und sicher fühlen und sich auskennen. Die Grenze der Komfortzone ist dort erreicht, wo Anstrengungen oder Überwindungen einsetzen und es unbequem oder beängstigend zu werden beginnt. Wesentlich für Komfortzonen sind Rituale und Gewohnheiten, weshalb alles, was für einen Menschen neu oder unerwartet ist, außerhalb

der Komfortzone liegt. Komfortzonen sind naturgemäß individuell, weil Grenzen, Unsicherheiten, Komplexe, Ängste und Vorbehalte es auch sind (vgl. Online-Enzyklopädie für Psychologie und Pädagogik o. J.). Was bedeutet das nun im Hinblick auf Sprache?

#### 4.3.2 *Sprachkonservatismus*

Die obigen Ausführungen zu einem Konservatismus allgemeiner Art lassen sich gut auf einen sprachlichen übertragen.

Eine möglichst statische Sprache gewährleistet Verständigung über Generationen hinweg und erleichtert den Spracherwerb, weil es weniger Zweifelsfälle gibt und gegenwärtige Sprachwandelprozesse nicht zusätzliche Verunsicherung mit sich bringen. So wirkt beispielsweise die Regel, das Verb im Nebensatz oder bei Sätzen mit Hilfsverben an den Schluss zu stellen, solider, solange außer Acht gelassen wird, dass sich Präpositionalgefüge mittlerweile gut ausklammern lassen.<sup>17</sup> Während sich diese neue Regel etabliert, ist die Unsicherheit grösser als zuvor, die sich nicht nur im Fremdsprachenerwerb zeigt, sondern auch beim frühkindlichen Spracherwerb oder in der Erziehung bedeutsam sein kann, wenn die elterliche und die kindliche Sprachverwendung voneinander abweichen. So sind auch hier eingeschränktere Ausdrucksmöglichkeiten übersichtlicher und damit bewältigbarer, selbst wenn dies auf Kosten der Richtigkeit gehen kann.

Da jede gelebte Haltung und Einstellung, alle Konzepte und Überzeugungen, die wir einnehmen, Teil unserer Identität sind, werden Menschen auch von ihrer Sprachverwendung geformt. Das ist zum Beispiel der Fall, wenn sich jemand bewusst dafür oder dagegen entscheidet, eine sprachliche Erscheinung zu benutzen. Das muss nicht zwingend konservativ motiviert sein, sondern es kann auch jemand aus religiösen Gründen beschließen, nicht zu fluchen, oder sich von bestimmten Wörtern distanzieren, um sich politisch korrekt auszudrücken. Solche bewussten Entscheidungen sind oder werden Teil der persönlichen Identität, weil sie für individuelle Überzeugungen stehen, die die Werthaltung eines Menschen ausmachen. Neuaufkommende Verwendungsweisen tasten diese Werthaltungen an, etwa wenn Aussagen mit der Formel „Ich schwör!“ bekräftigt werden. Sie berühren über die persönliche Einstellung hinaus auch die Sicherheit und die Ordnung, die die Entscheidung, auf solches

---

<sup>17</sup> „Unsere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler [...] regen an zum Mit- und Weiterdenken“ (Universität Zürich 2017: Ringvorlesungen Frühjahrssemester 2017).

Vokabular zu verzichten, geboten hat, resp. bieten sollte. Damit wird Vertrautes und Bewährtes bedroht, altbekannte Werte werden angefochten. Das muss nicht einmal auf provokante Weise geschehen, es ist auch nicht gesagt, dass der Urheber der Äußerung überhaupt mitbekommt, was sein Sprachgebrauch auslösen kann. Aber in einem sprachkonservativen oder sprachbewussten Menschen stellt er möglicherweise die Kontinuität und Stabilität seiner Überzeugungen infrage. Das gilt ebenso für Mündliches wie für Schriftliches und zeigte sich dort beispielhaft in der Erregung um die Rechtschreibreform.

Das Konzept der flüchtigen und der festen Moderne lässt sich auch gut auf die Sprache übertragen. Natürlich gab es früher auch Entlehnungen und Internationalismen, vor dem Englischen waren beispielsweise französische Wörter in Mode. Aber die Globalisierung und die modernen Kommunikationsmittel beschleunigen Änderungen und Neuerungen im Vergleich zu früher, als Sprechende unterschiedlicher Sprachen noch nicht so oft miteinander in Kontakt kamen. Einen konservativen Menschen kann das verunsichern, weil die Beständigkeit, die er schätzt, in diesem Fall nicht nur nicht gewährleistet ist, sondern auch nicht gewährleistet werden kann. Da wirken Sprachkritiker dann umso attraktiver, wenn sie ein Ideal heraufbeschwören, das das Deutsch der Klassik zum Mass aller Dinge erhebt. Dadurch und wenn sie sprachliche Erscheinungen tradieren, wie sie unter 2.2.1 vorgestellt wurden, die in der öffentlichen Sprachkritik seit Jahrzehnten beanstandet werden, erklären sie ebenfalls eine unbewegliche Vergangenheit, die in ihrer Statik die ersehnte Stabilität bietet.

Für eine Beziehung zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit ist diese Sehnsucht nach Vertrautem nachteilig, weil es in der Wissenschaft um Wissenszuwachs geht, der davon lebt, dass alte Überzeugungen aufgegeben werden. Damit ist es offensichtlich schwierig, einen gemeinsamen Nenner zu finden, und selbst wenn der letzte Abschnitt zu mehr Verständnis für die konservative Position geführt hat, hat er gleichzeitig unwillkürlich einen weiteren fundamentalen Unterschied zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit betont. Im fünften und letzten Kapitel soll daher untersucht werden, was überhaupt Sinn und Betätigungsfelder einer wirksamen Öffentlichkeitsarbeit sein können. Dabei wird zwischen dem kleineren, bereits sprachaffinen Teil der Öffentlichkeit und dem großen Teil, dessen Interesse an Sprachfragen noch nicht so ausgeprägt ist, unterschieden.

#### 4.4 Zusammenfassung/Beantwortung der Fragen

In Kapitel 4 wurde versucht, verschiedene Aspekte rund um den Einfluss von Sprache aufzuzeigen. Das Ziel war, im wissenschaftlichen Diskurs ein tieferes Verständnis für den emotionalen Bezug der Öffentlichkeit zur Sprache zu fördern. Im Einzelnen wurden die Sprachverwendung, die Rechtschreibreform sowie ein allgemeiner und ein sprachlicher Konservatismus dargelegt.

In der Sprachverwendung wurde ausgeführt, dass Sprache mit der Identität, der Soziokultur, dem Denken sowie mit dem Handeln eng verknüpft ist. Dabei wurde deutlich, dass Sprache ein entscheidendes Element der menschlichen Identität ist und Rückschlüsse über unterschiedlichste Bereiche erlaubt, die Einzelne ebenso charakterisieren wie ganze Sprachgemeinschaften. So gibt bereits die Stimme Aufschluss über individuelle Merkmale, ist der Sprachgebrauch ein Mittel, persönliche Werte nach außen erkennbar zu machen, sagt die gemeinsame Sprache etwas über die Geschichte der Sprachgemeinschaft und über ihr kulturelles (Selbst-)Verständnis aus. Beispielsweise scheint es mir aufschlussreich, dass das heutige Substantiv *Elend* im Mittelhochdeutschen „anderes Land, Verbannung; Not, Trübsal“ bedeutete (vgl. Duden: Herkunftswörterbuch 2014: 248) und das Ausland damit sprachlich zu einem Ort des Jammers geriet.

Die Sprache vermittelt also weit mehr als Wörter und Sätze. Sie konstituiert inter- und intraindividuelle Identität mit und kann gemeinschaftsverstärkend oder -trennend wirken.

Im Weiteren wurde eine Verbindung zwischen Sprache und Denken aufgezeigt. Die Wirkungsrichtung blieb dabei ungeklärt (vgl. Schramm/Wüstenhagen 2015: 106-138), aber entscheidend war darzulegen, wie tiefgreifend Sprache und Denken miteinander verbunden sind. Das geht so weit, dass Sprache die Zeit- und Raumwahrnehmung beeinflussen oder in Sprachen mit Artikeln Assoziationen zu den wahrgenommenen Eigenschaften von Gegenständen hervorrufen kann.

Es wurde in diesem Kapitel überdies auf die Bedeutung von Registern aufmerksam gemacht, weil im wissenschaftlichen Diskurs die Beherrschung unterschiedlicher Register meiner Meinung nach mitunter etwas zu selbstverständlich vorausgesetzt wird. Je nach Sozialisation und Bildungsgrad ist die Bandbreite an abrufbaren Registern aber allenfalls gering; eine entsprechende Schulung scheint mir wünschenswert, um eine drohende Benachteiligung in Schule und Beruf abzuwenden.

Daraufhin wurde die Geschichte der Rechtschreibreform umfassend dargelegt, da sie beispielhaft zeigt, wie eng verbunden die Öffentlichkeit selbst mit der schriftlichen Konvention ist. Es war bezeichnend zu sehen, dass der Großschreibung der Nomen bereits im Mittelalter ein hoher Stellenwert zugestanden wurde, als noch gar keine Orthographie im eigentlichen Sinne bestand. Ohne diesen Status wären Johann Kolroß' Bemühungen, einzig Eigennamen großzuschreiben, vermutlich eher erfolgreich gewesen. Interessant war auch Johann Christoph Gottscheds Argument gegen die Kleinschreibung der Nomen; sie würde „dem Pöbel das Schreiben“ (Macht 1984: 58) erleichtern. So scheinen Schreibgepflogenheiten bereits vor Jahrhunderten ein Instrument der Herrschaft und der Unterdrückung gewesen zu sein. Diesbezügliche Änderungen waren durchwegs Gegenstand von Protesten und manchmal Verweigerungen. Hoberg begründet 1997 dies in seinem Aufsatz *Orthographie, Rechtschreibreform und öffentliche Meinung* gut nachvollziehbar einerseits mit dem traditionellen Deutschunterricht, der nicht thematisiere, dass Rechtschreibung nicht objektiv sei. Infolgedessen erhalte sie in der Vorstellung der Sprachgemeinschaft eine Gültigkeit wie ein naturwissenschaftliches Gesetz. Andererseits werde die Sprache oftmals mit der Schrift gleichgesetzt, so dass eine Rechtschreibreform als Sprachreform wahrgenommen werde (vgl. Hoberg 1997: 96). Eine dritte und letzte Begründung für das Beharren auf etablierten Schreibweisen liefert Alexander Smolczyk, die mir ebenfalls schlüssig erscheint: Verantwortlich sei eine Angst. Änderungsversuche würden als „ein Frontalangriff auf die natürliche Sicherheit [empfunden], die wir in der Sprache haben“ (Smolczyk 2005: 68). Alles Fremde werde intuitiv zurückgewiesen. Vordergründig würden linguistische Argumentationen aufgebaut, aber letztlich dienten sie dazu, diese Angst zu verdecken (vgl. ebd.).

Damit wurde das kapitelbeschließend Thema des (sprachlichen) Konservatismus relevant. Ich ging der Frage nach den Vorteilen einer traditionellen Welt- und Sprachanschauung nach, um auf wissenschaftlicher Seite für ein tieferes Verständnis dieser Haltung einzutreten. Als Vorzüge des Konservatismus wurden klare Strukturen und Werte erkannt, die Verlässlichkeit, Kontinuität und Berechenbarkeit gewährleisten sollen. Bei konservativ eingestellten Individuen kann Unbekanntes Ängste hervorrufen, und da das moderne Leben oft unvorhersehbar ist, scheint die Vergangenheit in ihrer Fixiertheit eine Sicherheit und eine Komfortzone zu bieten.



Diese allgemeinen Feststellungen lassen sich auf sprachliche Belange übertragen: Eine möglichst statische Sprache erleichtert sowohl den Spracherwerb als auch die Verständigung über mehrere Generationen hinweg, weil es weniger Veränderungen und Zweifelsfälle gibt. Konservativ ausgerichteten Individuen kann es bei Sprachwandelphänomenen vorkommen, als würden ihre persönlichen Überzeugungen in Frage gestellt. Und schließlich können diese Phänomene durch die heutigen Kommunikationsmittel und -bedingungen rascher ablaufen als früher.

## **5 Sinn und Einsatzgebiete linguistischer Sprachgestaltung**

Das verbindende Element der Kapitel 2 bis 4 waren die unterschiedlichen Positionen in Wissenschaft und Öffentlichkeit bezüglich Sprache und Sprachkritik. In Kapitel 2 wurde der jeweilige Wert beleuchtet, der der Sprachpflege und der Sprachkritik beigemessen wird. Das Kapitel 3 legte die beiden metasprachlichen Diskurse in ihren Gemeinsamkeiten und Verschiedenheiten dar, und Thema des Kapitels 4 war die Bedeutung der Sprache. Dabei wurden die in der Öffentlichkeit stark präsenten Aspekte der Emotionalität und des Konservatismus betont, die sich in Ablehnung von Sprachwandelphänomenen ebenso zeigt wie in der sich nur zögerlich einstellenden Akzeptanz der Rechtschreibreform.

In diesem Kapitel wird es nun darum gehen herauszuarbeiten, inwiefern sich angesichts der markanten Unterschiede eine wissenschaftliche Öffentlichkeitsarbeit mittels sprachgestalterischer Aktivitäten überhaupt anbietet. Dazu werden zu Beginn diesbezügliche Vor- und Nachteile für Wissenschaft und Öffentlichkeit erläutert und danach Betätigungsfelder vorgestellt, in denen sich die Wissenschaft im Hinblick auf die beiden unterschiedlichen Öffentlichkeiten und die entsprechend unterschiedlichen Bedürfnisse bereits engagiert oder künftig engagieren könnte. Abschließend werden Themengebiete darlegt, die sich gut eignen, damit sich die Allgemeinheit leichter einer aktiven und bewussten Sprachgestaltung zuwendet.

Konkret zu beantwortende Fragen lauten: Wozu sollte sich die Linguistik überhaupt in diesem Diskurs engagieren? Welche Ziele könnte sie damit anstreben? Wie sehen gegenwärtige und allfällige zukünftige wissenschaftliche Betätigungsfelder im Hinblick auf die beiden unterschiedlichen Öffentlichkeiten aus? Welche Themen bieten sich für eine Sprachgestaltung besonders an?

### **5.1 Beschäftigung der Linguistik mit Sprachgestaltung: Pro und Kontra**

In diesem Abschnitt stelle ich dar, was an der Wende hin zu einer Auseinandersetzung mit populärer Sprachkritik und der Hinwendung zu einer Sprachgestaltung begrüßenswert ist und was gegen eine Öffnung der Linguistik zu einer an Laien gerichteten Sprachgestaltung hin vorgebracht werden kann.

Im folgenden Abschnitt wird ausgeführt, inwiefern der vielzitierte Elfenbeinturm einerseits Tatsache ist und durchaus angebracht ist, andererseits wird aber auch beleuchtet, weshalb die Abgeschlossenheit, die er mit sich bringt, zuweilen einschüchternd wirken und

Vorurteile gegen die Wissenschaft verstärken kann. Dies steht am Anfang des Kapitels, da zuerst ganz allgemein geklärt werden muss, in welcher Hinsicht der Elfenbeinturm Bestand hat, verlassen werden kann oder bereits verlassen worden ist, bevor es möglich wird, spezifischer darauf einzugehen, was für oder gegen ein sprachgestalterisches Engagement der Linguistik spricht, und allfällige Betätigungsfelder zu betrachten.

### 5.1.1 *Der Elfenbeinturm: Pro und Kontra*

„Das zerstört das, was Wissenschaft braucht, nämlich den Elfenbeinturm, die Zurückgezogenheit, um gefahrenfrei denken und sprechen zu können“ (Kurt Imhof im Interview mit Thomas Macher und Lukas Messmer 2009: 24).

„Die Beschränkung der wissenschaftlichen Erkenntnisse auf eine kleine Gruppe von Menschen schwächt den philosophischen Geist eines Volkes und führt zu dessen geistiger Verarmung“ (Albert Einstein o. J.: 7).

Die 175. Jahrfeier der Universität Zürich 2008 stand unter dem Motto „Wissen teilen“, was die Hochschule gemeinsam mit der Stadt und dem Kanton Zürich mit Veranstaltungen auf öffentlichen Plätzen umsetzen wollte. Der damalige Rektor der Universität Hans Weder betonte die Wichtigkeit, dass eine Hochschule Wissen auslote und reflektiere und „während des Jubiläums ihre Arbeits- und Denkweise mit der Öffentlichkeit [teile]“, indem sie zeige, „wie sie mit Wissen umgeht und wie Sachverhalte entdeckt, Befunde hinterfragt und Kenntnisse erweitert werden“ (Gull/Nickl 2008). Hans Weder tat die Vorstellung der Universität als Elfenbeinturm in einem Interview als ein Mythos ab, als ein Vorurteil, das sich allerdings hartnäckig halte. Das sehe man beispielsweise in der Medizin, in der die Öffentlichkeit noch immer „Götter in Weiß [...] stürzen“ (ebd.) wolle, obwohl sie längst nicht mehr existierten. Ein Stück weit sei die Universität tatsächlich ein Elfenbeinturm, und sie müsse es auch sein, um einen Schritt zurückgehen und einen gewissen Abstand „zum täglichen Handgemenge“ (ebd.) zu wahren. Dann gelte es jedoch, „wieder zu Fragen der Lebenspraxis zurückzukehren“ (ebd.). Weders Nachfolger Andreas Fischer beendete das Interview mit dem Wunsch, die Universität Zürich „sollte als Institution anerkannt sein, in der Forschung und Lehre auf höchstem Niveau betrieben werden. *Das Streben nach Exzellenz sollte sich dabei mit der Verantwortung für die Gesellschaft verbinden*“ (ebd., Hervorhebung F. S. M.).

Was auf den ersten Blick wie ein Widerspruch wirken mag, nämlich dass der Universität einerseits zu Unrecht nachgesagt werde, sie sei ein Elfenbeinturm, es andererseits bei Bedarf

aber tatsächlich sein müsse, wird verständlich, wenn man sich Folgendes vergegenwärtigt: Auf der einen Seite bemüht sich die Universität dezidiert um die Öffentlichkeit und es ist ihr viel daran gelegen, Einblick in die Forschung zu gewährleisten (vgl. Kap. 5.2). Dies liegt nicht zuletzt daran, dass die Hochschulen heutzutage auf Drittmittelgewinnung angewiesen sind und im eigenen Interesse dazu Sorge tragen müssen, dass sie in der Öffentlichkeit als wichtig und unterstützungswürdig wahrgenommen werden, und zwar auch die Fächer, deren Nutzen für die Allgemeinheit nicht unmittelbar einsichtig ist. So betont etwa Kurt Imhof zu Recht, dass es über öffentliche Resonanz besser gelinge, Drittmittel zu generieren (vgl. Macher/Messmer 2009: 24). Somit legitimieren sich die Hochschulen mit Öffentlichkeitsarbeit, angewandter Forschung oder Industrieforschung nach außen. Aber auf der anderen Seite ist es wie in jeder anderen hochspezialisierten Einrichtung so, dass der Betrieb dafür angelegt ist, dem Kerngeschäft nachzugehen. Selbst wenn die Öffentlichkeit den Angeboten, die die Sprachwissenschaft an sie richtet, großes Interesse entgegenbringt, bedeuten Außenstehende unweigerlich einen Unterbruch im ansonsten klar geregelten Forschungsalltag. Grundlagenforschung vollzieht sich außerhalb der öffentlichen Wahrnehmung.

Hingegen macht es sich Weder zu einfach, wenn er den Eindruck, die Universität sei ein Elfenbeinturm, als Mythos abtut und damit bagatellisiert. Erstens, weil er mit dieser Aussage seine Ansicht als absolut hinstellt und über Vorbehalte seitens der Öffentlichkeit hinweggeht. Zweitens ist er sich bewusst, dass „[sich] solche Vorurteile aber lange [halten]“, sucht jedoch nicht nach Gründen. Und drittens: Selbst wenn dieser Eindruck wirklich nur in den Köpfen existieren sollte, muss etwas Grundlegendes bedacht werden. Hier möchte ich Marie Freifrau von Ebner-Eschenbach zu Wort kommen lassen, die einmal gesagt hat: „Die eingebildeten Übel sind die unheilbarsten“. Solange eine Überzeugung vorherrscht, wirkt sie, ungeachtet dessen, ob sie richtig ist oder nicht. Und solange wissenschaftliche Veröffentlichungen hauptsächlich in der Community zirkulieren oder höchstens den Teil der Öffentlichkeit erreichen, der der Wissenschaft bereits nahesteht, ist es meiner Meinung nach nachvollziehbar, dass das Vorurteil, die Wissenschaft grenze sich ab, in der breiten Öffentlichkeit noch immer Bestand hat. Zwar ist die Universität, wie in Abschnitt 5.2 zu zeigen sein wird, durchaus einfallsreich, um der Öffentlichkeit einen Einblick in die Forschung zu geben, sie wendet sich jedoch gegenwärtig vornehmlich an die bereits interessierte Öffentlichkeit. Für denjenigen Teil der Öffentlichkeit, der keine weiterführende Ausbildungen absolviert hat, mag die

bloße Wortwahl in akademischen Texten abschreckend wirken. Beispielsweise spricht und schreibt man in der Soziologie von „Face-to-Face-Interaktion“ und von „Zeichen translokaler Sozialität“ (Chudozilov 2009: 50). Im Dialog mit der noch nicht so sprachaffinen Öffentlichkeit wären die vertrauten Wörter „Schwätzchen“ und „Sms“ meines Erachtens aber deutlich hilfreicher.

Innerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft erfüllen Fachwörter selbstverständlich eine klare Aufgabe, sie präzisieren und sind eindeutig. Im Umgang mit der Öffentlichkeit geht es aber um einen ersten Überblick. Feinheiten und exakte Definitionen sind dem Verständnis abträglich; es soll jeweils zuerst darum gehen, Interesse zu wecken und erste Kenntnisse zu vermitteln. Daher bietet es sich an, auf Ausdrücke der Alltagssprache zurückzugreifen. So erhält das linguistische Wissen nämlich einen vertrauten Klang, wirkt dadurch zugänglicher und lässt sich leichter mit der eigenen Lebenswirklichkeit verknüpfen. Das stärkt die Erinnerung. Und gerade bei komplexen Inhalten ist es eine Erleichterung, wenn die Sprache keine zusätzliche Hürde darstellt.

Zwar argumentiert Chudozilov, Fachwortschatz könne eine „Waffe[]“ (Chudozilov 2009: 50) sein, um sich gegen „Übergriffe“ (ebd., Anführungs- und Schlusszeichen im Original) abzugrenzen und den eigenen Expertenstatus zu festigen (vgl. ebd.). Das kann aber so gedeutet werden, dass sich die Fachwelt entzieht und dadurch die Vorbehalte gegen die Universität als elitäre Festung bestärken, so dass die Vor- und Nachteile, in der Öffentlichkeit auf Fachausdrücke zurückzugreifen, gut abgewogen werden müssen. Zudem ist die Assoziation zu hinterfragen, die Chudozilov mit ihrer Wortwahl „Waffe“ unter Umständen hervorruft, denn eine Waffe kann leicht mit kriegerischen oder kämpferischen Auseinandersetzungen in Verbindung gebracht oder auch in weniger dramatischen Umständen eingesetzt werden, um jemanden gefügig zu machen. Ähnlich verhält es sich mit der problematischen Formulierung im vorhergehenden Satz von Chudozilovs Beitrag, der „Übergriffe“ vonseiten der Öffentlichkeit postuliert.

Gleichzeitig legen öffentliche Sprachkritiker ihrerseits richtiggehend Wert darauf, nicht mit dem Elfenbeinturm in Verbindung gebracht zu werden. Sick beispielsweise stimmt der Bemerkung einer Reporterin, einige Sprachwissenschaftler beäugten ihn mit Argwohn dafür, dass er versuche, Regeln unterhaltsam zu vermitteln, mit folgenden Worten zu:

„Selbstverständlich. Ich bin kein Mitglied der Elfenbeinturm-Gesellschaft, sondern ein Beobachter, ich sammle Anekdoten, denke mir Geschichten aus und präsentiere diese auf der Bühne. Das muss jedem Wissenschaftler unseriös erscheinen. Außerdem habe ich auch noch Erfolg, das ist erst recht suspekt“ (Fetter 2006: 40).

Gemäß Ankenbrand (2013: 183) setzen Sprachkritiker diesen Vorwurf gezielt ein, sobald die Linguistik ihnen „kulturpessimistischen Konservationsfanatismus“ unterstellt. Diese Kritik ist meiner Meinung nach nicht zu unterschätzen: Indem manche Sprachkritiker der Wissenschaft eine Weltferne unterstellen, säen sie Zweifel, ob Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler denn überhaupt wissen, wie es um die Sprache außerhalb der Universität steht. Damit nehmen sie zum einen für sich Expertenstatus in Anspruch und rechtfertigen ihre resignative Einstellung hinsichtlich eines Sprachverfalls, wie sie ihn wahrnehmen. Zum anderen kann der Vorwurf mangelnder Bodenhaftung dazu beitragen, die Distanz zwischen der Wissenschaft und der Öffentlichkeit zu vergrößern. Dann ist sie möglicherweise Forschungsergebnissen gegenüber weniger aufgeschlossen, die sich mit der öffentlichen Wahrnehmung nicht decken. Als Folge davon kann sich der Eindruck festigen, Wissenschaftler lebten abgehoben in ihrem Elfenbeinturm. In diesem Sinn lässt sich auch Weders „hartnäckige Vorurteil“ im Prinzip als Resultat der unterschiedlichen Position von rationaler Wissenschaft und emotionaler Öffentlichkeit erklären: Die Öffentlichkeit deutet die universitäre Absonderung (emotional) als absichtliche Distanzierung, ist allenfalls in Teilen bereit, Forschungsergebnisse anzuerkennen, die im Widerspruch zu ihrer eigenen Wahrnehmung stehen, und behält dadurch ihr Vorurteil bei. Die Wissenschaft ihrerseits ist auf eine gewisse Abgeschiedenheit angewiesen, um gut zu arbeiten (rational). Wie wichtig das ist, ist auf linguistischer Seite mehrfach hervorgehoben worden und wird im Folgenden dargestellt.

Bär hält die gewisse Exklusivität hoch, in der die Wissenschaft nicht nur agieren dürfe, sondern müsse. Seiner Meinung nach, der ich ohne Einschränkung zustimme, bietet sie einen geschützten Raum, innerhalb dessen „riskantes Denken“ möglich ist, ohne gleich in einer größeren Öffentlichkeit Verunsicherung hervorzurufen (vgl. Bär 2002: 234). Er unterscheidet einen innerwissenschaftlichen und einen öffentlichen Diskurs, und ausschließlich in letzterem dürfe die Wissenschaft Inhalte bewerten und bestätigen. Im ersteren hingegen habe sie die Aufgabe der kritischen (und selbstkritischen) Reflexion, durch die allein Wissensfortschritte erzielt werden können.

An dieser Stelle möchte ich eine weitere Position einbringen, und zwar von Hans Ulrich Gumbrecht. In Übereinstimmung mit dem eingangs angeführten Zitat Imhofs rühmt Gumbrecht gar die „Freude an unangenehmen Wahrheiten“ (Gumbrecht 2002: 40), die „Isolation vom etablierten Alltag“ (ebd.: 33), bezeichnet „geistige Unruhe und Irritation“ als „die eigentliche Funktion der Universität“ (ebd.: 35) und geht so weit, dass er vom *Stolz* (Hervorhebung F.S.M.) schreibt, in einem Elfenbeinturm zu wohnen, da nur seine charakteristische Isolation und Distanz das riskante Denken ermöglichen (vgl. ebd.: 33), das außerhalb der Universität berechtigter- und notwendigerweise ungedacht bleiben müsse (vgl. ebd.: 36).

Auch Imhof, der zu Beginn des Abschnitts zitiert wurde, fährt im Interview mit der *Zürcher Studierendenzeitung* ähnlich weiter:

„Wissenschaft ist organisierter Skeptizismus, entsprechend sind innerhalb der Wissenschaft auch die Evaluation von Positionen möglich, die von außerhalb der Wissenschaft abstrus oder verquer scheinen mögen, und diese Freiheit wird einem ein Stück weit genommen“ (Macher/Messmer 2009: 24).

Allerdings fügt Imhof auch an, die Vermittlungsarbeit zwischen Universität, Gesellschaft und Wirtschaft gewinne zunehmend an Bedeutung. Zudem könne man durch Medienauftritte unter Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern Debatten auslösen, und zwar mehr als durch Fachpublikationen (vgl. ebd.). Demnach kann also Medienpräsenz nebst öffentlicher auch fachliche Aufmerksamkeit schaffen. Gleichzeitig erkennt Imhof in der Abgeschirmtheit aber einen konkreten Schutz für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern: Man werde „sehr viel angreifbarer“ (ebd.), wenn man von der Rolle des Wissenschaftlers in diejenige der Staatsbürgerrolle hinaustrete (vgl. ebd.). Neben der Angreifbarkeit besteht eine zweite Gefahr, sich als Privatperson zu äußern, und zwar darin, dass die Öffentlichkeit die persönliche Überzeugung eines Wissenschaftlers als Position der Wissenschaft allgemein auslegt. Monika Bütler von der Universität St. Gallen erachtet die Angst vor Angriffen und Anfeindungen denn auch als Grund, nicht jedoch als Rechtfertigung für einen Rückzug in den Elfenbeinturm. Sie merkt weiter an, dass Öffentlichkeitsarbeit Zeit koste, was sich in einer geringeren Zahl von Publikationen niederschlage und dies wiederum weniger Forschungsgelder und tieferes Ansehen nach sich ziehe (vgl. Bütler 2012: 20). Diese Einbuße an Zeit, Geld und Prestige ist aufschlussreich. Sie macht den geringen Stellenwert, den die Öffentlichkeitsarbeit in der Wissenschaft bis heute hat, in zweierlei Hinsicht deutlich. Mit einem höheren Stellenwert wäre der Prestigeverlust zum einen mindestens geringer, wenn nicht

sogar ausgeräumt. Zum anderen lässt sich auch der Umstand, dass Professorinnen und Professoren diesen Aufwand mit den geschilderten Konsequenzen zusätzlich zu ihrem sonstigen Arbeitspensum leisten müssen, dahingehend interpretieren, dass Öffentlichkeitsarbeit kein hohes Ansehen genießt. Denn das Tagesgeschäft in der Universität ist in den letzten Jahren ja mindestens gleich komplex geblieben; Öffentlichkeitsarbeit ist ein Mehraufwand, wird aber kaum entsprechend gewürdigt. Als positives Zeichen für eine sich verändernde Einstellung darf aber beispielhaft die Webseite *Media Relations* der Universität Zürich hervorgehoben werden. Dozierende erhalten dort nebst Hinweisen, wie sie mit Medienfragen umgehen sollen, auch Tipps für die Medienmitteilung und können Neuigkeiten melden, wenn sie ein Thema haben, das sie für öffentlich interessant halten (vgl. Universität Zürich 2017: Media Relations).

Als letzte wissenschaftliche Position zum Elfenbeinturm soll ein Beitrag der *Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften* vorgestellt werden. In einem Artikel zur Wissenschaftskommunikation hält sie fest, das Paradigma des Elfenbeinturms habe ausgedient und die Wissenschaft sei bereit, sich für die Öffentlichkeit zu öffnen, ja, Letztere werde nun als Koproduzent von Wissen erachtet und könne mittels Foren frühzeitig an der Forschung teilhaben. Dadurch, dass das Zielpublikum weitgehend unbekannt sei und die Öffentlichkeit nicht ausschließlich nach Vernunftkriterien entscheide, komme der Art der Kommunikation große Bedeutung zu. Es müsse, was allgemein bekannt sei, in einer verständlichen Sprache kommuniziert werden; darüber hinaus gelte es, psychologische Aspekte mit einzubeziehen: Ängste, emotionale Aspekte und Werte der Öffentlichkeit, nach Möglichkeit auch gemeinsame Werte von Wissenschaft und Öffentlichkeit. Idealerweise sehe das Publikum Angehörige der Universität als Lieferanten von Wissen und fühle sich für sie verantwortlich (vgl. Kübli 2011: 9f.)<sup>18</sup>. Wie sich ein solches Verantwortungsgefühl zeigen oder was es bewirken könnte, wird jedoch nicht ausgeführt. Angeblich würden sich „die meisten Wissenschaftler moralisch zur Kommunikation verpflichtet [fühlen]“ (Kübli 2011: 10), eine Aussage, die, wie gezeigt, von anderer Seite erheblichen Widerspruch erfährt.

---

<sup>18</sup> Den Hinweis auf diesen Artikel verdanke ich, wie viele andere Anregungen, ebenfalls Christina Margrit Siever. Ihr sei an dieser Stelle nachdrücklich gedankt.



Das Dilemma wird ersichtlich: Auf der einen Seite finden sich Universitätsangehörige, für die der Elfenbeinturm Arbeitsort ist, dessen Insichgeschlossenheit ebenso selbstverständlich sein sollte wie die geschlossenen Türen eines Operationssaals, einer Bank oder einer Schreinerwerkstatt, deren innerbetriebliche Abläufe ebenfalls nicht von der Öffentlichkeit begutachtet werden. So gesehen haben wissenschaftliche Mitarbeiter nebst dem nachvollziehbaren Wunsch, ihrer Arbeit unbehelligt nachzugehen, auch einen selbstverständlichen Anspruch darauf, wie es in allen anderen Berufszweigen auch der Fall ist. Freilich gibt es dort auch Qualitätsmanagement, Audits o.Ä., die Rechenschaft nach außen mit sich bringen. Doch haben die Ergebnisse der Wissenschaft teilweise weiterreichende Folgen bzw. einen größeren Einfluss als andere Einrichtungen, so dass man allein schon deshalb andere Messlatten anlegen könnte.

Auf der anderen Seite steht eine immens heterogene Öffentlichkeit, für die die Linguistik besonders interessant sein sollte. Denn Sprachhandlungen machen einen Großteil der gesellschaftlichen Interaktionen aus, mehrheitlich ohne dass die Öffentlichkeit sie reflektiert resp. reflektieren könnte. Gleichzeitig ist durch das muttersprachliche Wissen ja unbestreitbar eine gewisse Kompetenz vorhanden, so dass Linguisten der Expertenstatus nicht gleich selbstverständlich zugestanden wird, wie dies etwa bei Quantenphysikerinnen oder Quantenphysikern der Fall ist. Trotzdem sind Fragen sprachlicher Art da, die vornehmlich von öffentlichen Sprachkritikern aufgegriffen werden. Statt zu helfen, schüren sie dabei aber nicht selten Vorurteile gegen die Wissenschaft und verbreiten wie unter 3.2.2.1 dargestellt eine konservative Sicht auf die Sprache.

Die Abgeschlossenheit, die für Forschende Voraussetzung ist, um ihrer Arbeit ungestört nachzugehen, kann in der Öffentlichkeit also den Ruf einer unnahbaren elitären Bildungsstätte verstärken. Doch es gibt gute Argumente, die diese zeitweilige Weltabgewandtheit rechtfertigen, die allerdings vornehmlich den innerwissenschaftlichen Diskurs betreffen. Nachdem nun die Vor- und Nachteile des sogenannten Elfenbeinturms diskutiert wurden, soll im Folgenden ausgeführt werden, was für und was gegen eine Beschäftigung der Linguistik mit sprachlichen Fragen der Öffentlichkeit spricht, und zwar sowohl aus Sicht der Wissenschaft als auch aus Sicht der Öffentlichkeit.

### 5.1.2 *Pro und Kontra eines linguistischen Engagements mit Sprachgestaltung*

#### 5.1.2.1 Pro-Argumente aus fachlicher Sicht

Die Argumente, die aus linguistischer Sicht für eine Beschäftigung mit Sprachgestaltung sprechen, sind weniger rationaler oder wirtschaftlicher Art, sondern oftmals ideologisch gefärbt. Ziele sind, die Öffentlichkeit aufzuklären, eine Bringschuld abzutragen oder Wissen zu demokratisieren. Damit sind wir einmal mehr bei einer emotionsgeleiteten Herangehensweise aufseiten der Öffentlichkeit. Es ist bezeichnend, dass die folgenden Argumente von Wissenschaftlern vorgebracht werden, die einer an die Öffentlichkeit gerichteten Sprachgestaltung wohlwollend gegenüberstehen – sie beziehen diese emotionale Komponente ohne Zögern mit ein.

Horst Schwinn stellt in seiner Dissertation zu den Grenzen und Chancen einer linguistisch fundierten Sprachkritik bereits 1996 dezidiert ethische Forderungen, die bis heute nichts von ihrer Bedeutung verloren haben und an dieser Stelle mit Nachdruck zitiert werden sollen:

„Betreiben wir linguistisch begründete Sprachkritik nur für uns alleine, ist der Wissenschaft gedient. Betreiben wir linguistisch begründete Sprachkritik mit didaktischem Interesse als Lehrende, dann sind so hehre Ziele mit ihr verbunden wie, zu der Freiheit des Lernenden beizutragen. Freiheit durch Aufklärung!“ (Schwinn 1996: 33)

Ähnlich sieht es Bär. Er vertritt die Auffassung, eine linguistisch fundierte Sprachkritik habe eine wichtige aufklärende und korrektive Funktion auch und gerade im politischen Raum: Sie könne dazu beitragen, beschönigendes, verschleiernendes oder verfälschendes Sprechen offenkundig zu machen, und ebenso könne sie die Beachtung einer kommunikativen Ethik einklagen, indem sie Verstöße gegen deren Normen rüge (vgl. 5.4). Dem Vorwurf, komplexe Gegenstände würden unzulässig vereinfacht, hält er entgegen, es sei immer noch besser, auf einem gewissen Niveau und mit einer gewissen sachlichen Angemessenheit zu diskutieren, wo immer in der Gesellschaft überhaupt Themen der Wissenschaft als relevant erachtet würden. Sich selbst überlassen, könnten Laien sonst an einen Populisten geraten, der auf Dauer nicht nur der Sache, sondern auch den Fachpersonen schade (vgl. Bär 2002: 224ff.). Dass diese Befürchtung nicht aus der Luft gegriffen ist, zeigen Pressestimmen, in denen sich der Linguistik zugerechnet wird: „Der Comedian der Linguistik“ (Die Welt 28.10.2006, zitiert

auf bastiansick.de: Presse/Pressezitate 2006), „Während Germanisten regelmäßig den Untergang unserer Muttersprache beschwören, feiert Sick Superstar fröhliche Happenings“ (ARD, ttt, zitiert auf amazon.de o. J.).

„Wer sich bisher unter dem Begriff „Sprachpfleger“ einen leicht verschrobenen Germanistikprofessor vorstellte, der in fachwortgespickten Essays mit der Verunglimpfung der deutschen Sprache hadert, den belehrt der Autor eines Besseren“ (Magdeburger Volksstimme, 01.02.2007, zitiert auf bastiansick.de: Presse/Pressezitate 2007).

Bär befürchtet, dass sich die Linguistik in den Augen der Öffentlichkeit verzichtbar macht, wenn sie sich den aktuellen linguistischen Fragen der Öffentlichkeit verschließt (vgl. Bär 2002: 224ff.). Das wäre aus mehreren Gründen zu bedauern.

Erstens kann mit Schiewe eine anwendungs- und praxisbezogene linguistische Sprachkritik dazu beitragen, dass die Öffentlichkeit die Disziplin als förderungswürdig und nützlich einstuft (vgl. Schiewe 2003: 414).

Wenn sich die Wissenschaft in der massenmedialen Öffentlichkeit bewegt, steigen damit die Chance auf Aufmerksamkeit, (Drittmittel-)Ressourcen und Anerkennung an sowie die Möglichkeit, die allgemeine Meinungsbildung zu beeinflussen. Letzteres ermöglicht zum Beispiel der Soziolinguistik, allfällige gesellschaftsrelevante Konsequenzen bestimmter Sprachgebräuche aufzuzeigen und damit Aufklärungsarbeit zu leisten. Interessante und weitreichende Überlegungen sind etwa: Was können Folgen sein, wenn jemand einen begrenzten Wortschatz hat oder laufend Vorwürfe äußert? Solche Fragestellungen sind in ihrer potentiellen Auswirkung für die Öffentlichkeit bedeutsam und linguistisch betrachtet nicht uninteressant. Sie helfen dabei, das Wissen über Sprache zu erweitern und zu vertiefen, und sie machen deutlich, dass Sprache weit mehr ausmacht als Rechtschreibung und Grammatik.

Die letzte Argumentation hat bereits den sozialen Aspekt einer linguistischen Sprachkritik angetönt. Dieser zweite Grund wird von Ortner und Sitta gestützt. Ihrer Ansicht nach würde eine solche Aufgabe dabei helfen, die „Bringschuld der Wissenschaft gegenüber der Öffentlichkeit“ (Ortner/Sitta 2003: 8) zu begleichen, die sie für eine „soziale Verpflichtung“ (ebd.) halten. Diese Forderung lässt sich aber auch umkehren: Es gibt nicht nur eine allfällige Bringschuld aufseiten der Sprachwissenschaft, sondern ebenso eine Holschuld aufseiten der Öffentlichkeit. Wenn sich nur die Sprachwissenschaft um die Öffentlichkeit bemüht, ist es einseitig, und es ist nicht einzusehen, weshalb die Wissenschaft eine Sprachgestaltung erar-

beiten und dabei die emotionalen und identitätsrelevanten Voraussetzungen der Öffentlichkeit einbeziehen soll, ohne dass die Öffentlichkeit ihrerseits einen Schritt auf die Sprachwissenschaft zu macht.

Insgesamt lässt sich summieren: Würde sich die Linguistik sprachgestalterisch engagieren, würde sie einen Dialog mit der Öffentlichkeit aufnehmen, könnte die Kommunikation mit der Allgemeinheit verbessern und den Abstand zwischen laienhaften und linguistischen Betrachtungen zur Sprache verkleinern. Außerdem würde die Linguistik durch die verstärkte Nähe zur Öffentlichkeit besser fassbar und zugänglicher. Im Hinblick auf Drittmittelakquise oder öffentliches Renommee sind das nicht zu vernachlässigende Aspekte.

Es gibt aber auch zahlreiche innersprachwissenschaftliche Gründe dagegen, dass die Sprachwissenschaft mit einer Sprachgestaltung um einen Brückenschlag zur Öffentlichkeit bemüht.

#### 5.1.2.2 Kontra-Argumente aus fachlicher Sicht

Die Gegenargumente sind recht pragmatischer Natur. Beanstandet werden vornehmlich die unterschiedlichen Voraussetzungen und Interessen in den beiden Diskursen.

Sowohl Bär als auch die Veranstalter einer linguistischen Tagung in Aachen mit dem Titel *Einmal Elfenbeinturm und zurück* halten die Linguistik für die Instanz, die die Themen festlegen soll, die es der Öffentlichkeit näherzubringen gilt. Bär schreibt, es sei „unerfreulicherweise“ (Bär 2002: 225) die Öffentlichkeit selbst, die ihr Interesse bestimme, so dass der Linguistik wenige Möglichkeiten blieben, die Agenda aufzustellen (vgl. ebd.). Eine Frage in der Ausschreibung zur Tagung *Einmal Elfenbeinturm und zurück* lautete: „Welche sprachbezogenen Themen sollten aus linguistischer Sicht künftig verstärkt das Interesse der Öffentlichkeit finden?“ (RHTW Aachen). Doch damit liegt der Fokus (weiterhin) nicht auf der Öffentlichkeit, sondern der Wissenschaft. Sie ist es, die festlegen will, was angemessenes Interesse bedeutet, aber damit beginnt man meines Erachtens am falschen Ende, denn zuerst muss es darum gehen, das Interesse an linguistischen Fragestellungen zu wecken, ungeachtet der Mittel oder Themen. Mit einem vorgefertigten Katalog an „angemessenen“ Fragen auf die Öffentlichkeit zuzugehen scheint mir da wenig sinnvoll, weil die Absicht wohl löblich sein mag, unter Umständen aber nach wie vor aneinander vorbeigeredet wird. Fragen aber, die in der Öffentlichkeit eine große Rolle spielen, wie etwa Handlungsempfehlungen oder

Auskünfte zur Rechtschreibung, sind in der Sprachwissenschaft von nachrangigem Interesse. Wenn die Erwartungen der Allgemeinheit und das Selbstverständnis des Fachs sich jedoch diametral gegenüberstehen und sich die Agenda nicht im Sinne der Wissenschaft gestalten lässt, ist es nachvollziehbar, wenn sich die Sprachwissenschaft in puncto Öffentlichkeitsarbeit zurückhält.

Der unterschiedliche Zugang zur Sprache, der in Abschnitt 3.1 ausführlich diskutiert wurde, kann ebenfalls als Gegenargument betrachtet werden. Dort wurde darauf hingewiesen, dass die Öffentlichkeit in einer emotionalen Weise mit der Sprache verbunden ist, die in der Wissenschaft nicht von Belang ist, in der Öffentlichkeit jedoch konstitutiv für das Identitätsempfinden. Wenn die Positionen sich so stark unterscheiden, ist es schwierig, einen gemeinsamen Nenner zu finden.

Ferner ist es, auch darauf möchte ich nachdrücklich hinweisen, schlicht nicht den universitären Aufgaben zuzurechnen, sich um die sprachlichen Bedürfnisse der Öffentlichkeit zu kümmern. Dies gilt ganz besonders dann, wenn erst noch Anstrengungen unternommen werden müssten, um zuerst ein Interesse zu generieren. Eine Universität ist, um noch einmal Hans Weder zu zitieren, „eine Schule für die – positiv verstandene – Elite. Hier werden die wirklich hellen Köpfe aus- und weitergebildet“ (Gull/Nickl 2008). Ohne Maturität oder eine als gleichwertig anerkannte Ausbildung gibt es kein Studium, die Studiengänge sind hochspezialisiert und setzen nebst genügenden Vorkenntnissen auch die Bereitschaft voraus, sich eigenständig in neue Theorien und Sachverhalte einzuarbeiten. Diese Voraussetzungen verlangen eine Lerngewandtheit, die in der Öffentlichkeit nicht selbstverständlich ist, was es der Universität ungleich schwerer macht, auf in der Öffentlichkeit herrschenden Ausgangslagen aufzubauen. Eine Universität ist weder dazu verpflichtet noch dafür gemacht oder gerüstet, in der Öffentlichkeit zu wirken. Genauso wenig, wie ein Krankenhaus in der Pflicht steht, an die Öffentlichkeit gerichtete Angebote zu gesundheitsrelevanten Themen anzubieten, muss sich die Universität veranlasst sehen, sich der sprachlichen Fragen der Allgemeinheit anzunehmen. Zu all dem stünde die Linguistik bei einem außerwissenschaftlichen Engagement ja vor der doppelten Herausforderung, zwei unterschiedliche Teilöffentlichkeiten anzusprechen, und sie müsste viel Aufwand betreiben für eine Aufgabe, deren Nutzen nicht abzuschätzen ist. Daher muss der Einsatz, bei allem Wohlwollen, auch verhältnismäßig bleiben.

Und wenn Monika Bütler schon konstatiert, der Dialog mit der „*interessierten Öffentlichkeit*“ (Bütler 2012: 20, Hervorhebung F.S.M.) habe als Konsequenz „weniger Forschungsgelder, tieferes Ansehen, noch weniger Forschungszeit usw.“ (ebd.) – ist der Aufwand an Ressourcen noch ungleich höher, wenn man zuerst auf sich aufmerksam machen, Interesse wecken und fördern oder auf unterschiedliche schulische Voraussetzungen Rücksicht nehmen muss. Das hat nicht mit Elitismus zu tun: Jedes Fachjournal, sei es ein Sport-, Technik- oder Naturmagazin, ist auf einen bestimmten Adressatenkreis zugeschnitten. Interessierte sind herzlich willkommen, doch die – berechtigten! – Erwartung ist, dass das Interesse tief genug ist, sich das nötige Wissen anzueignen, um sich die Materie zu erschließen und den Beiträgen zu folgen.

Die Öffentlichkeit, deren Interesse für Sprachliches nicht so ausgeprägt ist, verbindet mit „Deutsch“ vielleicht nur Rechtschreibung und Grammatik. Das mag sie in der Schule wenig interessiert haben. So müsste Vorarbeit geleistet werden, um von einer allfällig negativen Einstellung abzurücken, bevor es darum gehen kann, das Interesse zu wecken und daraufhin erste Inhalte zu vermitteln. Es wäre kein gradliniger Weg und würde mitunter einiges an psychologischem Geschick fordern. Damit soll keineswegs gesagt sein, dass es nicht möglich wäre oder ein Interesse sich nicht auch später im Leben noch herausbilden könnte. Aber es wäre viel Bereitschaft und Engagement nötig, um bestehende Hindernisse zu überwinden, und diese Leistung hätte mitunter weniger mit linguistischer Expertise zu tun als mit psychologischer.

Als letzter Vorbehalt aus sprachwissenschaftlicher Sicht muss ein offensichtliches Problem angesprochen werden: Je mehr man sich der Öffentlichkeit annähert, desto weiter entfernt man sich von der Universität. Wenn es tatsächlich darum gehen sollte, wie es im Kapitel 4 konstatiert wurde, im Umgang mit der immens heterogenen Öffentlichkeit andere, außerwissenschaftliche Maßstäbe anzusetzen, was bleibt dann von der Sprachwissenschaft als solche noch übrig? Wie kann es eine Anforderung an eine Wissenschaft sein, ihre Normen auszublenden, die dazu beitragen, das Fach an sich zu konstituieren, wissenschaftliche Identität zu stiften? Ganz pathetisch könnte man sagen: ein Appell an das Gemeinwohl, ein Interesse am größeren Ganzen. Rudimentäre Hygienekenntnisse retten immer noch mehr Menschenleben als gar keine Hygienekenntnisse, grundlegendes wissenschaftliches Wissen legt mög-

licherweise einen Grundstein für eigenständiges Denken und sprachliche Freiheit. Aber Pathetik ist Emotion. Emotion, wie schon oft gesagt, ist keines der Prinzipien, von denen sich die Linguistik leiten lässt oder leiten lassen sollte, und damit scheint sich eine wie auch immer geartete wissenschaftliche Beschäftigung mit einer an die Öffentlichkeit gerichteten Sprachverwendung zu erübrigen.

So verfahren, wie es im obigen Abschnitt scheinen mag, ist die Sache meiner Meinung nach aber nicht, weil das neue Konzept der Sprachgestaltung es der Öffentlichkeit unter anderem ermöglicht, auf einer alltagsrelevanten Ebene Einsichten darüber zu erhalten, wie Sprache eingesetzt werden kann, um zu beeinflussen, ohne dass dabei Wertungen aus der Wissenschaft nötig sind.

### *5.1.3 Pro und Kontra einer linguistischen Sprachgestaltung für die Öffentlichkeit*

#### *5.1.3.1 Pro-Argumente aus öffentlicher Sicht*

Der Großteil der Öffentlichkeit nutzt Sprache hauptsächlich als Kommunikationsmittel, das Verständigung gewährleisten soll. Anhand der Sprache positionieren wir uns und anhand der Sprache werden wir beurteilt, wenn nicht verurteilt, wie es gemäß Maitz und Elspaß zum Beispiel Dialektsprechenden in Deutschland passieren kann (vgl. Maitz/Elspaß 2011). Es herrscht ein ausgeprägtes Interesse an Normen vor, das in den Veröffentlichungen populärer Sprachkritiker bedient wird. Wie in Kapitel 3 bereits ausgeführt wurde, deuten Rezensionen zu Sicks Büchern an, dass sich die Verfasserinnen und Verfasser nach der Lektüre von Sicks Glossen ihres Sprachgebrauchs zu schämen scheinen:

„Bis zu diesem Buch von Bastian Sick war ich eigentlich der Meinung, meine Muttersprache Deutsch recht gut beherrschen zu können. Der Autor hat mich eines Besseren belehrt und nun suche ich bei der Volkshochschule den Lehrgang „Deutsch für Deutschländer“, aber ich befürchte, dass er dort nicht angeboten wird. Erschreckend viele Fehler können sich in der deutschen Sprache einschleichen, die man nicht für möglich gehalten hätte [...]“ (Kößmann o. J.)

„Es ist interessant, welche Fehler man beim Gebrauch der deutschen Sprache begeht - obwohl man selbst (und andere auch) von der Korrektheit der eigenen Ausdrucksweise überzeugt ist. Doch durch dieses Buch wird man eines besseren (sic) belehrt“ (Rettig 2009).

Solche Zweifel an der eigenen Sprachkompetenz sind umso bedauerlicher, als sie nicht selten unbegründet sind und durch die Lektüre einschlägiger Veröffentlichungen erst geweckt werden. Zudem hat Sick selbst zugegeben, dass er zumindest in seinem ersten Buch zu schulmeisterlich auftrat: „Ich bin aber durchaus bereit, meine Meinung zu revidieren. Vieles von dem, was ich 2004 in meinem ersten „Dativ“-Band verkündet habe, sehe ich heute sehr viel entspannter und großzügiger“ (Klose 2009: 70). Dieses Eingeständnis ist bis heute ohne Konsequenzen geblieben. Die Kolumnensammlung ist mittlerweile in der 46. Auflage erhältlich (gedruckt 2016) und inhaltlich nicht überarbeitet worden. Aber offensichtlich akzeptieren viele Leserinnen und Leser Sick als Autorität in Sprachfragen und stellen seine apodiktischen Urteile nicht in Frage. Eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den Sprachfragen der Öffentlichkeit würde fachliche Kompetenz gewährleisten und könnte über punktuelle Fragen hinaus auch auf bestehende Einstellungen eingehen und dort einen Wissenszuwachs anregen.

Im Hinblick auf die öffentliche Sprachkritik, wie sie gegenwärtig betrieben wird, sieht Schiewe einen großen Gewinn durch eine Zusammenarbeit zwischen Sprachwissenschaft und Sprachkritik. Wie er in einem interessanten Aufsatz aus dem Jahr 2003 feststellte, würde der Sprachkritik dank der Sprachwissenschaft „ein [...] reflektierende[s] Korrektiv[...]“ (Schiewe 2003: 414) zur Seite stehen. Das hat meiner Ansicht nach auch den Vorteil, dass die Veröffentlichungen populärer Sprachkritiker an Qualität gewinnen würden und ohne Bedenken in den Schulkanon aufgenommen werden könnten. Zudem hätten populäre Sprachkritiker es nicht länger nötig, sich auf ihre Intuition zu berufen.

Mit einer Sprachgestaltung könnte sich einer aufgeschlossenen Öffentlichkeit ein Rüstzeug vermitteln lassen, damit sie den unter 3.2.2 präsentierten Schwächen der Sprachkritiker etwas entgegenzusetzen hätte. So könnten Unsicherheiten eingedämmt werden, wie sie etwa in den Zitaten aus den Amazon-Rezensionen ersichtlich werden, in denen kompetente Muttersprachler ihren sprachlichen Ausdruck nach Sicks Lektüre anzweifeln. Damit kann man einen ersten wichtigen Nutzen eines Dialogs mit der Öffentlichkeit benennen als die Möglichkeit, Verunsicherung hinsichtlich des eigenen Sprachgebrauchs zu verringern. Das kann dazu beitragen, gegen unrealistische Forderungen von Sprachkritikern zu immunisieren.

Der zweite große Nutzen sind Impulse und Werte, die die Öffentlichkeit erhalten kann, wenn sie mit wissenschaftlichen Inhalten vertraut wird. Dazu beziehe ich mich auf Storz



(2008: 487–496), der sich eingehend mit der Beziehungsarbeit zwischen den Geisteswissenschaften und der Öffentlichkeit auseinandergesetzt hat.

Als Vorteile für die Öffentlichkeit beschreibt Storz nichts Geringeres, als die Lust am Denken zu wecken, am Sinnieren, an sorgfältigen Überlegungen. Das seien jedoch Werte, die in der heutigen Gesellschaft wenig gälten und derentwegen sich die Geisteswissenschaften oft genug genötigt sähen, ihre Daseinsberechtigung zu verteidigen, die nur vordergründig aus Weltferne, Unproduktivität und einer gewissen Abgeschlossenheit bestehe (vgl. Storz 2008: 493). Tatsächlich seien die Geisteswissenschaften sozusagen „das Antiquariat einer Gesellschaft, die selbst nie stillsteht, sondern sich rasend und unaufhörlich wandelt und die sich von Machbarkeit, Rendite, Nutzen, Produktivität und Innovation treiben lässt“ (ebd.) und spielten eine fundamental wichtige Rolle: Sie könnten Werte hochhalten, „die Arbeit am kulturellen Gedächtnis, an der Bewahrung und Deutung von Traditionen, die Diskussion von Menschenbildern...“ (ebd.: 492). Sie könnten ein dringend benötigtes Gegengewicht bieten zu der auf Macht, Wirtschaft, Produktivität und Fortschritt ausgerichteten Gesellschaft, was nämlich beträchtliche Gefahren berge, wenn dies so einseitig gefordert und gefördert werde. Denn für viele Menschen bringe der vermeintliche Fortschritt anhaltende Unsicherheiten mit sich und begünstige damit Verhältnisse, die von politischen Verwahrlosungstendenzen und Kulturfeindlichkeiten geprägt seien und die Gesellschaft aus dem Gleichgewicht werfe (vgl. ebd.: 494f.).

Auch hierbei kommt der Linguistik meines Erachtens eine Schlüsselfunktion und eine große Verantwortung zu, die einmal mehr daraus entsteht, dass sich die Linguistik mit Sprache befasst und Sprache das Denken und die Einstellungen formt. Gelingt es der Linguistik, mittels Aufklärung und Bewusstmachung die Öffentlichkeit zu befähigen, hinter die Dinge zu sehen, sprachliche Manipulation aufzudecken und zu erkennen, gibt sie ihr damit ein Werkzeug an die Hand und eine Freiheit, eigenständig zu denken und Entscheidungen reflektiert zu fällen (vgl. Kap. 5.4). Damit ist die Linguistik in einer Weise bedeutsam, die weit über Fragen des Sprachwandels oder der Rechtschreibreform hinausgehen, so spannend diese auch sind. Aber wenn es stimmt, dass die „Grenzen meiner Sprache die Grenzen meiner Welt“ (Wittgenstein 2003: 5.6) bedeuten, hält die Linguistik durch ihr Forschungsgebiet ein Instrument in der Hand, Impulse von höchster gesellschaftlicher Relevanz zu geben.

### 5.1.3.2 Kontra-Argumente aus öffentlicher Sicht

Aus Sicht der Öffentlichkeit sind es besonders zwei Argumente, die gegen eine Teilhabe der Sprachwissenschaft an der populären Sprachkritik sprechen: Die Öffentlichkeit sucht eindeutige (und kurze) Antworten, die die Linguistik nicht geben kann. Mit Hoberg ist festzuhalten, dass sie nicht so sehr Erklärungen oder Begründungen braucht, sondern vielmehr eine Empfehlung möchte von einer Person, die sie für kompetent halten hält (vgl. Hoberg 2002: 25). Diese Einschätzung bestätigen Mitarbeitende von Sprachtelefonen oder des Dudenverlags, Einrichtungen, die Bedürfnisse der Öffentlichkeit aufnehmen und mit ihr in Kontakt stehen.

Einen anderen Fokus legen Ingrid Kühn und Klaus Almstädt. Klaus Almstädt hat am Germanistischen Institut der Martin-Luther-Universität in Halle ab 1993 unentgeltlich Sprachberatung angeboten (vgl. Kühn/Almstädt 1997: 196). Sie betonen bereits im Titel ihres Artikels *Rufen Sie uns an – Sprachberatung zwischen Sprachwacht und Kummertelefon* die zwischenmenschliche Funktion eines solchen Beratungsdienstes. Zudem merken sie an, dass Sprachberater eine hohe Verantwortung trügen, wenn ihre Lösungsvorschläge unhinterfragt übernommen würden (vgl. ebd.: 196f.). Damit sprechen sie einen wichtigen Punkt an, denn auf diese Weise verharren Anruferinnen und Anrufer im Glauben an eine sprachliche Autorität, die über richtig und falsch urteilen kann, darf und soll, wodurch sie Gefahr laufen, unreflektiert an Sprache heranzugehen und dargebotene Normen und Regeln kritik- und kommentarlos zu übernehmen. Im Sprachdienst einer Universität mag das noch angehen; hier sind sie immerhin gut aufgehoben und erhalten von profilierter Seite Anregungen. Problematisch wird es aber dann, wenn das Vertrauen auch selbsternannte Autoritäten geschenkt wird, die ohne ausreichenden fachlichen Hintergrund ihre Überzeugungen verbreiten. Oft geschieht das bestimmt in bester Absicht, doch transportieren sie oft genug unzureichende Kenntnisse oder ein starres Sprachverständnis, was es erschwert, zu einem kreativen, kompetenten und selbstwirksamen Sprachgebrauch zu gelangen.

Tatsächlich ist dieses Bedürfnis der Sprachgemeinschaft nach eindeutigen Antworten seit längerem bekannt: 1991 konstatierte es Renate Baudusch nach einer dreizehn Jahre währenden Auskunftstätigkeit für die Zeitschrift *Sprachpflege*. Vage Festlegungen seien „eine ständige Quelle der Unsicherheit; bei den Sprachteilnehmerinnen und Sprachteilnehmern herrsche die Vorstellung, nur eine Regelung könne richtig sein (vgl. Baudusch 1991: 170). Matthias Wermke sagte in einem Interview mit der *Wiener Zeitung*, dieser Umstand habe

dazu geführt, dass im Duden bei Schreibvarianten seit der 24. Auflage eine davon empfehle. Die Dudenredaktion hält diese für einen Beitrag zur Akzeptanz der Reform, denn Vereinfachung sei gut, Varianten seien schlecht und entsprächen nicht dem Sinne der Schreibgemeinschaft (vgl. Sedlaczek 2009).

Es geht dabei nicht darum, welcher Diskurs höherwertig sei. Was Ingwer Paul bereits 1999 schrieb, gilt noch immer:

„Linguisten einerseits und normale Sprachteilhaber andererseits reflektieren Sprache nicht richtig oder falsch bzw. mehr oder weniger, sondern sie gehen aufgrund ihrer qualitativ anderen Voraussetzungen und Interessen anders mit dem Reflexionsgegenstand um und kommen daher gelegentlich auch zu unterschiedlichen Ergebnissen“ (Paul 1999: 194).

Der bildungsaffine Teil der Öffentlichkeit müsste bereit sein, sich rational einem Thema anzunähern, das einen hohen emotionalen Gehalt hat. Die Menschen würden akzeptieren müssen, dass von linguistischer Seite her Verurteilungen der sprachlichen Erscheinungen, die sie als Sprachverfall werten, ausbleiben werden, und sie diesbezüglich keine Unterstützung erwarten könnten. Dies wird jedoch oft als Anspruch an die Linguistik herangetragen. Bär beispielsweise hält fest, dass die engagierte Öffentlichkeit in dieser Hinsicht moralische Unterstützung sucht und die eigenen Haltungen von fachlich kompetenter Seite her befürwortet haben möchte (vgl. Bär 2002: 224). Für die Wissenschaft kann das aus meiner Sicht kein erstrebenswertes Ziel sein, weil sie dadurch ihren Anspruch an Objektivität kompromittieren müsste und es nicht zu einem Wissenszuwachs führen würde, sondern dazu, Vor-Urteile zu festigen.

Nachdem nun die Vor- und Nachteile einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit einer an die Öffentlichkeit adressierte Sprach- und Beziehungsarbeit ausgeführt wurden, ist im Anschluss nach konkreten Betätigungsfeldern zu fragen. Was können geeignete Formate sein, um Wissenschaft einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen?

## **5.2 Betätigungsfelder**

In diesem Kapitel werden zahlreiche bestehende Angebote vorgestellt, mit denen die Wissenschaft die Öffentlichkeit erreichen will. Der erste Abschnitt präsentiert exemplarisch Angebote von zwei Zürcher Hochschulen, darauf folgen solche von außerhalb Zürichs. Der Fo-

kus liegt dabei auf der sprachaffinen Öffentlichkeit. Anschließend wird *Scientainment* beschrieben und kommentiert. Dabei handelt es sich um ein interessantes Format der Gerbert Rütli Stiftung, mit dem sich die Stiftung ausdrücklich an denjenigen Teil Öffentlichkeit wendet, der mit den bestehenden Formen der Wissenschaftskommunikationen nicht erreicht wird (vgl. Egger 2015: 1).

#### 5.2.1 *Disziplinenübergreifende Öffentlichkeitsarbeit an Zürcher Hochschulen: Vorlesungen und Weiterbildungen*

Die Universität Zürich hat zwei Angebote für ein klar definiertes Publikum an: die Kinder- und die Seniorenuniversität. Im Frühjahrs- und im Herbstsemester gibt es für Mittelstufenschüler und -schülerinnen Vorlesungen und Workshops, deren Ziel es ist, Erklärungen und Antworten für die Phänomene dieser Welt zu geben. Die vier kostenlosen Veranstaltungen behandeln unterschiedliche Themengebiete und in der Regel schnell ausgebucht (vgl. Kinder-Universität 2017: Vorlesungen). Sie werden von verschiedenen Gönnern gesponsert (vgl. Kinder-Universität 2017: Partner und Gönner). Für Senioren über 60 Jahren finden die Kurse jeweils am Dienstag- und Donnerstagnachmittag während des Semesters statt. Dabei werden Vorträge aus unterschiedlichen Bereichen der Universität Zürich und der ETH gehalten, ergänzend werden punktuell Exkursionen und Besichtigungen durchgeführt (vgl. Universität Zürich 2017: Willkommen bei der Senioren-Universität).

Die Universität Zürich bietet überdies kostenlose, öffentlich zugängliche Ringvorlesungen an. Während eines Semesters sprechen Dozierende in wöchentlichen oder zweiwöchentlichen Abständen zu einem bestimmten Thema. Dazu gehörten 2017 zum Beispiel ein Einblick in gegenwärtige Debatten zum Thema *Emotionen* oder die Reformation, die sich 2017 zum 500. Mal jährte. Bei den Ringvorlesungen geht es darum, universitäres Wissen weiterzugeben, zum Denken anzuregen und Impuls aus der Öffentlichkeit aufzunehmen (vgl. Universität Zürich 2017: Ringvorlesungen im Frühjahrssemester 2017).

Die Universität Zürich bietet ein umfangreiches Weiterbildungsangebot an, das der Anforderung an lebenslanges Lernen Rechnung trägt. Da neueste Forschungsergebnisse einbezogen werden, gilt es als speziell wirksame Art des Wissenstransfers zwischen Hochschule und Öffentlichkeit. Das Weiterbildungsangebot umfasst sowohl Lehrgänge für Hochschulabsolventinnen und -absolventen als auch Weiterbildungskurse für interessierte Personen aus

der Öffentlichkeit. Letztere dauern einen Tag oder mehrere Tage und richten sich einerseits am fachlichen Bedarf spezifischer Berufsgruppen aus, und andererseits an allgemeinen Themen für alle Interessierten (vgl. Universität Zürich 2017: Weiterbildung. Abschlüsse und Zulassungsbedingungen). Die Themen sind äußerst vielfältig und reichen von Finanz- und Immobilienkursen über Labortierkunde und Ethik bis zu Kursen in Linguistik deutscher Sprache und Literatur (vgl. ebd.: Weiterbildungskurse).

### 5.2.2 *Disziplinenübergreifende Öffentlichkeitsarbeit an Zürcher Hochschulen: punktuelle Veranstaltungen*

An der Scientifica kann die Öffentlichkeit alle zwei Jahre ein Wochenende lang die Hauptgebäude der ETH und der Universität Zürich besuchen. Dort bringen ihr Forschende auf verständliche und attraktive Art und Weise ihre Begeisterung für die Wissenschaft und ihre Tätigkeitgebiete näher (vgl. ETH Zürich und Universität Zürich o. J.). Das stößt auf reges Interesse. 2015, im internationalen Jahr des Lichts, informierten sich über 25'000 Besucherinnen und Besucher zum Thema *Licht* und konnten dazu von 40 Kurzvorlesungen und 60 Ausstellungsständen profitieren. Daneben bewiesen zum Beispiel Experimente mit Laser oder eine Show mit einem Flugroboter, dass Wissenschaft auch unterhaltsam und sogar richtig spektakulär sein kann. Für jene Scientifica war im Vorfeld auf kreative Art geworben worden: Zwei Tage vor dem Anlass spazierten drei Roboter in Begleitung eines großen Heliumballons, der mit einer Kamera ausgestattet war, in Zürich über eine Brücke (vgl. 20 Minuten).

Die ETH veranstaltet darüber hinaus seit 2011 jährlich einen Science Slam, an dem Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ein Thema originell und einfach präsentieren. Interessanterweise lautet die Formulierung auf der Ausschreibung: „Du bist ein guter Kommunikator? Du zeigst Bühnenpräsenz? Du hast ein spannendes Thema und willst es unter die Leute bringen?“ (5. Science Slam Zürich). Damit fordert und fördert die ETH gerade auch jene Fähigkeiten, die die Wissenschaftler im gewandten Umgang mit den Medien vorweisen können sollten. Eine solche abwechslungsreiche Form der Wissensvermittlung ist zudem gut auf die Ansprüche der Öffentlichkeit zugeschnitten und wirkt daher attraktiv.

### 5.2.3 Disziplinenübergreifende Öffentlichkeitsarbeit an Zürcher Hochschulen: Institute und Forschung

Die UFSP, die Universitären Forschungsschwerpunkte der Universität Zürich, konzentrieren sich auf Wissensbereiche, die für zukunftssträftig und gesellschaftlich relevant gehalten werden. Das Ziel ist zum einen, wettbewerbsfähig zu bleiben, zum anderen in gesellschaftlich wichtigen Bereichen eine nachhaltige Entwicklung zu fördern. Die UFSP werden von der Universität Zürich als Erfolgsgeschichte bezeichnet. Gegenwärtige Schwerpunkte liegen beispielsweise in den Bereichen *Dynamik gesunden Alterns*, *Globaler Wandel und Biodiversität* oder *Sprache und Raum* (vgl. Universität Zürich 2017: Forschungsschwerpunkte).

Die Kurt Imhof Stiftung für Medienqualität ist ebenfalls Teil der Universität Zürich und unterstützt deren *Forschungsinstitut Öffentlichkeit und Gesellschaft* (fög). Ihr Ziel ist es, die Qualität in der Kommunikation, die medial vermittelt wird, zu erhöhen – und zwar auf beiden Seiten, bei den Medien und beim Publikum. Dies will das Institut erreichen, indem es das Mediensystem wissenschaftlich beobachtet, die vergleichende Analyse der medienvermittelten Kommunikation fördert und die Ergebnisse für Schulen und für die interessierte Öffentlichkeit bereitstellt (vgl. Kurt Imhof Stiftung für Medienqualität o. J.).

Nicht zuletzt ist bemerkenswert, dass die Universität Zürich den Vorsatz, mit den Alumni und der Öffentlichkeit einen aktiven Austausch zu pflegen und sich für eine Zusammenarbeit zwischen Wirtschaft und Forschung einzusetzen, in ihrem neuen Strategiepapier verankert (vgl. Universität Zürich 2015: Offene Universität, Wissenstransfer, Alumni). Allerdings scheint mir das immer noch beachtliche Ziel früher deutlich umfassender gewesen zu sein, denn die ursprüngliche Formulierung lautete: „Die Universität leistet im Dialog mit der Öffentlichkeit einen maßgeblichen Beitrag zur gesellschaftlichen Selbstreflexion“ (Werner 2012). Gemäß dem damaligen Rektor der Universität Zürich liegt der Grund dafür darin, dass dieses Ziel nicht überprüfbar sei. Der Passus sei aber immer noch relevant für die UZH und befinde sich jetzt gar in ihrem Leitbild (vgl. ebd.). Tatsächlich ist im aktuellen Leitbild eine ähnliche Formulierung zu finden:

„Die UZH ist sowohl der Sache der Wissenschaft verpflichtet als auch gegenüber der Öffentlichkeit verantwortlich. Sie liefert wissenschaftliche Grundlagen für die Selbstreflexion der Gesellschaft und trägt wesentlich zu deren Entwicklung bei“ (Universität Zürich 2012: 29).

Was darin jedoch nicht mehr erscheint, ist der explizit geäußerte Wille zum Dialog mit der Öffentlichkeit. Dafür hält das Leitbild in den Grundsätzen des Abschnitts *Die Universität Zürich in ihrem Umfeld/The University of Zurich and society* ausdrücklich fest: „Die UZH informiert die Öffentlichkeit über ihre Tätigkeiten und Anliegen. Sie macht einen Teil ihres Angebots in Bibliotheken, Museen und öffentlichen Veranstaltungen einem grösseren Publikum zugänglich“ (ebd.).

Waren die bisher vorgestellten Veranstaltungen disziplinenübergreifend, geht es im nächsten Teilkapitel ausschließlich um solche, die mit der Sprachwissenschaft verbunden sind.

#### 5.2.4 *Linguistische Öffentlichkeitsarbeit an der UZH: Kompetenzzentrum*

Das Zürcher Kompetenzzentrum Linguistik (ZüKL) ist ein Verbund von Personen und Institutionen, die sich in und um Zürich mit Fragen der Linguistik und verwandten Themen beschäftigen. In seinem Weiterbildungsprogramm strebt es danach, der Öffentlichkeit linguistische Fähigkeiten und Inhalte zu vermitteln. Gegenwärtig ist das Programm auf ein Publikum zugeschnitten, das sich schon von Berufs wegen für die angebotenen Inhalte interessiert: Übersetzerinnen und Übersetzer, in Kindergärten und Verwaltung Tätige, Logopädinnen und Logopäden, Politikerinnen und Politiker, Sprachlehrende- und lernende sind die aktuelle Zielgruppe (vgl. Universität Zürich 2017: Zürcher Kompetenzzentrum Linguistik). Sein Ziel gibt das ZüKL an mit „Förderung eines koordinierten Dialogs mit der Öffentlichkeit“ (Zürcher Kompetenzzentrum für Linguistik (2017): Geschäftsordnung). Das wurde zum Beispiel mit einer Ringvorlesung angeregt, die 2012 zum Thema „Sprache(n) verstehen“ gehalten wurde und die interessierte Öffentlichkeit mit linguistischen Fragen vertraut gemacht hat.

#### 5.2.5 *Nationale und internationale Öffentlichkeitsarbeit*

Nach den zürichspezifischen Engagements hinsichtlich Öffentlichkeitsarbeit werden im Folgenden nationale und internationale Aktivitäten vorgestellt.

Die Deutsche Forschungsgemeinschaft verleiht jährlich einen Communicator-Preis über 50'000 Euro für „die beste Vermittlung von Wissenschaft in Medien und Öffentlichkeit“ (Deutsche Forschungsgemeinschaft 2016). Seit dem Jahr 2000 hat sie sechzehn Professoren,

eine Professorin und eine Arbeitsgruppe ausgezeichnet, die sich darum verdient gemacht haben, wissenschaftliche Erkenntnisse auch in die nichtwissenschaftliche Öffentlichkeit hinauszutragen und den Dialog mit der Öffentlichkeit festigen. Überdies soll der Preis das Ansehen einer solchen Beschäftigung erhöhen (vgl. ebd.).

Der linguistische SprAACHENblog entstand im Anschluss an eine Tagung in Aachen zum Thema *Sprachwissenschaft und Öffentlichkeit*. Linguistinnen und Linguisten deutscher Hochschulen bemühten sich dort zwischen 2012 und 2016 darum, allgemein zum Thema *Sprache* und besonders zum Thema *Sprachkritik* auf aktuelle Themen aufmerksam zu machen. Dazu gehörte zum Beispiel die Wahl zum Jugendwort des Jahres. Zudem wollten sie sprachbezogene Artikel aus der Presse aufgreifen oder darauf hinweisen (vgl. SprAACHENblog 2016).

Die Universität Basel richtete 2013 die VALS-ASLA-Tagung aus, in deren Zentrum die soziale Relevanz der Forschung stand. Das Ziel war, gesellschaftlich bedeutsame Überlegungen anzustoßen. Insbesondere wollte man dazu einerseits mit kritischen Gedanken beitragen und andererseits, indem wissenschaftlich hochkarätige Forschungsergebnisse präsentiert wurden, die im Zuge einer Zusammenarbeit mit Spezialisten auf diesem Gebiet zustande kamen (vgl. Universität Basel 2013).

Eine sehr unmittelbare Art, Zugänglichkeit zu gewährleisten und gleichzeitig Öffentlichkeitsarbeit zu leisten, sind Sprachtelefone und Sprachberatungen. Im Folgenden werden sie mit ihren Vor- und Nachteilen eingehend vorgestellt.

#### 5.2.6 *Sprachberatung und Sprachtelefone*

Sprachtelefone werden von verschiedenen Universitäten und anderen Einrichtungen angeboten. Sie ermöglichen es, mit der Öffentlichkeit in individuellen Kontakt zu treten, auf ihre Anliegen direkt einzugehen, zu diskutieren, Überzeugungsarbeit zu leisten, Erklärungen anzubieten, um Verständnis zu werben und den Blick für neue Sichtweisen zu schärfen. Indem dieses Angebot zum Austausch von der jeweiligen Institution oder Universität ausgeht, es aber die Öffentlichkeit ist, die sich zu einer Kontaktaufnahme entschließt, anruft und so ihr Interesse eindeutig bekundet, ist der Dialog offensichtlich wechselseitig und oft entsprechend erfolgreich. Es ist zu fragen, ob ihre Wirkung als positiv und nachhaltig eingestuft



werden kann. Im anschließenden Unterkapitel werden verschiedene Sprachtelefone vorgestellt und ihre Rezeption diskutiert.

#### 5.2.6.1 Duden Sprachberatung

Die älteste und gleichzeitig am häufigsten genutzte Sprachberatung Deutschlands ist gemäß [duden.de](http://duden.de) diejenige des Dudens, die bereits 1915 unter dem Namen *Deutsche Sprachberatungsstelle* ins Leben gerufen wurde. Während anfänglich Angestellte der Duden-Redaktion die Anfragen kostenlos neben ihrer eigentlichen Tätigkeit bearbeiteten, ist mittlerweile ein 8-köpfiges Team eigens damit beschäftigt, auf bis zu drei Leitungen die ungefähr 100 täglichen Anrufe für 1.99 Euro pro Minute zu beantworten. Dabei stehen Fragen zu Grammatik und Orthographie im Vordergrund, es werden aber auch Fragen zu Bewerbungen oder der angemessenen Anrede von Würdeträgerinnen und Würdeträgern gestellt. In der Regel wenden sich Menschen an die Sprachberatung des Dudens, die sich beruflich mit der deutschen Sprache auseinandersetzen, wie Werbefachleute, Anwältinnen und Anwälte, Lektorinnen und Lektoren sowie Journalistinnen und Journalisten (vgl. [duden.de](http://duden.de): Sprachberatung). Bei ihren Antworten orientieren sich die Mitarbeitenden an festgesetzten Kriterien: Die Antworten sollen kurz sein, normgerecht, auf die Anrufenden bezogen, forschungsorientiert, einheitlich und zusammenhängend. Sie sollen sich auf die gesuchten Informationen beschränken und von redaktioneller Sprachkompetenz zeugen (vgl. Scholze-Stubenrecht 1995: 55f.).

Die Sprachberatung nützt auch dem Dudenverlag selbst, weil die Fragen in den sogenannten Zweifelsfälle-Duden, den Duden 09: *Richtiges und gutes Deutsch* eingearbeitet werden. Anregungen für Verbesserungen und Ergänzungen werden ebenso wie Lob und Kritik gesammelt und tragen zur Qualitätssicherung und der stetigen Weiterentwicklung bei (vgl. [duden.de](http://duden.de): Sprachberatung).

Die neuen Medien haben die Sprachberatung des Dudens um zwei weitere Elemente bereichert: Ein Newsletter liefert seit Juni 2000 kostenlos Wissenswertes und Hilfreiches zur deutschen Sprache (vgl. [duden.de](http://duden.de): Sprachberatung). Seit Anfang Oktober 2007 veröffentlicht die Duden-Sprachberatung ebenfalls vierzehntäglich einen Podcast von wenigen Minuten zu verschiedenen sprachlichen Themen, der explizit als Kundenbindungsinstrument eingeführt wurde. Dabei werden Zweifelsfälle des Deutschen behandelt und Ratschläge erteilt, was dem Bedürfnis nach Klärung entgegenkomme (vgl. Weidner 2009: 38).

#### 5.2.6.2 Sprachberatung IDS Mannheim

Annette Trabold, die Leiterin der Öffentlichkeitsarbeit am IDS in Mannheim, skizziert in einem Artikel die verschiedenen Angebote, die das IDS für die Öffentlichkeit bereitstellt, und geht dabei auch auf Herausforderungen ein, die sich daraus ergeben können.

Das IDS richtet sich mit verschiedenen Angeboten an die Öffentlichkeit: Mit dem *Sprachreport* betreibt es seit 1986 eine vierteljährlich erscheinende Zeitschrift mit einer Auflage von 2000 Exemplaren, die vornehmlich auf eine sprachlich interessierte Leserschaft ohne einen professionell linguistischen Hintergrund ausgerichtet sei und eine große Resonanz erfahre, so dass etwa die Presse Artikel aufgreife und vertiefe. Der Zeitschrift gelinge eine Vermittlung sprachwissenschaftlicher Themen an die Öffentlichkeit, sie könne die wissenschaftliche Terminologie aber nicht immer allgemeinverständlich übersetzen (vgl. Trabold 2009: 550f.). Laut Trabold beantwortet das IDS die zahlreichen Telefonanrufe und E-Mails, die es erhält, obwohl eine Sprachberatung an sich nicht vorgesehen ist, und verlangt dafür im Gegensatz zu offiziellen Sprachberatungsinstituten nicht einmal Entgelt. Die Fragen betreffen hauptsächlich den aktuellen Sprachgebrauch, die Bedeutung von Wörtern, Anglizismen, Grammatik und Etymologie sowie Fragen zur Rechtschreibung (vgl. Trabold 2009: 546).

In dem direkten Kontakt, den diese Medienkanäle bieten, ist es den Mitarbeitenden des IDS möglich, auf geäußertes Unbehagen einzugehen. So können sie laut Trabold Bedenken zu Fremdwörtern mit Beispielen längst eingedeutschter Lehnwörter wie *Kaffee*, *Büro* oder *Gitarre* begegnen und Ängste und Vorurteile abbauen. Dadurch schaffen sie einen Einstieg, um differenzierter zu diskutieren, beispielsweise über Anglizismen (vgl. Trabold 2009: 558).

Meiner Meinung nach hat diese Bereitschaft, nach anfänglichen Unmutsbekundungen differenzierter zu diskutieren, mit dem persönlichen Eindruck zu tun, der im telefonischen oder schriftlichen Kontakt entsteht. Ernst genommen zu werden, zu spüren, dass auf Bedenken eingegangen wird, kann die Sympathie vergrößern und die Bereitschaft erhöhen, Positionen gelten zu lassen, die von der eigenen abweichen. Persönliche Erlebnisse schaffen Erfahrungen und hallen in der Regel stärker nach als eine Zeitungslektüre oder eine Fernsehsendung, die ja per se nicht dialogisch auf ein einzelnes Vis-à-vis ausgerichtet sind, sondern eine möglichst breite Rezeption anstreben. Die mediale Wissensvermittlung geschieht einseitig und passiv, der Empfänger oder die Empfängerin rezipiert lediglich, ohne dass sich

überprüfen lässt, ob die Inhalte im Sinne der Autorenschaft aufgenommen und verstanden werden. Laut Trabold hat der Kontakt mit der Öffentlichkeit für das IDS selbst auch einen Vorteil: Aus den grammatischen Anfragen im Projekt *grammis* ist das ständig wachsende, online einsehbare Modul *Grammatik in Fragen und Antworten* entstanden (vgl. Trabold 2009: 547).

Die vorgestellten Angebote könnten sich also nicht nur für die Öffentlichkeit, sondern auch für die Wissenschaft als nützlich erweisen. Es sind vielfältige und abwechslungsreiche Angebote und meines Erachtens auf jeden Fall begrüßenswert. Dabei muss man sich aber bewusst sein, dass sie tendenziell an ein bildungsnahes Publikum gerichtet sind, das bereits ein Interesse für Wissenschaft und Forschung mitbringt.

Damit geht einher, dass so kaum neue Interessentinnen und Interessenten gewonnen werden und der Austausch hauptsächlich innerhalb derselben Kreise stattfindet. Aber es ist natürlich wichtig, bestehende Beachtung aufrechtzuerhalten. Trotzdem ist es aus meiner Sicht zu bedauern, was die ETH über das Angebot bilanzierte, das dem Großanlass *Scientifica* vorausging: Von 2007 bis 2009 wurde an hochfrequentierten Orten in der Stadt Zürich eine Nacht der Forschung durchgeführt. 2007 nahmen 5'000 Besucherinnen und Besucher teil, zwei Jahre später hatte sich die Zahl verfünffacht. Die ETH wertet den Anlass durchaus als Erfolg, kritisiert unter anderem jedoch, dass nicht alle Besuchenden ein Interesse an Forschung mitgebracht hätten und die Gespräche von unterschiedlicher Qualität gewesen seien. Beim neuen Konzept *Scientifica*, das in den Gebäuden der ETH und der Universität Zürich stattfindet, heben sie wohlwollend hervor, dass nur interessierte Gäste teilnehmen würden und dieses der Forschung gewidmete Wochenende auch für Alumni interessant sei (vgl. Baumann 2012: 3ff.). Durch die vorgestellte kreative Werbung bleibt der Anlass wohl zugänglich für die breite Öffentlichkeit, aber die ETH macht deutlich, dass sie nicht die Zielgruppe ist. Dabei ist eine solche unkonventionelle Wissenschaftspräsentation hervorragend geeignet, neues Publikum zu gewinnen. Das soll anhand von *Scientainment* aufgezeigt werden.

### 5.2.7 *Scientainment*

Die Gerbert Rüt Stiftung wurde 1997 gegründet und widmet sich seither dem Ziel, die Schweiz als Lebens- und Wirtschaftsraum zu verbessern. Sie unterstützt qualitativ hochwertige Projekte, die wirkungsorientiert sind. Sie will Innovation fördern und stellt dafür Anschubfinanzierungen zur Verfügung oder unterstützt Projekte mit „Brückensteinfunktion“ (Gerbert Rüt Stiftung o. J.: Portrait). Normalerweise sind ihre Handlungsfelder zeitlich befristet und sie sieht sich auch nicht in der Pflicht, Fortsetzungsfinanzierung zu leisten (vgl. ebd.). Ein Projekt jedoch ist eine ständige Ausschreibung und wird seit 2013 unterstützt: *Scientainment*. Darunter fasst die Gerbert Rüt Stiftung eine Art der Wissenschaftskommunikation, bei der nebst dem Inhalt auch allgemeinverständlicher Ausdruck und eine ansprechende Form bedeutsam sind. So definiert sie ihren Ansatz:

„*Scientainment* ist ein niederschwelliger Ansatz des Kommunizierens über Bildung, Forschung und Innovation, bei dem Unterhaltung und Wissensvermittlung verbunden werden: Neben dem Sachlich-Inhaltlichen wird dabei auf verständliche Aufbereitung und attraktive Form Wert gelegt. *Scientainment* will der Wissenschaft den persönlichen Bezug, das Staunen, den Zauber, das Rätselhafte, die Überraschung, die Spannung, den Spass und die Hoffnung zurückgeben. Auf diese Weise ist *Scientainment* in der Lage, Menschen zu erreichen, die keinen direkten oder indirekten Bezug zu Bildung, Forschung und Innovation haben“ (vgl. Gerbert Rüt Stiftung: Handlungsfelder - *Scientainment*).

Ihr Anliegen ist es, Verbände, Institutionen und Wissenschaftskommunikatoren und -kommunikatorinnen aus den Bereichen Wissenschaft, Bildung und Kultur dazu zu bringen, sich mit niederschwelliger Wissenschaftskommunikation zu befassen. Darüber hinaus will sie gemeinsam mit Vertreterinnen und Vertretern von Anspruchsgruppen, die der Wissenschaft gegenwärtig noch fernstehen, neue Arten des Wissenschaftsdialogs entwickeln (vgl. Gerbert Rüt Stiftung 2015: 30).

2015 veröffentlichte die Stiftung eine Zeitung, in der sie ihre Position festhält. Ähnlich wie ich es oben kritisiert habe, bemängelt sie auch, dass Schweizer Wissenschaftsorganisationen und Hochschulen mit den Anstrengungen und dem finanziellen Aufwand, den sie für Kommunikationsaktivitäten betreiben (vgl. Egger 2015: 1) – Medienkonferenzen, Festivals, Ausstellungen, Kampagnen oder Tage der offenen Tür (vgl. Gerbert Rüt Stiftung: 2015: 8) – vornehmlich jene Bevölkerungsgruppe erreichen, die sich ohnehin für Wissenschaft interessieren, nämlich die Bildungselite. Dabei wäre es aus drei Gründen entscheidend, auch die

anderen anzusprechen, die laut Philipp Egger die Mehrheit der Öffentlichkeit ausmachen, und zwar gegen 70 Prozent der Schweizerinnen und Schweizer (vgl. Egger 2015: 1).

Erstens habe eine Wissensgesellschaft möglichst viele Menschen in die Zukunft mitzunehmen, zweitens müsse der Bereich *Bildung, Forschung und Innovation* mehrheitsfähig bleiben, damit ihm als prioritärem Politikbereich weiterhin öffentliches Budget zugesprochen werde, und drittens gelte es, wissensgestütztes Handeln und Denken, mithin zivilisatorische Errungenschaften, gegen fortschrittsfeindliche Meinungen und Aberglauben zu verteidigen, auch wenn diese vielleicht als bequemer angesehen würden. Doch nach Eggers Überzeugung, die ich teile, treiben Bildung, Forschung und Innovation ein nachhaltiges Wirtschaftswachstum und eine starke gesellschaftliche Entwicklung voran. Überdies könne Wissenschaftskommunikation die Öffentlichkeit über Nutzen und Chancen dieser drei grundlegenden Bereiche informieren und versuchen, Ansätze zu einem Wissenschaftsdialog zu begünstigen. Um die bisher kaum beachtete Bevölkerungsgruppe zu erreichen, kann sich Egger vorstellen, mit Phantasie und Mut, gegebenenfalls auch mit Satire vorzugehen, emotional, hemdsärmelig, radikal, kontrovers und unterhaltend zu sein (vgl. Egger 2015: 1). Damit Wissenschaft und Populärkultur sich einander annähern können, hält er es für nötig, dass die Wissenschaft aus ihrem „Sperrbezirk“ (ebd.) ausbreche.

Zu diesem Sperrbezirk rechnet Egger beispielsweise die Kinderuniversitäten. Dort nehmen gemäß Egger vornehmlich Kinder von Akademikerinnen und Akademikern teil, die zehn Jahre später ohnehin studieren: 90% der Kinder seien in der Schweiz geboren, 75% sprechen nach einer Begleitstudie der Universität Basel im Sommersemester 2004 Deutsch als Muttersprache, und der Anteil an Familien, in denen mindestens ein Elternteil einen universitären Hintergrund hätten, sei überdurchschnittlich hoch. Damit aber fördere man die Kinder mit der besten Ausgangslage im Hinblick auf Bildung. Scientainment provoziert mit der Frage, welche Hochschule es wage, die Kinderuniversität ausschließlich für Kinder aus bildungsfernen Umgebungen anzubieten, um eine Benachteiligung für einmal in ein Privileg umzukehren. Dann, so der Artikel, wäre dieses Angebot tatsächlich nützlich und innovativ. Die Autorenschaft ist sich jedoch zu Recht bewusst, dass dies schwierig zu organisieren wäre und es eine beträchtliche Herausforderung bedeuten würde, diese uneinheitliche Zielgruppe zu erreichen (vgl. Gerbert Rüt Stiftung 2015: 10).

Uneinig betrachtet die Zeitung die freitägliche Doppelseite in der Pendlerzeitung *20 Minuten*, die die Stiftung 2009 lancierte und bis im Februar 2017 zum größten Teil allein finanzierte; seither produziert 20 Minuten die Wissensseiten selbst (vgl. Gerbert Rüf Stiftung: Handlungsfelder - Scientainment). Auf diesen zwei Seiten präsentiert eine spezialisierte Redaktion, die in kritischer Nähe zur Wissenschaft steht, journalistisch unabhängige Beiträge (vgl. Gerbert Rüf Stiftung 2015: 29). Das Ziel dabei war nicht nur, Wissenschaft zu vermitteln, sondern dies spezifisch für ein junges Publikum zu tun (vgl. Schanne et al. 2013: 6).

Einerseits thematisiert die Stiftung die finanziellen Rahmenbedingungen dieses Modellprojekts selbstkritisch, weil sie als gemeinnützige Stiftung damit eine rentable Gratiszeitung unterstützt. Sie hält das aber für vertretbar, da damit eine Leserschaft von 1,4 Millionen angesprochen würde, die hier technischen Innovationen und Themen der wissenschaftlichen Forschung begegnen könnten und von den etablierten Gefäßen der Wissenschaftskommunikation sonst kaum je berührt würden (vgl. Gerbert Rüf Stiftung 2015: 29). Andererseits kritisiert im gleichen Magazin Pius Knüsel das Projekt als „Fastfood“, es bleibe ohne Nachklang, zumal es nicht mit einem weiterführenden Angebot verknüpft sei (vgl. Knüsel 2015: 27). Leider bleibt es beim Vorwurf. Er führt nicht aus, wie solche Angebote aussehen könnten, in welcher Form und an welchem Ort sie aufbereitet werden sollten oder wie Interessierte abgeholt und in ihren Fragen begleitet werden sollten. Auf jeden Fall ist Wissenschaftsjournalismus für Scientainment existentiell, weil er ihrer Meinung nach den Forschenden hilft, ihre Arbeit bekanntzumachen, Wissen auf Experten- und Praktikerseite nutzbar macht und erschließt und weil Bildungsbürgerinnen und Bildungsbürger Erkenntnisse gewinnen und an Forschungsergebnissen teilhaben können. Andere Staatsbürgerinnen und Staatsbürger befähige er dazu, sich an politischen Entscheidungsprozessen zu beteiligen (vgl. Russ-Mohl 2015: 17).

Über diese eher konventionell zu nennende Form von Wissenschaftsvermittlung hinaus werden mit dem Ansatz Scientainment sehr ausgefallene Wege beschritten. Ausschnitthaft sollen einige ihrer Versuche vorgestellt werden.

Der Tanztruppe *Tremendous*, die 2014 die Hip-Hop-Schweizermeisterschaften für sich entschied, wurde im Anatomischen Museum der Uni Basel von einer Professorin die Spuren gezeigt, die Sport im menschlichen Körper hinterlässt (vgl. Gerbert Rüf Stiftung 2015: 3).

Der Rasenexperte und Agronom Dirk Kauter, der das Institut für Rasen und Begrünung leitet, führte Mitglieder des Fanclubs Basilisk im Stadion ihres Klubs, des FC Basels, in die Geheimnisse des perfekten Rasens ein.

Mitgliedern des *Harley Davidson Basel Chapter Switzerland* wurde das schnellste Elektrofahrzeug der Welt vorgestellt und die Technologie erklärt: *Grimsel*, von ETH-Studenten entwickelt, brauchte 2016 1.8 Sekunden, um von null auf hundert zu beschleunigen (vgl. Gerbert Rüf Stiftung: 4).

Der emeritierte Biochemiker Prof. Dr. Gottfried Schatz führt in Kindergärten zuerst Zauberkunststücke auf und erklärt sie dann. Aus Staunen wird so Verstehen (vgl. Gerbert Rüf Stiftung: 35ff.).

Gemeinsam ist diesen Aktionen, dass sie Wissenschaft mit Emotionen verbanden. Spezifische Leidenschaften oder Neigungen wie kindliche Neugierde wurden aufgegriffen. Das war klug, denn was mit Emotionen verbunden ist, bleibt im Gedächtnis leichter haften (vgl. Hu et al. 2007).

Zusätzlich zu diesen realisierten Projekten hat Scientainment weitere außergewöhnliche Einfälle, wie sich Wissenschaft unter die Menschen bringen lassen könnte. Unter dutzenden weiteren Ideen sollen drei vorgestellt werden, die alle noch nicht verwirklicht sind.

*Science City Guide*: Dieser alternative Stadtführer enthält die angesagtesten *Science Spots*. Er stellt Erfinderinnen und Erfinder, Innovatorinnen Innovatoren sowie Dichterinnen und Dichter vor, erläutert Meilensteine der Wissenschaftsgeschichte an Beispielen aus der Region und knüpft Bezüge zur Gegenwart, indem er Orte auflistet, in denen gegenwärtig Forschung betrieben wird und man allenfalls sogar beim Forschen zusehen kann. Grundlage des Stadtführers ist eine allgemein zugängliche Datenbank, in der die Inhalte nach bestimmten Vorgaben eingetragen und ergänzt werden können. Es gibt Links zu Bildern, Webseiten und Filmen. Die Datenbank lässt sich unterschiedlich anwenden: Online mit Webseiten und Apps, offline kann sich eine Zusammenarbeit mit einem Verlag ergeben, der auf Reisebücher spezialisiert ist (vgl. Gerbert Rüf Stiftung 2015: 20).

*Ich habe eine Frage*: Bei diesem ausgefallenen Projekt geht es darum, Fragen aus der Öffentlichkeit aufzunehmen und zu erörtern. Auf einer Webseite können alle, die möchten, ein Problem schildern, einen Wunsch aufschreiben oder eine Frage stellen. Eine Jury wählt eine speziell innovative, aktuelle, originelle und relevante Frage aus. Während eines ganzen

Tages beschäftigt sich dann das gesamte akademische Personal einer Universität, von den Professorinnen und Professoren bis zu den Studierenden, mit dieser einen ausgewählten Frage. Der übliche Universitätsbetrieb kommt einen Tag lang zum Stillstand. Tausende helle, fokussierte Köpfe; am Abend eine Medienkonferenz, in der die Rektorin oder der Rektor die Lösung vorstellt. Sie kann komplex, verwegen, überraschend und auch unrealistisch sein (vgl. Gerbert Rüd Stiftung 2015: 20).

*Wissenschaftsladen:* Diese Idee ist an sich alt und soll wiederbelebt werden. Jede Universität hat ein Geschäft, in dem die Öffentlichkeit Wissen käuflich erwerben kann. Als Personal sind Studierende angestellt, die das Wissen in den Instituten der Hochschule abrufen können und es daraufhin aufbereiten (vgl. Gerbert Rüd Stiftung 2015: 20).

Diese Angebote sind interessante Überlegungen, um wissenschaftliche Denkansätze in der Öffentlichkeit bekannter und zugänglicher zu machen. Zweifellos bedeuten sie einen erheblichen Mehraufwand im Vergleich zur Öffentlichkeitsarbeit, wie sie gegenwärtig betrieben wird. Zusätzlich werden sich diese Projekte, wenn überhaupt, erst in einigen Jahren in die Wege leiten lassen, weil viele konzeptionelle und wirtschaftliche Aspekte mitberücksichtigt werden müssen. Und selbst wenn sie sich realisieren lassen würden, wäre für einen Großteil der Öffentlichkeit nicht zwingend etwas gewonnen. Denn um sich Wissen zu kaufen, sich eine Frage auszudenken oder mit einem wissenschaftlichen Reiseführer eine Stadt zu erkunden, muss Interesse vorhanden sein. Das wird bei diesen Visionen einfach vorausgesetzt. Während dies bei den interessebezogenen durchgeführten Projekten sicherlich zutrifft, stimmt es bei den vorgestellten Ideen nur für den aufgeschlossensten Teil der noch nicht allzu sehr an Sprache interessierten Öffentlichkeit. Aber mit ihren Modellprojekten will Scienceainment ja explizit die 70 Prozent der Öffentlichkeit ansprechen, die von den bestehenden Angeboten der Wissenschaftskommunikation noch nicht erreicht werden, nicht nur die interessiertesten. Doch gleichzeitig ist es nur fair anzuerkennen, dass man jemandem ein Angebot machen kann, aber annehmen muss es jede und jeder für sich.

Meiner Ansicht nach liegt der Schlüssel dafür, dass jemand sich für die Angebote zu interessieren beginnt, bei den Emotionen, die im öffentlichen Diskurs so prominent sind. Metaphern, sprachliche Ideologien und politische Korrektheit sind in der Öffentlichkeit häufig mit Emotionen behaftet. Deshalb wird im nächsten Abschnitt anhand dieser drei Themen



diskutiert, was der breiten Öffentlichkeit im Hinblick auf wissenschaftliche Denkansätze vermittelt werden kann.

### 5.3 Bedeutung von Erklärungen

Zu Beginn dieses Abschnitts wird auf die Bedeutung von Erklärungen eingegangen, um besonders im Hinblick auf die Öffentlichkeit, die gegenwärtig noch wenig Interesse an Sprachfragen mitbringt, zu veranschaulichen, was beachtet werden muss.

Tania Lombrozo untersuchte in ihrer Doktorarbeit die Rolle, die Erklärungen für das menschliche Denken spielen. In einem Interview mit dem Magazin *Gehirn und Geist*, einer Zeitschrift für Psychologie und Hirnforschung, erläutert sie, was eine Erklärung attraktiv macht. Grundsätzlich offenbaren Erklärungen, wie die Welt funktioniert, was dazu beiträgt, kommen zu sehen, was in Zukunft geschieht. Das macht einen anderen Punkt von Lombrozos Ausführungen verständlich: Anscheinend ziehen wir Erklärungen vor, die gut zu dem passen, was wir bereits glauben oder wissen (vgl. Ayan 2017: 24f.).

Als wichtigste Kennzeichen für die Attraktivität von Erklärungen nennt Lombrozo Breite und Einfachheit. Leicht verständliche Theorien, die viel erklären, seien anziehender als schwierige mit einem engen Fokus. Meistens ließen sie sich leichter überprüfen und handhaben, so dass man sie sich besser merken, eher auf andere Situationen übertragen und anderen einfacher weitergeben könne. Damit Erklärungen verständlich würden, sei es oft nötig, viele Wenn und Aber wegzulassen. Für Lehrende, journalistisch Tätige und Forschende gelte es daher, sich auf das Wesentliche zu beschränken, ohne es durch die ausgesparten Details zu verfälschen. Ein weiteres entscheidendes Merkmal attraktiver Erklärungen sei ein Gefühl der Kontrolle, die uns gewisse Erklärungen verleihen würden. Als eine starke emotionale Komponente sei es mitverantwortlich dafür, dass sie uns verlässlicher erscheinen würden. Gemäß Lombrozo könne man die Kontrollüberzeugungen von Probanden so manipulieren, dass diese danach bereit waren, bestimmte Erklärungen anzunehmen: Wer annehme, nur bedingt Kontrolle zu haben, gebe festen Gesetzen den Vorzug, die Vorhersagbarkeit und Ordnung versprächen (vgl. Ayan 2017: 24ff.).

Übertragen auf die Ausgangslagen der Öffentlichkeit hinsichtlich Sprache bedeuten diese Ausführungen für die Linguistik viererlei:

1. Die Erklärungen und Äußerungen populärer Sprachkritiker wie Bastian Sick oder Wolf Schneider fügen sich harmonisch in die Überzeugungen ihrer Leserschaft ein, was deren Bereitschaft erhöht, sie unhinterfragt anzunehmen und zu übernehmen. Das heisst nicht, dass die Leserschaft bereits vor der Lektüre mit den vertretenen Positionen vertraut ist. Wie wir bei den Amazon-Rezensionen gesehen haben (vgl. 3.2.2), fühlten sich manche Leserinnen und Leser auch ertappt oder eines Besseren belehrt. In diesem Fall ist es die dahinterstehende Überzeugung, die sich mit den Ausführungen der Sprachkritik deckt: dass es ein richtiges Deutsch – und zwar *ein* richtiges Deutsch – zu geben habe. Damit besteht die Gefahr, dass sich falsche Auffassungen zementieren und perpetuieren, was es ungleich schwieriger macht, ihnen beizukommen, weil sich die Anhänger nun ja auf eine vermeintliche und populäre Autorität berufen können. Gleichzeitig erschwert der Umstand, dass sich Erklärungen umso bereitwilliger annehmen lassen, je näher sie bereits vorhandenen Einstellungen stehen, eine angestrebte wissenschaftliche Aufklärung. Wie beispielsweise bei den Themen Sprachwandel oder sprachlicher Angemessenheit (auf beides wird unter Punkt 4 noch detaillierter einzugehen sein) deutlich wird, laufen linguistische Erkenntnisse bisweilen den in der Öffentlichkeit herrschenden Anschauungen zuwider und so sinkt dort die Bereitschaft, sich mit ihnen aufgeschlossen und vorurteilsfrei auseinanderzusetzen.
2. In Bezug auf Breite und Einfachheit haben wissenschaftliche Ausführungen einen unbestreitbaren Nachteil. Sie lassen sich oft nur mit einem erheblichen Maß an Vorwissen erschließen, weisen häufig einen engen Fokus auf und sind reich an Feinheiten und Subtilität. Treffen Mangel an eigenem Wissen und entsprechender Kompetenz auf Aussagen, die sich nur mit großem Engagement und (Zeit-)Aufwand überprüfen lassen, aber offensichtlich den eigenen Überzeugungen widersprechen, ist davon auszugehen, dass sich die Attraktivität wissenschaftlicher Erklärungen für die Öffentlichkeit verringert.
3. Ohne Wenn und Aber würden wissenschaftliche Abhandlungen Gefahr laufen, eindimensional, undifferenziert und pauschalisierend zu geraten. In der wissenschaftlichen Arbeit sind ausgewogene und objektive Darlegungen jedoch konstitutiv. Damit *können* sie aber dem durchaus nachvollziehbaren Bedürfnis der Öffentlichkeit nach

Eingängigkeit und unmittelbarer Nachvollziehbarkeit nicht nachkommen. Selbst Lombrozo, die Erklärungen für „die Triebfeder des Denkens“ (Ayan 2017: 24) hält, räumt ein, dass Erklären, so nützlich es auch sei, anstrengend, der Mensch von Natur aus träge sei und sich nicht über alles den Kopf zerbrechen könne (vgl. ebd.: 25). So spricht auch das aus Sicht der Öffentlichkeit für Erklärungen, denen man leicht folgen kann und daher Glauben schenken *will*, statt für komplexe, diffizile Erklärungen, denen man glauben *müsste*, ohne sie indes verstehen und sie sich damit zu eigen machen zu können.

4. Die emotionale Komponente des Kontrollgefühls, bei der eine herabgesetzte Kontrolle eine Neigung zu festen Gesetzen und damit die Hoffnung auf Vorhersagbarkeit und Ordnung begünstigt, lässt sich an den Themen Sprachwandel und sprachliche Angemessenheit veranschaulichen: Laut Hoberg (2009: 30) sind neben Sprachwissenschaftlern ältere Menschen die einzigen, die Veränderungen im Sprachgebrauch wahrnehmen, im Gegensatz zu den Linguistinnen und Linguisten geschieht dieses Wahrnehmen jedoch oft mit Bedauern. Hoberg charakterisiert die Klagen über *Sprachverfall* oder vergleichbar abschätzige Formulierungen als „Altherrentopoi“ bzw. „Ältere-Damen-Topoi“ und bestätigt damit den Befund Stickels. Dieser hatte bereits 10 Jahre zuvor festgehalten, es sei „seit langem“ bekannt, dass mit zunehmendem Alter auch die Befürchtung von Sprachverfall und die Sorge um die Sprachentwicklung zunehme (vgl. Stickel 1999: 26). Vor dem Hintergrund dieses Kontrollgefühls wird die Ablehnung ungewohnter sprachlicher Erscheinungen jedoch verständlich. Denn sie machen Neuerungen deutlich, zeigen auf, dass sich Dinge verändern, ohne dass wie unter 3.3.2 ausgeführt die Möglichkeit besteht, darauf Einfluss zu nehmen, und führen mehr oder weniger schmerzlich vor Augen, wie eigene Überzeugungen nicht (mehr) geteilt werden. Damit steht Sprachwandel sinnbildlich für vielfältige kulturelle, technische oder gesellschaftliche Veränderungen, von denen man sich ausgeschlossen wähnt oder selbst ausgeschlossen hat. An starren Gesetzen festzuhalten schenkt den – zwar relativen und subjektiven, aber dennoch als beruhigend empfundenen – Eindruck von Sicherheit, Beständigkeit und Gewissheit, den man sich nicht von konfligierenden oder gegenläufigen wissenschaftlichen Theorien nehmen lassen

will. Denn dann würde das eigene Weltbild erneut ins Wanken geraten und ein neuerlicher Kontrollverlust drohen, der umso stärker wirken würde, weil die individuellen Anschauungen und Werte sowohl von der Alltagswelt als auch von der Wissenschaft in Frage gestellt werden würden. Das kann als gesichtsbedrohender Akt interpretiert werden, den man abwehrt, indem man umso stärker an den verinnerlichten Grundsätzen festhält, um sich die Kontrollüberzeugungen so weit als möglich zu bewahren. Dazu passt, dass es nach Griesbach oft eine kleine Gruppe aktiver Sprachkritiker ist, die besonders herausfordernd, rigid, harsch, selbstbewusst, ja geradezu allwissend auftritt (vgl. Griesbach 2006: 446). Werden tiefsitzende Überzeugungen angefochten, ist die (vermeintliche) Bedrohung umso stärker und ruft entsprechend härtere Abwehrmaßnahmen hervor. Das berührt Aspekte der eigenen Identität, die das Individuum verteidigt und aufrechterhalten will. Damit reduzieren sich aber die Chancen auf einen sachlichen Meinungs Austausch und auf eine unvoreingenommene Prüfung rationaler Argumente. So vermindern zumindest bei einer engagierten öffentlichen Minderheit auch Kontrollüberzeugungen die Attraktivität wissenschaftlicher Erklärungen.

Was legen diese Ausführungen nun besonders im Umgang mit der gegenwärtig noch nicht so sprachbewussten Öffentlichkeit nahe?

Anhand von Merkmalen, die Erklärungen ansprechend machen, wurde gezeigt, dass wissenschaftliche Ansätze weniger gut abschneiden als teleologische, infundierte, wenn diese mit den eigenen Überzeugungen und dem bestehenden Vorwissen übereinstimmen. In einem Dialog mit der Öffentlichkeit in der Hoffnung auf einen gelingenden Wissenstransfer gälte es daher vorrangig, die Bereitschaft zu wecken, sich mit Denkweisen zu befassen, die eigene Einstellungen hinterfragen. Erschwerend kommt dabei aber hinzu, dass ein allfälliger Nutzen nicht unmittelbar ersichtlich würde: Man tauschte ein Denken, das bisher funktioniert hat, gegen einen Wissenszuwachs ein, der bisherige Überzeugungen erschüttert und verständlicherweise zumindest anfangs für Unruhe und Unsicherheit sorgen würde.

Umso wichtiger, um mit Griesbach zu sprechen, ist es daher, die Öffentlichkeit nicht aus einer „strikt objektivistischen Wissenschaft als bloße Objekte der Forschung („Versuchskaninchen“-Einstellung) [zu] betrachten“ (Griesbach 2006: 19). Damit vermeidet man, systematisch an den linguistischen Problemen der Öffentlichkeit vorbeizuforschen, denn das wäre

ein Rückschlag im Bemühen, die Öffentlichkeit dazu anzuregen, neues Wissen in ihre Konzepte zu integrieren (vgl. ebd.). Es bietet sich daher aus meiner Sicht an, mit Themen zu beginnen, die für den lebensweltlichen Alltag von Bedeutung sind. Denn das dürfte die Bereitschaft erhöhen, sich mit einer Erklärung zu einem Thema zu befassen, das man für das eigene Leben für bedeutsam hält, selbst wenn sie von bisherigen individuellen Positionen abweicht.

Dazu werden im Anschluss unter 5.4 sprachliche Ideologien, feministische Linguistik und politische Korrektheit beschrieben. Diese drei Felder zählen zu den ethnographischen und soziokulturellen Merkmalen, die besonders traditionsbehaftet und aufklärerisch sind, Emotionen hervorrufen und auf das Denken und auf Einstellungen einwirken können. Damit ist die Hoffnung verbunden, dass dies dazu beiträgt, in der Öffentlichkeit, die sich gegenwärtig erst wenig für Sprachfragen interessiert, eigenständiges Denken zu fördern und Euphemismen und verschleiernde, manipulative Ausführungen zu erkennen. Da diese sprachlichen Belange über Fragen rein linguistischer Art hinausgehen können, werden an dieser Stelle auch ethische, pädagogische und gesellschaftspolitische Aspekte einer umfassenden Sprachgestaltung einfließen.

Zwar könnte man einwenden, dass es unter 5.1.2.2 kritisiert wurde, wenn in der Linguistik darüber nachgedacht wird, was die Öffentlichkeit aus fachlicher Sicht interessant finden sollte, hier aber nun ebenfalls Themen vorgestellt werden, die ohne Einbezug der Öffentlichkeit ausgesucht wurden. Dem möchte ich entgegenhalten, dass meine Überlegungen auf den größtmöglichen Nutzen für die Öffentlichkeit abzielen. Nicht das linguistische Relevanzempfinden, sondern das der Allgemeinheit war in der Wahl der zu vermittelnden Themen ausschlaggebend. Und die ausgesuchten Gebiete nehmen einen Punkt auf, der in der Öffentlichkeit immens bedeutsam ist und sich durch diese ganze Arbeit gezogen hat: Emotion. Was bedeutet es beispielsweise für ein Individuum, wenn es versteht, dass und wie es mit Metaphern bewusst irregeführt wurde? Wer erkennt, wie leicht und perfide sich etwa mit Euphemismen oder Metaphern manipulieren lässt, will sich wohl diesbezüglich nichts mehr vormachen lassen, wird aufmerksamer und bewusster. Und zwar deshalb, weil es jeden Menschen persönlich betrifft und im eigenen Leben Konsequenzen haben kann.

In der Sprachwissenschaft mag das Wissen darum, wie gezielt solche rhetorischen Mittel eingesetzt werden können, als selbstverständlich gelten. Doch es ist entscheidend, sich bewusst zu machen, dass derjenige Teil der Öffentlichkeit, der sich bisher nicht speziell für Fragen sprachlicher Art interessiert hat, nicht mit linguistischem Vorwissen ausgerüstet ist und Sprache weitgehend unhinterfragt verwendet. Daher ziehe ich in diesem Abschnitt möglichst griffige und anschauliche Beispiele heran und beziehe mich auch mehrmals auf Sick, der im Hinblick auf Wortwahl und der Schlichtheit seiner Erklärungen den Voraussetzungen dieser Öffentlichkeit zuweilen besser gerecht wird. Zwar kann man ihm vorwerfen, er vereinfache über Gebühr und Sorge mit Übertreibungen für Verwirrung, wenn er etwa aus kritisierten Formulierungen Beispiele macht, bei denen unklar bleibt, ob er sie nun empfiehlt oder ablehnt. Gleichzeitig ist jedoch anzuerkennen, dass Sick mit eingängigen, leichtverständlichen Anekdoten den Weg zu einem unverkrampfteren Umgang mit Sprache ebnen kann, allenfalls Schwellen- und Berührungsängste abbaut und dadurch Menschen einen Zugang zur Sprache ermöglicht, die sich vielleicht aufgrund einschlägiger negativer Schulerfahrung nicht mehr mit sprachlichen Erscheinungsformen befassen wollten oder konnten. Insgesamt kann daher der *Zwiebelfisch* in diesem noch wenig sprachbewussten Teil der Öffentlichkeit dienlich sein, nicht zuletzt auch, um zu lernen, dass Aussagen selbsternannter Autoritäten nicht einfach unwidersprochen hingenommen werden sollen. So kann eine kritische Auseinandersetzung mit Sicks Kolumnen meines Erachtens tatsächlich gewinnbringend sein, nämlich als Ermutigung, selbst zu denken und eigene Urteile zu fällen. Zudem sind Sicks Meinungen häufig ideologisch gefärbt und lassen Objektivität vermissen, so dass seine Veröffentlichungen gut in diesem Kapitel diskutiert werden können, das sich mit sprachlichen Ideologien befasst.

#### **5.4 Sprachliche Ideologien**

Im Folgenden werden einleitend sprachliche Ideologien definiert und allgemein diskutiert. Danach werden Metaphern zuerst allgemein und dann im Zusammenhang mit sprachlichen Ideologien untersucht. Anhand der Einführung des Schweizer Stimm- und Wahlrechts für Frauen wird die feministische Linguistik thematisiert. Abschließend wird auf die mediale Darstellung des Autismus-Spektrums eingegangen.

#### 5.4.1 Sprachliche Ideologien

Bei sprachlichen Ideologien handelt es sich um eine oftmals unbewusste Art, die sprachliche Wirklichkeit wahrzunehmen und zu bewerten. Konkret zeigen sie sich als Überzeugungen und Annahmen, die eingesetzt werden, um sprachliche Praktiken und Tatsachen zu erklären und zu rechtfertigen. Laut Péter Maitz haben sie entscheidende soziale Funktionen. Er hält sie für identitätsstiftend oder -stabilisierend. Zudem bieten sie Orientierungshilfen und legitimieren soziale und sprachliche Praktiken. Er postuliert sogar, dass gewisse Gruppen sie dazu benutzen können, um Macht über andere zu erlangen, zu rechtfertigen und zu zementieren. (vgl. Maitz 2014: 14). Das sieht man beispielsweise bei Vorurteilen. Mit Pates et al. (2010: 66) lässt sich geltend machen, dass Vorurteile deshalb so dauerhaft sind, „weil sie in Ideologien der Ungleichwertigkeit eingebettet sind, die ihnen gesellschaftliche Legitimation erteilen“. Sie halten weiter zutreffend fest, dass Ansichten über das menschliche Zusammenleben und die Welt, wenn sie vielfach geteilt werden, Bewertungen, Ungleichheitsverhältnisse und Zuschreibungen herstellen. Diese seien im Alltag wirksam seien und würden die Ansichten zweiter stützen. Zudem würden Ungleichheitsideologien die Abgrenzung in „Wir-Gruppen“ erlauben, die sich anderen überlegen fühlen (vgl. ebd.: 72).

Solche Trennungen drohen zwischen Menschen einen Unterschied zu schaffen, der nicht nur unnötig, sondern potentiell schädlich und gefährlich ist. Man denke etwa an die Sprachlenkung im Nationalsozialismus. Wird ein Wort stereotyp verwendet, bildet sich eine Konnotation, die die Weltanschauung eines Individuums beeinflussen kann. Schiewe verdeutlicht dies anhand des Wortes *Jude*:

„Wird ein Wort, wie das Wort ‚Jude‘, häufig genug mit bestimmten Adjektiven kombiniert, dann übernimmt dieses Wort – zumindest teilweise – die Bedeutungen jener Adjektive als Nebenbedeutungen, als Konnotationen, die aber fest mit dem Wort einhergehen, indem sie assoziativ mit ihm verknüpft sind. Auf diese Weise kommt Sprachlenkung zustande, ein Mittel, das die Nationalsozialisten sehr häufig verwandt haben. [...] Das Individuum kann sich dieser Weltsicht nicht entziehen, es reproduziert sie, indem es das Einzelwort benutzt“ (Schiewe 1998: 212).

Um einem allfälligen Elitismus beizukommen, ist es entscheidend, Ideologien offenzulegen und bewusstzumachen. Solche Ideologien und ihre Auswirkungen auf Sprachgebrauch und Denken können die unterschiedlichsten Bereiche betreffen. Damit sich die Sprachgemein-

schaft, die sich noch nicht so intensiv mit sprachlichen Themen auseinandergesetzt hat, leichter ein Bild von ihnen machen kann, sei hier eine Auswahl an geläufigen Metaphern und Euphemismen präsentiert.

Gerade wenn Euphemismen völlig in die Alltagssprache eingegangen sind, ist es wesentlich, sich bewusst zu machen, was sie tatsächlich aussagen. Eine *artgerechte Tierhaltung* zum Beispiel beruht auf menschlichem Ermessen, wieviel Platz und Futter (und welcher Art das Futter zu sein hat) einem Tier zugestanden werden sollen, das keine Wahl hat, ob es ein Leben in Freiheit vorziehen würde. In diesem Sinne bemüht sich die ökologische Sprachkritik, Pflanzen, Tiere und die Natur allgemein sprachlich mit Respekt zu behandeln und sie nicht lediglich nach ihrer Nützlichkeit für den Menschen zu beurteilen. Deshalb kritisiert sie Wörter wie *Schädlinge*, *Reittier* oder *Unkraut* (vgl. Tereick 2009: 373).

Ein relativ neuer Euphemismus ist der *erweiterte Suizid*. Darunter wird verstanden, dass vor der Selbsttötung Dritte umgebracht werden, die sich im Gegensatz zur suizidenten Person nicht dazu entschieden hatten, aus dem Leben zu scheiden. Diese Unfreiwilligkeit klingt dabei nicht an.

Die Metapher *xy ist an den Rollstuhl gefesselt* suggeriert eine grundsätzliche Handlungsunfähigkeit. Die überaus lesenswerte Seite [leidmedien.de](http://leidmedien.de) bittet zudem darum, die an den Rollstuhl gefesselte Person losbinden (vgl. Sozialhelden 2013).

Reflexion über die eigene Sprachverwendung kann auch dahin gehen, sich bewusst zu machen, dass man ein *pflegeleichtes* Baby durch dieses Adjektiv in die Nähe einer strapazierfähigen Bluse rückt. Der Duden definiert Pflege als „sorgende Obhut“ (Duden Universalwörterbuch); konsequenterweise würde ein pflegeleichtes Kind mit wenig Fürsorge und Geborgenheit auskommen. In einem anderen Zusammenhang in Bezug auf Kinder machte das Übersetzerpaar eines Buches bereits 1988 darauf aufmerksam, dass die Formulierung *Kindesmissbrauch* verräterisch sei, denn er impliziert, dass es auch einen guten Gebrauch von Kindern gäbe (vgl. Norwood 1988: 122, Anmerkung der Übersetzer).

Als letztes Beispiel, um zu veranschaulichen, was unter sprachlichen Ideologien gefasst werden kann, wird die Formulierung *bis zur Vergasung* herangezogen. An der Bedeutungsveränderung, die sie erfahren hat, lässt sich Sprachwandel deutlich machen. Das ist nützlich, um in der noch nicht so sprachbewussten Öffentlichkeit ein Verständnis für Sprachwandelphänomene zu wecken. Ursprünglich stammt der Ausdruck aus den Naturwissenschaften, wo



er den letzten Aggregatzustand bei der Erwärmung eines Stoffes (gasförmig) beschreibt. Doch später wurde damit auf den Holocaust Bezug genommen, der Gebrauch des Ausdrucks galt fortan als unmenschlich und wurde geächtet (vgl. Duden: Redewendungen 2012). Zunächst wurde er also wertfrei benutzt, doch seit dem Zweiten Weltkrieg verbietet sich seine Verwendung angesichts der NS-Gräueltaten, auf die er sich seither bezieht.

Dieses drastische Beispiel kann im Umgang mit der Öffentlichkeit mehreres deutlich machen: Es zeigt erstens, wie markant sich die Bedeutung eines Wortes verändern kann und beileibe nicht die ursprüngliche beibehalten werden muss, auch wenn das von sprachkritischer Seite oft genug gefordert wird (vgl. bspw. Sick 2016: 137, 190ff.). Es steht zweitens dafür, welche Macht einzelne Wörter entfalten können, denn indem sie mit bestimmten Anschauungen assoziiert und daher tabuisiert werden, wird ihnen eine eigene Kraft und Wirkung zugeschrieben und auch zugestanden. Drittens kann man damit den Kritikern von politischer Korrektheit widersprechen, die behaupten, sprachliche Ideologien beeinflussten die sozialen Verhältnisse nicht (vgl. 5.4.4.4). Der Sprachgebrauch des Dritten Reichs und die Propaganda haben meiner Meinung nach das damalige politische und soziale Klima deutlich beeinflusst, und ihre Schlagwörter sind bis in unsere Zeit hinein tabuisiert geblieben. Und insbesondere Metaphern werden auch heute eingesetzt, um auf Meinungen Einfluss zu nehmen, wie es unter 4.1.5 mit dem Ausdruck *Migrations-Tsunami* ein erstes Mal angetönt wurde.

In den nächsten Abschnitten werden Metaphern diskutiert. Zunächst sind es Metaphern allgemeiner Art und danach werden Metaphern und sprachliche Ideologien zusammengeführt.

#### 5.4.2 Metaphern

Einleitend wird anhand einer Kolumne von Sick zum Thema untersucht, welche Geltung Metaphern in der öffentlichen Sprachkritik haben. Danach erfolgt eine Beurteilung aus wissenschaftlicher Sicht.

Sick betrachtet Metaphern als banal und ausgereizt, weil man zum Beispiel wisse, dass es sich um ein Erdbeben handle, sobald man das Wort *Kartenhäuser* gelesen habe. Er sieht zwar ein, dass vergleichende Aussagen im Stil von *Lastwagen werden wie Spielzeugautos*

*durch die Luft geschleudert* oder *Telefonmasten knicken um wie Strohhalme* eingesetzt werden, um die ungeheure Gewalt von Naturkatastrophen zu veranschaulichen, Aber er findet, dass die Kräfte der Natur dadurch vielmehr verharmlost werden (vgl. Sick 2016: 135). Er wehrt sich gegen Metaphern mit Sätzen wie: „Ab und zu sollte man populären Redewendungen ruhig auf den Zahn fühlen. Einige beginnen nämlich schon zu faulen“ (ebd.: 128) oder: „Diese Form der Geldwäsche [die Verwendung der Formulierung *Geld in Kassen spülen*, F.S.M.] ist juristisch zwar völlig legal – stilistisch allerdings ist sie, spätestens nach der tausendsten Wiederholung, ein *Verbrechen*“ (ebd.: 130, Hervorhebung F.S.M.).

Dieser abschätzigen populärwissenschaftlichen Ansicht kann entgegengehalten werden, dass an Wiederholungen an sich nichts Schlechtes ist. Denn dank der schwachen Metaphorik von Wendungen dieser Art kann die Leserschaft einen geschilderten Vorgang bildhaft erfassen, unterteilen und interpretieren. Bekanntes wiederzuerkennen schafft Vertrautheit. Zudem erhöht es das Lesetempo und hilft dabei, Bezüge herstellen. Letzteres ist allerdings nicht nur vorteilhaft, denn zum einen sind sie nicht zwingend richtig, und zum anderen erleichtert gemäß Wolff eine starke Formelhaftigkeit, Sachverhalte nach festen Mustern abzubilden. Durch die syntaktisch strukturellen und semantischen Wiederholungen kann der Eindruck entstehen, es handle sich um ein „unausweichliches Alltagsgeschehen“ (vgl. Wolff 2009: 236). Damit werde nicht bloß vereinfacht, sondern über Gebühr simplifiziert, was sich manipulativ und strategisch einsetzen lasse (vgl. ebd.).

Solch steuernden und irreführenden Sprachgebrauch sichtbar zu machen, darauf hinzuweisen und für die dahinterstehenden Zwecke zu sensibilisieren, kann und soll ebenfalls Gegenstand einer linguistisch fundierten Sprachgestaltung sein. Damit wird nämlich die Autonomie der Leserschaft gestärkt, und eine erstarkte Selbstwirksamkeit sehe ich mit Kern et al. als „Waffe“ (Kern et al. 2005: 112), um sich vor dem Überwältigtwerden zu schützen. Lernende seien dann autonom, wenn sie in der Lage seien, ihren eigenen Lernprozess zu steuern (vgl. ebd.). Becker et al., die ähnlich argumentieren, beziehen zudem den Emanzipationsgedanken mit ein, definieren Emanzipation als „wachsende Mündigkeit der Beteiligten durch den gemeinsamen Lernprozess im Sinne von verantwortungsbewusster Selbst- und Mitbestimmung“ (Becker et al. 2002: 17) und interpretieren sie als einen Schlüssel, um übergreifende Zusammenhänge zu integrieren.

Dem ist unbedingt zuzustimmen. Wer solche Absichten erkennen kann oder weiß, wo sachliche Berichterstattungen zu finden sind, wenn Mainstreammedien tendenziös berichten, braucht sich nicht von versuchter sprachlicher Manipulation verunsichern zu lassen. Dies wird im nächsten Abschnitt *Sprachlenkung und Ideologienbildung durch Metaphern* noch einmal aufgenommen. Dort werden Ängste und Vorbehalte beschrieben, die durch Wortwahl und Formulierungen beeinflusst werden können. Im Weiteren schreiben Kern et al., was mit den sprachlichen Mitteln, auf die ein Individuum zurückgreifen könne, nicht erkannt werde, trete nur schwer ins Bewusstsein und wecke folglich auch kein Interesse (vgl. Kern et al. 2005: 148). Daran wird ersichtlich, *wie* wichtig es ist, ein Argument oder die Darstellung eines Sachverhaltes intellektuell zu durchdringen und einer Ausführung nicht nur zu folgen, sondern sie zu hinterfragen und zu ergründen. Linguistisch fundierte Sprachkritik kann sich darum verdient machen, das Wissen um solche Mechanismen ebenso zu verbreiten wie Strategien, Hilfestellungen und Lösungsansätze, um beabsichtigte Adressatenverführung offenzulegen, Aufklärung zu leisten und die Öffentlichkeit zu einem selbständigen Denken und einem eigenständigen Sprachgebrauch anzuregen. Das nächste Unterkapitel zeigt, wie Metaphern ganz bewusst und strategisch eingesetzt werden (können), um bestimmte Absichten oder Ziele zu verfolgen.

#### 5.4.3 *Sprachlenkung und Ideologienbildung durch Metaphern*

Bisher wurden Alltagsmetaphern referiert, die Teil einer weitgehend unreflektierten Umgangssprache sind und mehr oder weniger nonchalant und unbewusst gebraucht werden. Es gibt jedoch auch verschleiernde, zu manipulativen Zwecken verwandte Metaphern, die gezielt instrumentalisiert werden, um Ängste zu schüren oder eine bestimmte Haltung zu fördern. Das wird im Folgenden ausgeführt.

Mit Begriffen wie *Asylantenflut* oder *Rentnerschwemme* (Letzteres war das Unwort des Jahres 1996) wird die Befürchtung angefach, Menschengruppen stellen eine potentiell lebensgefährliche Bedrohung dar. Das ist perfide, denn die Herangehensweise ist gleichzeitig subtil und unverfroren. Perfide, weil man sich gegen eine konkrete Bedrohung allenfalls wappnen könnte, gegen viele Naturkatastrophen hingegen machtlos ist, und weil diffuse Ängste sich nicht kognitiv abhandeln lassen. Subtil, da die angebliche Bedrohung nicht explizit ausgesprochen wird, mitunter nicht einmal erkannt und daher nicht greifbar

wird. Unverfroren aus dem Grund, dass hier vertriebene Menschen mit Verwüstungen gleichgesetzt werden, denen man sich für gewöhnlich mit aller Macht widersetzt. So wird einer inneren Abwehrhaltung Vorschub geleistet und ein Widerstand aufgebaut und gefestigt, der sich nicht (mehr) gegen individuelle Schicksale richtet, sondern gegen vermeintliche Urgewalten, bei denen es naheliegt, sie zu bekämpfen. Das jedoch schafft eine denkbar widrige Ausgangslage für die zahlreichen Herausforderungen und Aufgaben in Flüchtlingsfragen, mit denen sich Europa gegenwärtig konfrontiert sieht. Es ist überdies unehrlich, weil es eine ablehnende Haltung fördert, die Öffentlichkeit bewusst irreführt und dadurch zu manipulieren versucht. Manipulationsversuche sollten immer aufrütteln, selbst wenn jemand mit der dahinterstehenden Aussage einverstanden ist. Denn eine gezielte, absichtsvolle Einflussnahme auf das eigene Denken und die Einstellung darf nicht gleichgültig hingenommen werden. Es kann nicht angehen, dass jemand erfolgreich damit ist, andere seinem Willen gemäß denken und handeln zu lassen, sei es in der Werbung, der Politik, an der Arbeit, im Privatleben oder wo auch immer. Intentionale Steuerung führt gegebenenfalls in eine Unfreiheit und Unselbständigkeit, die letztlich die Eigenständigkeit und Selbstwirksamkeit vermindern.

Um sich gegen Manipulationsversuche wehren zu können, müssen sie jedoch zuerst als solche erkannt werden. Hier könnte eine linguistisch fundierte Wortkritik ansetzen, die sich nicht über Anglizismen oder einzelne Wörter echauffiert, die nicht den subjektiven Geschmacksurteilen entsprechen, sondern die Menschen prägt und damit deren Leben beeinflussen kann. Es sollte darum gehen, verständlich zu machen, was aus welchen Gründen Manipulation ist, was damit bezweckt wird, wann und wie sie eingesetzt wird, warum es wichtig ist, Manipulationsversuche zu erkennen, zu verstehen, zu prüfen und sich eine eigene Meinung zu bilden, die im Zuge des neuerworbenen Wissens und der neuen Reflexionsstrategien fundierter, abgeklärter und sachlicher sein sollte.

Die beiden zu Beginn des Unterkapitels erwähnten Ausdrücke *Asylantenflut* und *Rentnerschwemme* wurden in der Aktion *Unwörter des Jahres* diskutiert. Ähnliches wie den beiden Wörtern und ihren Konnotationen passiert gegenwärtig in der europäischen Politik, wie die relativ neue Wortschöpfung *Euro-Rettungsschirm* zeigt: Damit ist ein Rettungsfallschirm gemeint, eine Notlösung. Jedoch wird das oft nicht als solche verstanden (vgl. Wikipedia 2017: Euro-Rettungsschirm), sondern es entsteht der Eindruck, ein Staat brauche Schutz, nachdem ihm das Wetter zugesetzt hätte. Auf Englisch dagegen wird der

gleiche Sachverhalt mit *bail out* ausgedrückt, was *heraushauen* oder *auf Kaution aus dem Gefängnis holen bedeutet*. Auf pragmatischer Ebene ruft das Verb die Assoziation hervor, dass der vom Konkurs bedrohte Staat selbst an seiner bösen Lage Schuld trage, ja womöglich gar strafwürdig sei (vgl. Schramm/Wüstenhagen 2012). Dagegen lässt sich zum einen einwenden, dass den betroffenen Staat oft tatsächlich eine Schuld trifft. Zum anderen kann man geltend machen, dass es hier doch immer auch um Meinungen geht. Dabei handelt es sich nicht um bewusste Manipulation, sondern um Weltbilder. Je nach persönlicher Ansicht drücke man den Sachverhalt daher unterschiedlich aus, und je nach Diskurs setze sich etwas anderes durch. Dafür spricht, dass *to bail s.b. out* umgangssprachlich auch *jemandem aus der Klemme helfen* bedeutet (vgl. Oxford German Dictionary) und durchaus ein rettendes oder helfendes Element zu erkennen ist. Auf dieser Grundlage könnte es sich lohnen, aus linguistischer Sicht zu untersuchen, wie in englisch- resp. deutschsprachigen Ländern finanzielle Zuwendungen aufgenommen werden, um einen in Bedrängnis geratenen EU-Staat vor dem Konkurs zu bewahren. Das könnte auch auf andere Sprachen ausgeweitet werden. Gleichzeitig kann es eine Anregung dazu sein, politische Korrektheit in den Kanon linguistischer Themen aufzunehmen, um bewusste Mechanismen der Sprachlenkung aufzudecken, aber auch, um dafür zu sensibilisieren, was ein achtloser Umgang mit heiklen Wörtern bewirken kann. In diesem Sinne werde ich nachfolgend in die politische Korrektheit einführen und sie daraufhin an zwei beispielhaften Bereichen erörtern: an der sprachlichen Sichtbarmachung von Frauen und an Behinderungen.

#### 5.4.4 Politische Korrektheit (PC)

Die politische Korrektheit hat ihre Wurzeln in Nordamerika, wo sie sich vornehmlich im akademischen Milieu etabliert hat und sich als „Konzept einer gegen die weiße, insbesondere männliche, eurozentrische Majoritätskultur gerichteten Ideologie oder Bewegung“ (Jung 1996: 18, zitiert in Germann 2007: 5) versteht. Zu Beginn der 90er Jahre des 20. Jahrhunderts wurde die PC auch im deutschen Sprachraum Gesprächsthema. Doch während die Bezeichnung als solche unverändert übernommen wurde, bedeutet der Begriff hierzulande etwas anderes. In Amerika schließt er allgemeine Verhaltensregeln zum Umgang mit Minderheiten ein, wohingegen er sich laut Germann hierzulande vornehmlich auf den Sprachgebrauch beschränkt. Ferner ist hier sozialer Druck dafür verantwortlich, wenn gewisse Ausdrucksweisen

gemieden werden; in Amerika jedoch regeln dies kodifizierte Verbote (vgl. Germann 2007: 5). Solche *speech codes* sind nach Matthias Jung für US-amerikanische Hochschulen festgehalten und betreffen dort vornehmlich die historische PC-Norm. Sie verbietet Personenbezeichnungen, die für verschiedene Personengruppen wie Frauen, Homosexuelle oder dunkelhäutige Menschen als diskriminierend empfunden werden können (vgl. Jung 1996: 19). Als letzter großer Unterschied kann der Umstand angesehen werden, dass sich das deutsche Konzept nicht auf soziale Minderheiten beschränkt, sondern den Sprachgebrauch als Ganzes im Blick hat. Beiden Sprachräumen ist gemeinsam, dass die PC Ausdrücke eindämmen soll, die Randgruppen und Minderheiten herabwürdigen. Dabei herrscht die Vorstellung, dass diskriminierende Wörter auch eine diskriminierende Einstellung fördern und ein enges Verhältnis zwischen außersprachlicher Wirklichkeit und Sprachzeichen bestehe.

Kritikerinnen und Kritiker bestreiten, dass Änderungen in Sprachgebrauch tatsächlich auf das soziale Verhalten einwirken. Beanstandet wird zudem, dass die Implikation, der politisch korrekte Sprachgebrauch sei der einzig angemessene, von Intoleranz zeuge; das aber sei politisch unkorrekt (vgl. Germann 2007: 5ff). Das ist aber eine bedenkliche Unterstellung, die eine wichtige Position zu schwächen sucht, ohne selbst eine Lösung oder zumindest einen Lösungsweg anzubieten. Stattdessen wird einer Handlungsunfähigkeit Vorschub geleistet, die sich daraus speist, dass über ein reales Problem gespottet wird. Damit wird der Effekt erzielt, dass die PC lächerlich, übertrieben und trivial wirkt – eine Strategie mit beträchtlichem Potential zur Manipulation (vgl. Hellinger 2004: 282). Dies wird im Anschluss anhand der feministischen Linguistik diskutiert.

#### 5.4.4.1 Feministische Linguistik

Zugegeben, geschlechtergerechte Formulierungen mögen sperrig sein und optisch sowie akustisch unschön. Am Wahl- und Stimmrecht, das die Schweizerinnen erst 1971 erhielten, wird jedoch deutlich, wie wichtig es sein kann, Frauen explizit zu erwähnen.

Seinerzeit wurde nämlich argumentiert, in der Verfassung stehe, dass alle Schweizer stimm- und wahlberechtigt seien; von Schweizerinnen stehe nichts geschrieben. Laut Trömel-Plötz waren es führende Juristen, die noch in den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts insistierten, dass Frauen in der Formulierung: „Stimmberechtigt bei Wahlen und Abstimmungen ist jeder Schweizer, der [...]“ nicht einfach mitgemeint seien, sondern eine

ausdrückliche Nennung nötig wäre (vgl. Trömel-Plötz 2007: 203). 1971 wurde die Verfassungsbestimmung schließlich um das entscheidende Substantiv *Schweizerinnen* ergänzt.<sup>19</sup> Hier mag man natürlich argumentieren, dass diese Begründung nur vorgeschoben war und tatsächlich andere Gründe dafür ausschlaggebend gewesen sein werden, Frauen den Zugang zur Politik zu verweigern. Es lässt sich jedoch nicht abstreiten, dass diese in der Tat fragwürdige Rechtfertigung nur vorgebracht werden konnte, weil die Schweizerinnen tatsächlich nicht explizit genannt wurden. Freilich wurden sie erst nicht erwähnt, weil sie ja gar nicht stimmberechtigt waren. Aber danach wurde die fehlende Nennung als Argument eingesetzt, damit sie auch weiterhin nicht stimmberechtigt blieben.

Am Beispiel des Wahl- und Stimmrechts für Schweizerinnen ist gut zu erkennen, wie bedeutsam es sein kann, sprachlich sichtbar zu sein. Zwar werden Stellenanzeigen mittlerweile geschlechtergerecht ausgeschrieben und Frauen in Leitbildern und Gesetzestexten erwähnt. Aber die Debatte um das Deutsche als Männersprache hat ihren Zenit überschritten und ist weitgehend aus dem Blickfeld der Öffentlichkeit verschwunden. Angesichts der potentiellen Tragweite von sprachlicher Unsichtbarkeit ist es meiner Meinung nach zu bedauern, dass seine Bedeutsamkeit nicht tiefer ins allgemeine Bewusstsein eingedrungen und die Befolgung geschlechtergerechter Formulierungen mittlerweile sowohl im politischen wie auch im universitären Kontext abzunehmen scheint. Für die Politik zeigt sich dies beispielhaft an der Verwendung des Indefinitpronomens *jedermann*. 1995 nahm der Bundesrat einen Leitfaden zur sprachlichen Gleichbehandlung im Deutschen zur Kenntnis, in dem zum Indefinitpronomen *jedermann* festgehalten wurde: „Das Pronomen *jedermann* stimmt mit der Wortverbindung *jeder Mann* lautlich bis auf die Betonung überein. Es wird deshalb als besonders geschlechtsspezifisch empfunden“ (Schweizerische Bundeskanzlei 1996: 56). 21 Jahre später stand in der Bundesverfassung zur Rechtsfähigkeit zu lesen: „Rechtsfähig ist jedermann“ (Bundesbehörde der Schweizerischen Eidgenossenschaft 2017, Art. 11). In Bezug auf die Hochschulen sei exemplarisch Maitz (2014) erwähnt. In der Fußnote eines 2014

---

<sup>19</sup> Letztendlich wurde den Schweizerinnen das Wahl- und Stimmrecht übrigens nur auf Druck der Menschenrechtskonvention gewährt (vgl. Fenner et al. 1997: 149). Entlastend muss immerhin erwähnt werden, dass das Parlament verhältnismäßig früh, 1959, zugestimmt hatte, Frauen Zugang zur Urne zu gestatten (vgl. Bewes 2012: 89). Auf kantonaler Ebene war es den Frauen in Appenzell Innerrhoden hingegen bis im Herbst 1990 vorenthalten worden: Im Frühjahr sprach sich eine Dreiviertelmehrheit der stimmberechtigten Männer gegen eine Beteiligung der Frauen an der Kantonspolitik aus. Ein halbes Jahr später wurden sie aber per Anweisung aus Bundesbern genötigt, sie dort zuzulassen (vgl. Tagesgespräch SRF 07.07.2011).

erschienen Aufsatzes macht er „platzökonomische Gründe“ (vgl. Maitz 2014: 2) dafür verantwortlich, dass er das generische Maskulinum verwende.

Diese Zurückhaltung ist auch in der neueren öffentlichen Sprachkritik vorherrschend. Sick äußert sich mehrfach und ausführlich zu Themen *feministischer Linguistik*. Auch wenn Sick und seine Position nicht als Maßstab gelten sollen, ist es doch so, dass er in der Öffentlichkeit Zustimmung findet und mit Kolumnen einen Nerv trifft, die Haltung der Öffentlichkeit wiedergibt oder sogar beeinflusst. Daher kann es zweckdienlich sein, seine Ansicht zur feministischen Linguistik und Frauen allgemein zu beschreiben: In der ersten Folge seiner Bücherreihe *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod* bemüht sich ein Räuberhauptmann vorgeblich darum, seine Männer zur zweigeschlechtlichen Anrede zu bewegen, die nach ihrem Dafürhalten jedoch bereits freundlich genug zu den „Weibern“ (Sick 2016: 168) seien, ihnen schließlich teure Geschenke machten und sie mit ihren Kreditkarten einkaufen ließen. Unbeirrt aber beharrt das Oberhaupt darauf, dass es ab sofort *Kurierinnen* und *Kuriere*, *Dealerinnen* und *Dealer* heißen müsse (vgl. ebd.: 168f. und 172), und macht gleich vor, was er meint, indem er die abschließende Weisung an sein Gefolge auch an „Negerinnen und Neger“ (ebd.: 170) sowie „Schlägerinnen und Schläger“ (ebd.) adressiert. Dadurch stellt er eine ganze, ohnehin gebeutelte Bevölkerungsgruppe andeutungsweise in eine Reihe mit Drogenhandel und Gewalttaten.

Frühere Sprachkritiker scheinen beim Thema *feministische Linguistik* fortschrittlicher gewesen zu sein, sofern ihre vereinzelten Bemerkungen zu einem geschlechtergerechten Sprachgebrauch als repräsentativ gelten dürfen. Wustmann (1896) findet an Feminina, die auf *-in* gebildet werden und zu seiner Zeit erst aufkamen, nichts auszusetzen. Im Gegenteil begrüßt er Bildungen wie *Ärztinnen*, *Lehrerinnen* oder *Arbeiterinnen*, da sich mit der Paarnennung der „große Unsinn“ (Wustmann 1896: 65), Formulierungen wie „männliche[...] und weibliche[...] Lehrer[...]“ (ebd.), vermeiden lässt. Später wettet er noch heftiger gegen *Lehrperson*, was eine „entsetzliche Geschmackslosigkeit“ sei (ebd.: 340), wobei er nicht ausführt, warum er die Bildung für unglücklich hält. Ohne Angabe von Gründen spricht er sich auch gegen die Bildungen *Patin* und *Kundin* aus und bevorzugt *der/die Kunde* und *der/die Pate* (vgl. ebd.: 65). Für diese Bildungen spricht, dass die Feminina keine Ableitungen der Maskulina sind, sondern eine gleichwertige Bezeichnung je nach Artikel auf einen Mann oder eine Frau referieren und somit auch geschlechtergerecht sind. Theodor Matthias, ein



weiterer früherer Sprachkritiker, äußert sich nicht zum Thema. Aber sein Buch enthält mit „Wallfahrenden“ (Matthias 1929: 360), das er kommentarlos verwendet, ein nominalisiertes Partizip zur Geschlechterbezeichnung, was in den 20er Jahren des letzten Jahrhunderts noch nicht verbreitet war.

Als Teil der politischen Korrektheit wurde an dieser Stelle auf die feministische Linguistik eingegangen und ihre aktuell schwindende Anerkennung gestreift, die sich sowohl in der Öffentlichkeit als auch in der Sprachwissenschaft bemerkbar macht. Das ist einerseits nachvollziehbar, weil die konsequente Nennung beider Geschlechter die Lesbarkeit eines Textes erschweren kann. Andererseits ist es nicht unproblematisch, dass beim generischen Maskulinum Frauen mitgemeint sein sollen, dies bei Bedarf aber anders ausgelegt werden kann. Willkürliche Textauslegungen begünstigen unter Umständen brisante (Ohn-)Machtsituationen, die der noch nicht so sprachinteressierten Öffentlichkeit mit dem beredten Hinweis auf die historische Verweigerung des Wahl- und Stimmrechts für Schweizerinnen vor Augen geführt werden kann.

Eine andere Form von (Ohn-)Macht erfahren gegenwärtig Menschen im autistischen Spektrum. In der medialen Berichterstattung wird auf diese Beeinträchtigung oftmals unzutreffend und diskreditierend referiert. Der nächste Abschnitt macht auf einseitige oder gar falsche Assoziationen aufmerksam, die gegenwärtig in Medien transportiert und verbreitet werden. Der Abschnitt beginnt mit den medizinischen Bedingungen der Autismus-Spektrum-Störung. Das ist meiner Meinung nach wesentlich, weil die monierte Berichterstattung oft den Eindruck vermittelt, es handle sich dabei um eine etwas ausgeprägte Form von Einsiedlertum, sozialem Rückzug oder emotionaler Kälte. Tatsächlich ist es aber eine tiefgreifende Entwicklungsstörung, deren Folgen einleitend geschildert werden, damit deutlich wird, *wie* kurzsichtig einige Medien diesen Terminus verwenden. Der Wandel in der Sprachverwendung, der sich hier abzeichnet, lässt sich gut nutzen, um die Öffentlichkeit für (Veränderungen im) Sprachgebrauch zu sensibilisieren und überhaupt ein Verständnis dafür zu wecken, dass die Bedeutung eines Wortes veränderbar und die Bedeutung eines Wortes sein Gebrauch in der Sprache ist (vgl. Wittgenstein 2001: §43).

#### 5.4.4.2 Autismus-Spektrum-Störung in der medialen Berichterstattung

Bevor auf die mediale Berichterstattung eingegangen wird, soll eingangs ein Überblick über die drei Hauptmerkmale der äußerst vielschichtigen sogenannten Autismus-Spektrum-Störung gegeben werden, denen allesamt soziale Defizite zugrunde liegen. Beeinträchtigt sind

- die sozialen Beziehungen (vgl. Maureen/Gittens 2013: 28f.), die den Eindruck fördern können, Betroffene seien in sich gekehrt und hätten sich gegen die menschliche Gesellschaft entschieden. Tatsächlich handle es sich dabei um eine Fehlinterpretation der sozialen Schwierigkeiten, derentwegen Menschen im autistischen Spektrum noch nicht hätten lernen können, sich am zwischenmenschlichen Miteinander zu erfreuen (vgl. ebd.; 61f.)
- die soziale Kommunikation (vgl. ebd.). Gleichzeitig ist auch die Motivation zur Kommunikation verringert (vgl. ebd.: 93), so dass Sprache oft nur eingesetzt wird, um eigene Wünsche und Bedürfnisse zu artikulieren (vgl. ebd.: 28).
- die Vorstellungsfähigkeit und das soziale Verständnis. Darunter werden phantasievolle Einbildungskraft, Empathie (vgl. ebd.: 28ff.) sowie ein Verständnis für soziale Regeln und Normen gefasst (vgl. ebd.: sowie 69f.). Diese Unfähigkeit, Haltungen oder Gedanken anderer Menschen wahrzunehmen, beeinträchtigen gemäß Maureen/Gittens über das Wissen und das Verständnis hinaus auch die Kommunikationsfähigkeit (vgl. ebd.: 107). Es lässt sich also mutmaßen, dass die einzelnen Charakteristika miteinander wechselwirken.

Aufgrund dieser Beeinträchtigungen befinden sich Menschen mit Autismus in einer veränderten Ausgangslage zu sich und ihrer Umwelt (vgl. Maureen/Gittens 2013: 28ff., 53, 68).

Diesen schwerwiegenden Beeinträchtigungen tragen nicht alle Medien durchgehend Rechnung. Es folgen nun drei kommentierte Zitate aus der Presse, die zeigen, wie pauschalisierend und abfällig der Autismusbegriff mitunter eingesetzt wird. Darauf schließen drei Zitate aus der Sprachwissenschaft an, in denen der Autismusbegriff als Quasisynonym zu *egozentrisch* verwendet wird.

Helene Hegemann schrieb: „Bei dieser neuen, glorifizierten Form von Autismus handelt es sich nicht um unberechenbare Asperger-Kids, die schon im Vorschulalter masturbierend am Kronleuchter hängen“ (Hegemann 2015). In einer der renommiertesten Zeitungen

Deutschlands wird in einem Feuilleton-Artikel ein verstörendes Bild der Sexualität hoch-funktionaler (Klein-)Kinder im autistischen Spektrum gezeichnet.<sup>20</sup> Es bleibt dahingestellt, welche Gründe Hegemann zu dieser Formulierung bewogen, ob das absichtlich so geschrieben wurde, die Verfasserin damit ihre persönliche Einstellung zum Behinderungsbild wiedergibt oder sich unreflektiert einer Metapher bediente. In jedem Fall besteht die Gefahr, mit solchen Aussagen eine unzutreffende Vorstellung über Autismus zu verbreiten und ggf. zu festigen.

Im folgenden Zitat wird zum einen der soziale Rückzug, der für Autismus-Spektrum-Störungen charakteristisch ist, verharmlost und die vielfältigen Einschränkungen ignoriert, die mit der Beeinträchtigung<sup>21</sup> einhergehen können. Zum anderen werden Frauen in Liebesbeziehungen auf eine Existenz als Dienstmädchen reduziert, Männer auf plumpen Chauvinismus: „Claus hat eine intensive Phase des sozialen Autismus durchlebt, wie so viele Männer, die plötzlich eine Frau kennenlernen, die ihnen die Wäsche macht“ (Lambert 2015a). Paula Lambert selbst findet die Missbilligung an ihrer Wortwahl ungerechtfertigt und distanziert sich auf ihrer Facebook-Seite ironisch-theatralisch von Reaktionen, in denen diesen Satz als herabsetzend kritisiert worden ist:

„Erstaunlich, dass ich dafür wütende Mails von Menschen bekomme, die glauben, ich würde Autisten beleidigen. Zumal in diesem Fall das soziale Verhalten gemeint ist, keine genetische oder psychologische Disposition (sic). Seufz“ (Lambert 2015b).

Am 13. Februar 2017 erschien in der *Luxemburg Privat*, einer unabhängigen Wochenzeitung für Luxemburg, als Kommentar der Woche eine Tirade gegen den professionellen Journalismus Luxemburgs, der gekauft und krank sei. Übergangslos folgt der Satz: „Das hat schon was von Inzucht, von Autismus...“ (Nicolas 2017). Der Verfasser des Textes und Gründer der Zeitung lässt dahingestellt, was das eine mit dem anderen oder mit Journalismus zu tun haben soll. Völlig zu Recht fragt Enno Park in einem Blogeintrag, was wohl geschähe, wenn

---

<sup>20</sup> Der Artikel offenbart über diesen fragwürdigen Satz hinaus in gerade einmal vier Zeilen verschiedentlich Unsicherheiten in Kommasetzung und Rechtschreibung sowie einen Kongruenzfehler: mehr erreicht (sic) als ihm zusteht; der Aufstieg in eine bessere, (sic) gesellschaftliche Schicht; ein unaufrichtiges Leben mehr Wert (sic) gewesen sein könnte; Kongruenzfehler bei: „Es folgen willkürliche Vergiftungen und Anschläge, getarnt als Aktionen einer Umweltschutzorganisation – und am Ende doch wieder nur das Selbstbehauptungstool (sic) eines verkorkten Geisteskranken“ und eine auseinandergerissene Zusammenschreibung: „als persönliche Racheaktion eines Psychopathen heraus stellt“ (sic) (Hegemann 2015).

<sup>21</sup> Unter *Beeinträchtigung* verstehe ich die Behinderung oder Störung an sich, zum Beispiel sekundenlange Absenzen während eines epileptischen Anfalls. Die Einschränkung bezeichnet mögliche Folgen, etwa wenn durch die Absenzen auf Schwimmen, Radfahren und Ähnliches verzichtet werden sollte.

Menschen mit Querschnittlähmung, Parkinson oder Trisomie auf solche Art – öffentlich und unbehelligt – verunglimpft würden (vgl. Park 2015).

Selbst Verfasser wissenschaftlicher Artikel scheuen sich nicht, *autistisch* im Sinne von *egozentrisch* zu verwenden, ohne sich beispielsweise mit Anführungszeichen davon zu distanzieren: Rainer B. Jogschies will „gängige[...] Floskeln“ gefunden haben, „die geradezu autistisch voraussetzen, dass alles auf der Welt sich nur noch um die redende Person zu drehen scheint“ (Jogschies 2011: 208). Ortner und Sitta schreiben in einem etwas kryptischen Abschnitt über *genuin autistische Robinsone*: „Die Akteure des sprachlichen Lebens stünden sich nicht als genuin autistische Robinsone gegenüber, denen erst ein Pflingstwunder zum kommunikativen Austausch verhilft“ (Ortner/Sitta 2003: 8). Ulrich Schmitz stellt bereits 1995 in einem 21seitigen Aufsatz mit dem bezeichnenden Titel *Intellektuelles Geschwätz* nicht weniger als sechsmal eine Verbindung zwischen dem beschriebenen Behinderungsbild und einem unzugänglichen Schreibstil her, beispielsweise: „Solch intellektualistischer Stil speist sich aus einer Mischung von vorgetäuschter Expertise und sozialem Autismus“ (Schmitz 1995). „Warum soll ein Leser sich für dieses autistische Thema interessieren?“ (ebd.).

Was steckt hinter einem solchen Wortgebrauch, der mittlerweile so verbreitet zu sein scheint, dass selbst im wissenschaftlichen Kontext auf Distanzmarker verzichtet werden kann? Bedeutungsveränderungen, wie sie sich gegenwärtig im Gebrauch des Wortes *autistisch* und anderen Behinderungsformen abzeichnen, können im Gespräch mit Sprachpflegenden einen Anknüpfungspunkt bieten. Dies, da sie deutlich machen, dass vermeintlich feststehende Bedeutungen veränderbar sind. Ein amüsantes Beispiel ist etwa die ursprüngliche Bedeutung von *Lord* und *Lady*, bezeichneten sie doch den Brotwart und die Teigkneterin (vgl. Müller 2000: 53). Im Folgenden soll das Thema der Bedeutungsveränderung anhand verschiedener Behinderungen ausgeführt werden.

#### 5.4.4.3 PC: Sprachwandel am Beispiel von Behinderungen

Das Adjektiv *toll* bezeichnete früher einen krankhaften Geisteszustand, den Wahnsinn; *dumm* bedeutete ehemals *stumm* sowie *gehörlos*; ein gehörloser Mensch wurde *doof* genannt (vgl. Keller/Kirschbaum 2000: 48 sowie engl. *deaf* und nl. *doof*). Heutzutage ist die (für Be-

troffene vielleicht schmerzliche) Übergangszeit längst vorbei, die frühere Bedeutung in Vergessenheit geraten, *doof* bezeichnet keine Behinderung mehr. Dafür ist das Adjektiv *behindert* in der gegenwärtigen Jugendsprache auf dem Weg dazu, ein Synonym für *dumm* zu werden. Der Prozess ist der gleiche: Behinderung wird mit Dummheit gleichgesetzt. Entsprechend ist davon auszugehen, dass die heute unter deutschsprechenden Jugendlichen geläufige Beleidigung *Spasti*, mit der über die augenblickliche Ungeschicklichkeit eines Kumpels gespottet wird, als Synonym zu *ungeschickter Mensch*, *Tollpatsch* verwendet werden wird.<sup>22</sup> In der Tat ist das in (Online-)Wörterbüchern bereits der Fall.

Verschiedene Nachschlageseiten führen *Spasti* als Synonym für *Dummkopf* und bewerten das Wort unterschiedlich stark. Der Duden, Langenscheidt und ein-synonym.de klassifizieren das Wort als derb (vgl. Duden: Das große Wörterbuch der deutschen Sprache 2012, Langenscheidt o. J., ein-Synonym.de o. J.). Deutschesynonyme.com bietet in seiner Liste lediglich zwei Beurteilungen an: *Dackel* sei abwertend, *Halbdackel* stark abwertend; *Spasti* bleibt ohne Beurteilung (vgl. Deutschesynonyme.com o. J.). Wiktionary listet sowohl *Spast*, *Spasti* als auch *Vollspast* ohne Wertung auf (vgl. Wiktionary o. J.). Das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache nimmt eine interessante Unterscheidung vor: *Spast* und *Vollspast* klassifizieren sie als umgangssprachlich, jugendsprachlich, *Spasti* hingegen als derb, ohne eine Erklärung dafür anzubieten (vgl. das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache o. J.). Open Thesaurus hält *Spast* ebenfalls für umgangs- und jugendsprachlich (vgl. Open Thesaurus o. J.), und *synonyms.net* führen wiederum eine Liste ohne Einschätzungen (vgl. *synonyms.net* 2017).

Noch deutlicher wird diese im Vollzug begriffene Bedeutungsverschiebung in einem Artikel sichtbar, in dem die Verfasserin schreibt, in einer Mitarbeiterschulung habe ein junger Teilnehmer gesagt, er verwende das Wort „behindert“ nie, da das ja ein Schimpfwort sei. Er kannte es nur als Beleidigung, als neutrale Beschreibung nicht (vgl. Link 2015).

Das kann man auf der einen Seite als natürlichen Sprachwandel werten, als wiederkehrenden Aufwertungs-Abwertungszyklus, wie er beispielsweise darin ersichtlich wird, dass *Idiot* heutzutage eine reine Beleidigung ist, früher aber die medizinische Bezeichnung für

---

<sup>22</sup> Zur Entstehung der aktuellen Bezeichnung: Es ist zu vermuten, dass die *spastische Lähmung* in *Cerebrale Bewegungsstörung* umbenannt wurde, als die diffamierende Neubedeutung um sich griff. Allerdings hängt die neue Bezeichnung wohl auch damit zusammen, dass die alte schlicht unzutreffend war: Betroffene sind nicht gelähmt, sondern können sämtliche Körperteile bewegen, wenn auch nicht immer koordiniert und willentlich.

einen Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung war. Man kann wie Nora Sties in einem Interview nüchtern konstatieren, dass Jugendsprache geradezu von Tabubrüchen lebt und es als Zeichen von Nähe gedeutet werden kann, ein potentiell konfliktträchtiges Wort zu verwenden und es in eines umzuwandeln, das die Gemeinschaft stärkt und erkennen lässt, dass man mit dem Code vertraut ist und zusammengehört (vgl. Schimanke o. J.). Je enger die Beziehung ist, desto zwangloser kann man sich geben.

Auf der anderen Seite scheint hier wieder durch, was sich wie ein roter Faden durch die gesamte Arbeit zieht: Argumente auf der einen Seite, Gefühle und Haltungen auf der anderen. Die obigen rationalen Positionen funktionieren solange – und nur solange –, wie Funktionelekten und der inneren Mehrsprachigkeit Rechnung getragen wird. Sobald jemand (s)eine Sprachverwendung zur Richtschnur für angemessenen Sprachgebrauch macht und (s)eine Einschätzung absolut setzt oder durch persönliche Betroffenheit (in beiden Bedeutungen des Wortes) nicht willens oder fähig ist, sich objektiv und rational mit einem Sprachgebrauch auseinanderzusetzen, fehlt die nötige Sachlichkeit. Es braucht Distanz und Reflektiertheit, um eine sprachliche Erscheinung zu tolerieren, die man selbst ablehnt, und zu akzeptieren, dass sie für andere etwas anderes bedeuten als für einen selbst.

Griesbach (2006: 276f.) gibt zwar zu Recht zu bedenken, dass Beleidigungen Teil einer Gruppensprache sein können, die ausschließlich im gruppenfremden Blickwinkel negativ behaftet sind. Das ist sicher zutreffend. Und solche verbale Ausfälligkeit mag als Teil des Drucks in einer Peer-Group sogar erwartet werden, um nicht als Feigling oder Außenseiterin oder Außenseiter zu gelten. Aber dadurch erhöht sich möglicherweise die Bereitschaft, die Kränkung an sich überhaupt auszusprechen und sie in andere Kontexte zu überführen, in denen sie weder als harmlos aufgenommen wird noch beabsichtigt ist. Dies ist zum Beispiel der Fall, wenn jemand nach einer ungeschickten Bewegung als *Spasti* oder *Missgeburt* verlacht wird, ohne dass tatsächlich eine Bewegungseinschränkung vorläge. Es ist Pates et al. beizupflichten, wenn sie schreiben, dass Ausschlüsse und Benachteiligungen nicht nur bewusst vorkommen, sondern mitunter nicht einmal als solche wahrgenommen werden und unbeabsichtigt geschehen. Als Beispiele geben sie unbedacht verwendete sprachliche Ausdrücke an, die etabliert seien oder deren negative Bedeutung nicht bekannt sei. Dennoch seien sie auch dann verletzend und herabwürdigend (vgl. Pates 2010: 29f.), da Sprache kein neutrales, unschuldiges Medium sei, mit dem ausschließlich die Wirklichkeit beschrieben und

Informationen transportieren werden. Vielmehr diene sie auch dazu, die Welt zu gestalten und damit zu verändern. Sprache beziehe sich auf gesellschaftliche Haltungen, deren Geschichte und Normalität. Dadurch bestehe die Wahrnehmung von Minderwertigkeit immer weiter und werde als *normal* und *gegeben* dargestellt und tradiert. Diskriminierende Begriffe aber würden von vielen Menschen, die im Alltag diskriminierenden Erfahrungen ausgesetzt seien, als psychische Gewalt und eine Einschränkung an Entwicklungsmöglichkeiten und Lebensqualität empfunden (vgl. Pates 2010: 70ff.).

Um das zu veranschaulichen: Mit einer Metapher oder einer Beleidigung, die einen Menschen mit erschwerten Bedingungen herabwürdigt und ihn in als Individuum abwertet, wird ihm ein Stempel aufgedrückt und einer Stigmatisierung Vorschub geleistet, der er sich, wenn überhaupt, nur mit Mühe wird entziehen können.

„Behinderte“ beispielsweise werden – rein sprachlich – auf ihre Beeinträchtigung reduziert, als sei sie alles, was diese Menschen ausmache. Die Beeinträchtigung bei „Menschen mit Behinderung“ dagegen bezeichnet eine Eigenschaft unter vielen und wird dem menschlichen Wesen besser gerecht. Dagegen lässt sich zwar einwenden, dass es ganz normal ist, einen Menschen auf ein Merkmal zu reduzieren, zum Beispiel auf seinen Beruf, Wohnort oder die Anzahl der Kinder, aber das Argument greift meines Erachtens zu kurz, weil es sich dabei um zwei höchst unterschiedliche Voraussetzungen handelt. Identitätskonstruierende Faktoren wie den Ausbildungslehrgang kann man in der Regel selbst wählen und sich bewusst dafür entscheiden, die Bezeichnung bezieht sich also auf einen Umstand, dem gegenüber man wohlwollend eingestellt sein dürfte. Eine Behinderung dagegen ist in den seltensten Fällen selbstgewählt<sup>23</sup> und referiert auf ein Merkmal, das weithin als Schädigung und Mangel wahrgenommen wird und intensive und oft schmerzliche Reifeprozesse bedingt, ehe es angenommen werden kann.

Deshalb ist auch die Unterstellung zurückzuweisen, es gäbe eine positive Diskriminierung, wie dies beispielsweise der Komiker Mario Barth glaubt. Es spricht sich dezidiert dafür aus, über alles und jeden Witze zu reißen, und propagiert ein „Recht“ darauf, verspottet zu werden, „[e]gal, ob [...] Dicke, Behinderte, Juden, Türken, Deutsche oder, oder, oder“ (Pahle 2016). Seiner Ansicht nach ist es diskriminierend, Randgruppen vom Spott auszuschließen

---

<sup>23</sup> Für Literatur zum Thema *Körper-Integritäts-Identitäts-Störung*, bei der gesunde Körperteile abgelehnt werden und Sehnsucht nach einer Amputation besteht, verweise ich auf die Einführung von Stirn et al. (2010) und für ethische Überlegungen auf Pollmann (2007).

(vgl. ebd.). Jedoch wurde beim Ombudsmann der *Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft (SRF)* Beschwerde eingereicht, nachdem sich die Schweizer Satiriker Giacobbo/Müller in einer Late-Night-Show mehrfach auf transsexuelle Menschen als „Transen“ bezogen hatten. Der Beschwerde wurde stattgegeben: Wohl dürften Satiriker vieles auf die Schippe nehmen, doch gebe es zwei „Heiligtümer“: das eine seien religiöse Gefühle, das andere benachteiligte Menschen. Es ist interessant, dass das Wort *Heiligtum* dem *Tabu* vorgezogen wird: höchste Weihen statt eines Verbots. Gemäß der Ombudsstelle sei hier tatsächlich das Diskriminierungsverbot angetastet worden. Nun erarbeitet das *Transgender Network Schweiz* eine Sprachregelung für das SRF (vgl. Llugiqi 2016). Bezeichnend für solche „Späße“ wie von Giacobbo/Müller oder Barth ist, dass die Urheberinnen und Urheber nicht zur verlachten Gruppe gehören, und daher nicht wissen können, wie es sich anfühlt, Teil dieser Gemeinschaft zu sein. Freilich geniessen Satirikerinnen und Satiriker grössere Freiheiten. Die jedoch endet dort, wo das Recht der anderen beginnt. In diesem Fall also geht es um das Recht einer immens heterogenen Menschengruppe, die wegen eines gemeinsamen Merkmals nicht nur über einen Kamm geschoren, sondern überdies mit Spott bedacht wird. Es ist leicht, als Aussenstehende oder Aussenstehender zu fordern, man möge doch etwas Humor zeigen und auch einmal über sich selbst lachen. Dabei wird aber dreierlei verkannt: Erstens, dass dieses Thema im Leben Betroffener zentral sein dürfte. Es sollte nachvollziehbar sein, dass Themen mit einer hohen, oftmals auch schmerzlichen Bedeutung in der Regel ernst genommen werden. Zweitens, dass solche Scherze vielleicht tatsächlich nicht böse gemeint sein mögen, aber zermürend wirken können, gerade wenn Betroffene ihnen wiederholt ausgesetzt sind. Und drittens, dass durch den Bekanntheitsgrad und die vergleichsweise grosse Reichweite von Medienschaffenden und Komikerinnen und Komikern einer potentiell gefährlichen Denkart Vorschub geleistet wird, indem sie herabsetzende Ausdrücke oder Witze normalisieren und bagatellisieren.

Wie Pates et al. überdies zutreffend festhalten, sind Merkmale, die Menschen umfassend bezeichnen, oftmals nicht bloße Attribute, mit denen menschliche Vielfalt ersichtlich wird, sondern bedeuten eine drohende Essentialisierung. Darunter wird das verstanden, was vorhin bei der absolut gesetzten Bezeichnung *Behinderte* beanstandet wurde: Ein einzelnes Merkmal wird zur entscheidenden Identitäts- und Bezugsgröße (vgl. Pates et al. 2010: 18). Als



Essentialisierung gilt, Anders- oder Eigenartigkeit einer Person auf ihre „ursprüngliche Wesenheit“ festzulegen (Schönhuth 2017). Dabei geht man von der Annahme aus, dass allen Gegenständen eine Essenz zugrunde liegt, die unabhängig von Kontext und Interpretation ist. Sie soll alle Veränderungen überdauern, „ihre ‚wahre Natur‘ bestimm[en] und sie notwendig zu dem mach[en], was sie sind“ (Babka/Posselt 2003).

Reduzierungen auf einzelne distinktive Merkmale können einem Menschen ohnehin nicht gerecht werden. Bei diskriminierungsanfälligen Eigenschaften wie Herkunft, Hautfarbe, Behinderungen, Religionszugehörigkeiten oder der sexuellen Orientierung können sie aber Stigmatisierungen nach sich ziehen oder verstärken, was bei vergleichsweise neutralen oder gar positiven Zuschreibungen nicht der Fall ist. Mit der politischen Korrektheit existiert ein ideologisches Bestreben, Minderheiten und Randgruppen sprachlich aufzuwerten.

#### 5.4.4.4 PC: Wortkritik und Tugendterror

Politisch korrekte Bezeichnungen sind ihrer Natur nach verhüllend, weil sie einen als negativ empfundenen Sachverhalt umschreiben. Das wird von verschiedenen Seiten kritisiert. Im Folgenden sollen Argumente von Befürworter- und Gegenseite vorgestellt und erörtert werden.

Der erste Einwand gegen euphemistische Bezeichnungen ist ihre Flüchtigkeit. Nach einiger Zeit verlieren sie ihren beschönigenden Gehalt, weil das Wort nun geläufig ist und nicht mehr als feine Umschreibung wahrgenommen wird (vgl. Keller/Kirschbaum 2003: 67). So machte beispielsweise *verhaltensgestört verhaltensauffällig* Platz, das seinerseits durch *verhaltenskreativ* ersetzt wurde und am Ende meines Sonderpädagogikstudiums 2009 dem noch euphemistischeren *nicht dem gängigen Verhaltensrepertoire entsprechend* gewichen war.<sup>24</sup> Keller und Kirschbaum (2003: 67) bezeichnen diese Abnutzungserscheinung als „unerbittliches Schicksal“ aller politisch korrekter Bezeichnungen. Das trifft zwar zu, aber auch wenn schonende Bezeichnungen mit der Zeit ihre Wirkung verlieren, signalisieren sie doch Wohlwollen und Achtsamkeit und tragen dazu bei, dass sich Betroffene (zumindest) in sprachlicher Hinsicht aufgehoben fühlen können. Diesem Argument, der Versuch von Umbenennun-

---

<sup>24</sup> Abgesehen von ihrem euphemistischen Gehalt ist die Bezeichnung auch unpräzise, weil anklingen könnte, sie schließe jegliches Verhalten ein, das nicht üblich sei, auch außergewöhnlich mutiges oder selbstloses o. Ä.

gen sei auf Dauer ohnehin zum Scheitern verurteilt und man solle die bestehenden Bezeichnungen beibehalten, so abwertend und unbefriedigend sie auch seien, kann man eine Replik von Deborah Cameron entgegenhalten: Menschen mit chronischen Kopfschmerzen, argumentiert sie, schlucken Aspirin, um die momentanen Beschwerden einzudämmen, auch wenn sie davon ausgehen müssen, dass sie später erneut Kopfschmerzen bekommen (vgl. Cameron 1995: 147).

Einen weiteren Vorbehalt gegen politisch korrekte Bezeichnungen führt Griesbach an, von dem er glaubt, dass „Kritiker, *vor allem auch Linguisten*“ (Griesbach 2006: 90, Hervorhebung F.S.M.) ihn unterstützen: Die neuen euphemistischen Bezeichnungen verschleiern seiner Ansicht nach lediglich bestehende gesellschaftliche Konflikte und ändern nichts an den bedauerlichen Umständen. Es sei illusorisch zu hoffen, eine Gesellschaft verändere sich aufgrund von Wortverboten; und der Glaube an Wortmagie, der den Bezeichnungen anhafte, entbehre einer linguistischen Grundlage (vgl. Griesbach 2006: 90). Auch hier hat Cameron (1995: 141; 143) treffende Worte gefunden, denen uneingeschränkt zuzustimmen ist. Selbstredend sei *verbal uplift*, also mit Worten aufzurichten oder zu erheben, nicht die Revolution an sich und eine unterdrückte Gruppe umzubenennen ändere nicht wie durch Zauberhand ihre Lebensumstände. Doch gesellschaftliche Veränderungen seien weder ein Nullsummenspiel noch ein endlicher Prozess. Selbst die zynischste Befolgung von Normen, die zu einem gegebenen Zeitpunkt als akzeptabel gälten, setze ein öffentliches Beispiel, das sich andere vielleicht zu Herzen nähmen. Ähnlich sieht dies auch Gloning, der den herrschenden Sprachgebrauch als Teil unserer Lebenswelt versteht. Wird er verbessert und Diskriminierung eingedämmt, verbessern sich seiner Überzeugung nach auch die herrschenden Zustände (vgl. Gloning 1996: 43).

Eine solche Verbesserung muss nicht auf die herrschenden Zustände oder die Outgroup beschränkt sein, sondern kann auch betroffenen Individuen helfen, ein positiveres Selbstverständnis zu entwickeln. Es ist zum Beispiel denkbar, dass Menschen mit einer Körperbehinderung und hohen Ansprüchen an sich bei herausfordernden körperlichen Aktivitäten mit Ungeduld und Missmut reagieren. Wenn sie sich jedoch vor Augen führen, dass sie *erschwerte Voraussetzungen* haben und nicht einfach „behindert“ und „ungeschickt“ sind, reagieren sie vielleicht nachsichtiger und weniger destruktiv auf ihre Einschränkung. Denn mit

diesem meines Wissens neuen Euphemismus liegt der Fokus nicht mehr auf dem persönlichen Unvermögen, sondern auf den ja tatsächlich hemmenden Bedingungen. Im Idealfall verringert eine mildere Sichtweise den Druck, eine Aufgabe (rasch) meistern zu *müssen*, und begünstigt ein verständnisvolleres Selbstbild. Insofern kann PC auch bei Angehörigen der Ingroup eine Veränderung herbeiführen, die die Lebensqualität erhöhen kann.

Den ausgeführten Verteidigungen von PC zum Trotz – es gibt einen starken Vorbehalt gegen PC, der sich nicht ausräumen lässt: „Tugendterror“ (Wengeler 2002: 7): Die angestrebte Korrektheit kann ausarten und dazu führen, dass jemand unwissentlich ein Wort benutzt, das nicht PC-konform ist, und dafür zurechtgewiesen wird. Dadurch verbreitern ausgerechnet die Akteurinnen und Akteure, denen es erklärtermaßen darum geht, Randgruppen mit sprachlichen Mitteln zu rehabilitieren, ironischerweise den Graben zwischen jenen, denen bekannt ist, wo und wie man sich Wissen verschafft und es anschließend behält und umsetzt, und jenen, die diese Voraussetzungen nicht mitbringen. So steht politische Korrektheit gewissermaßen für Exklusivität und Exklusion gleichzeitig. Das Bemühen, eine benachteiligte Randgruppe sprachlich aufzuwerten, geht zu Lasten einer anderen.

Das ist keine neue Erkenntnis. Bereits 1963 im Streit über die Sprachkritik hatte von Polenz den Finger in die Wunde gelegt:

„Es sind Werturteile von ‚Gebildeten‘ für ‚Gebildete‘, die es sich leisten können, sich über bestimmte Sachbereiche zu erheben und bestimmte Stilarten zu vermeiden. Sprachkritik ist hier in der Gefahr, sprachliche Bildungsunterschiede moralisch zu bewerten“ (von Polenz 1963: 394).

1982 doppelte Heringer nach und beanstandete, wer für sich in Anspruch nehme, ein Wort als Euphemismus festzulegen, müsse sich selbst „einen privilegierten Zugang zur Realität“ zuschreiben (Heringer 1982: 16). Ebenso hält Eisenberg fest: „Wie die Barriere gebaut ist, kann sie nicht von jedermann überwunden werden, und zwar prinzipiell nicht. Gutes Deutsch bleibt eine elitäre Angelegenheit, dem naiven Sprecher steht es nicht zur Verfügung“ (Eisenberg 2009: 62). Neueren Datums ist die Schlussfolgerung von Heringer und Wimmer (2015: 81): „Andere wegen ihrer Redeweise anzugreifen, wird nichts Anderes als eine Art der Diskriminierung sein.“

Das Dilemma ist offensichtlich. Es gibt eine benachteiligte Gruppe, die mit Gesetzen (zum Beispiel dem Behindertengleichstellungsgesetz) und politisch korrekten Benennungen

unter doppeltem Schutz steht. Und es gibt eine zweite benachteiligte Gruppe, deren Bildungschancen vermindert sind, die doppelt im Nachteil ist: Sie gelangt nicht so leicht an das Wissen um die akzeptablen Benennungen, die, wie gezeigt, immer wieder angepasst werden, was es noch schwerer macht, à jour zu bleiben. Und selbst wenn es gelingt, ist es anspruchsvoll, den Überblick zu behalten über alle Gruppen, die es korrekt zu benennen gilt. Erschwerend kommt hinzu, dass in den Gruppen selbst nicht immer Einigkeit hinsichtlich der bevorzugten Benennung herrscht. Ein Beispiel zur Erläuterung: *Zigeuner* wurde von vielen Fahrenden zu Recht als diskriminierend abgelehnt, weil abwertende Vorurteile wie ein unsteter Lebenswandel mitschwingen. Die aktuell verbreitete Bezeichnung *Sinti und Roma* ist jedoch unzureichend: Es handelt sich dabei nicht um eine Paarformel, sondern Sinti bezeichnet eine Untergruppe der Roma. Damit ist die Doppelnennung unnötig, weil man zum Beispiel ja auch nicht von *Zürchern und Schweizern* spricht. Zudem wird in Ost- und Südosteuropa zwischen Staatsangehörigkeit und Nationalität unterschieden, so dass die Sammelbezeichnung mitunter unzutreffend eine Zugehörigkeit zu einer Nation oder Volksgruppe suggeriert (vgl. Woker 2013 und Depcke 2015). So ist dieser Ausdruck entwicklungsgeschichtlich fragwürdig, unvollständig, unpräzise und erfährt von den damit Bezeichneten nicht durchwegs Zustimmung. Tatsächlich sind laut der *Süddeutschen Zeitung* etliche Gruppen gegen *Roma* als Überbegriff und befürworten stattdessen *Zigeuner*, während andere das Wort als außerordentlich diskriminierend einstufen (vgl. Süddeutsche Zeitung 2010). Daran lässt sich gut erkennen, wie schwierig es ist, eine stichhaltige Bezeichnung zu finden, die allen Anforderungen sowie der verbalen Inflation im Laufe der Zeit standhält. Auch die Bezeichnung *Fahrende* am Anfang des Abschnitts muss als Verlegenheitsausdruck gewertet werden, da entgegen dem herrschenden Irrglauben 95 Prozent der Angehörigen der besagten Volksgruppe sesshaft sind (vgl. für die Prozentangabe Süddeutsche Zeitung 2010).

Heringer und Wimmer (2015: 180f.) thematisieren diese Schwierigkeit, mit der politischen Korrektheit auch der Selbstbenennung der jeweiligen Gruppe korrekt zu entsprechen. Für sie geht die Forderung, dass alle ein Recht auf Selbstbenennung haben sollen, nicht auf, weil sie „am Wesen der Kommunikation vorbei[gehe]“, (ebd.: 180f.). Diese Ablehnung erklären sie nicht, doppelte aber in den beiden Folgesätzen nach: „Ich weiß nicht bei jedem, wie er bezeichnet werden will. Und ich würde mir auch die Freiheit nehmen, dem nicht zu folgen“ (ebd.: 181). Um einmal mehr mit Cameron dagegenzuhalten: Stellt sich mir jemand als

*Pascal* vor, aber ich ziehe es vor, ihn *Fred* zu nennen, handle ich bizarr und potentiell feindselig, indem ich meine Einschätzung, welcher Name passender sei, über diejenige des tatsächlichen Namensträgers stelle (vgl. Cameron 1995: 144). Hier greift der (oft berechtigte) Einwand nicht, dass nicht bei allen Gruppen Einigkeit darüber herrscht, wie sie bezeichnet werden wollen, denn Heringer und Wimmer schreiben ja explizit, dass sie sich gegebenenfalls das Recht herausnehmen würden, sich über eine Wunschbezeichnung hinwegzusetzen. Diese Haltung ist dahingehend zu deuten, dass Einzelwörter emotionale Reaktionen hervorrufen können. Damit lässt sich die Behauptung entkräften, es handle sich bei Anstrengungen im Sinne politischer Korrektheit um banale Wortkritik. Einzelwörter können Einstellungen realiter beeinflussen und auf das Denken einwirken, wie wir unter 5.4.1 beim Wort *Jude* gesehen haben. Das zeigte sich in diesem Abschnitt ja auch bereits bei den Metaphern, die manipulativ eingesetzt werden können, oder bei den sinnentstellenden Bezeichnungen von Störungsbildern: Grundsätzlich scheint die oben ausgeführte unspezifische Beleidigung *behindert* für Abwertungen und Negatives in jedweder Form einsetzbar zu sein, während *autistisch* alles von selbstbezogen über eigenbrötlerisch oder introvertiert bis gefühllos bedeuten soll, und *Spast*, *Spasti* und *Vollspast* referieren auf Ungeschicklichkeiten. Alle drei Wörter sind Herabsetzungen, die sich in keiner Art und Weise mit den entsprechenden Störungsbildern auseinandersetzen.

In diesem Sinne kann Einzelwortkritik nützlich sein, um in der noch nicht so sprachaffinen Öffentlichkeit die bewusste Sprachkompetenz zu fördern und zu einem Nachdenken über sprachliches Handeln anzuregen. Diese zwei Ziele werden auch in zwei neueren Ansätzen verfolgt, der Leichten und der Einfachen Sprache. Ihre Grundgedanken werden an dieser Stelle als Exkurs vorgestellt, denn die Ansätze sind ebenso wertvoll wie potentiell manipulativ. Sie wollen die schriftsprachliche Teilhabe am Leben auch für Menschen ermöglichen, deren diesbezügliche Kompetenz eingeschränkt ist. Ihrer Ausrichtung nach zielen die zwei Konzepte auf Klarheit und Einfachheit ab.

Leichte Sprache ist bestrebt, Personen mit Lernschwierigkeiten oder kognitiven Beeinträchtigungen das Textverständnis zu erleichtern. Auf Wortebene soll dies mit Kürze, Umgangssprachlichkeit und dem Verzicht auf Fremdwörter sowie auf genaue Zahlenangaben gelingen; auf grammatischer Ebene wird darauf geachtet, Konjunktive, Modalverben, Negation, Genitiv- und Nominalstrukturen sowie Passivsätze zu vermeiden. Diese Empfehlungen

stimmen mit den Tipps in herkömmlichen populären Sprachratgebern überein, müssen jedoch als undurchsichtig und, wie gesagt, potentiell manipulativ beanstandet werden (vgl. Stefanowitsch 20014: 12). Mit Stefanowitsch ist eine solche Vereinfachung aus drei Gründen als problematisch anzusehen: Erstens wegen Bedeutungsunterschieden zwischen der komplexen Struktur, die es zu vermeiden gilt, und dem gewählten Ersatz, der Fachbegriffe und Fremdwörter nicht mit der ihr eigenen Präzision wiedergeben kann. (Denn gerade darum können sich Fachwortschätze und gebräuchliche Fremdwörter ja überhaupt durchsetzen und etablieren.) Auch muss eine Negation nicht zwingend dasselbe ausdrücken wie die positive Umschreibung (vgl. Stefanowitsch 2014: 17): Aus „Sie ist nicht traurig“ lässt sich nicht schlüssig folgern, sie sei demnach glücklich. Ebenso gut könnte sie gekränkt sein, niedergeschlagen, wütend, aber auch erleichtert, zufrieden oder hochgestimmt. Als zweiten Grund führt Stefanowitsch an, dass sich allgemeine Verständlichkeit und Einfachheit mit Vollständigkeit und Genauigkeit nicht vereinen lassen: Eine Seite könne nur zu Lasten der zweiten optimiert werden, nicht aber beide gleichzeitig. Zudem gehen wichtige Informationen verloren, wenn beispielsweise statt Zahlen allgemeine Mengenangaben genannt werden, denn ungefähre Größenordnungen wie viel oder wenig sind subjektiv und relativ und bieten daher keine verlässliche Auskunft. Drittens und abschließend bildet sich gemäß Stefanowitsch ein metasprachliches Bewusstsein heraus, indem komplexere sprachliche Strukturen erworben werden. Dieses Bewusstsein führe zur Einsicht, dass es kontextabhängig angemessenere oder weniger angemessenere Ausdrucksmöglichkeiten gebe, Sachverhalte sich genauer (und wirkungsvoller, treffender, nicht zuletzt auch schneller, F. S. M.) darlegen lassen, wenn die Bandbreite an sprachlichen Erscheinungsformen ausgeschöpft werde (vgl. ebd., siehe auch 4.1.3).

Einfache Sprache ist in ihrem Aufbau komplexer als Leichte Sprache und richtet sich an eine breiter gefächerte Leserschaft. Sämtliche in der Alltagssprache gebräuchlichen Wörter sind erlaubt und Nebensätze ebenso; auf Fremdwörter sollte verzichtet werden, andernfalls sollen sie erläutert werden. Der Adressatenkreis besteht unter anderem aus Personen mit Aphasie, Demenz, Autismus, Hörbehinderung, Migrationshintergrund, funktionalem Analphabetismus, Legasthenie oder Hirnverletzungen (vgl. Kellermann 7f.).

Die Absicht der beiden Konzepte ist ausgesprochen sozial und ein wichtiger Aspekt des Empowerments. Die unvermeidliche Knappheit der Ausführungen birgt jedoch ein großes

Manipulationspotential. Zwar lässt sich zu Recht einwenden, dass (Zeitungs-)Nachrichten grundsätzlich ein Stück weit manipulativ sind, weil die geschilderten Sachverhalte durch gezielte Auswahl, Auslassungen und Zusätze beeinflusst werden. Aber es ist ein markanter Unterschied, wenn Inhalte manipuliert werden *müssen*, damit sie verstanden werden *können*. Insofern zeigt dieser Exkurs und besonders die Leichte Sprache als Abschluss des Abschnitts über sprachliche Ideologien beispielhaft die Schwierigkeiten, die aus einer an sich begrüßenswerten Maßnahme entstehen können.

## **5.5 Zusammenfassung/Beantwortung der Fragen**

Ziel des Kapitels war zu untersuchen, was die Rolle der Linguistik in Bezug auf eine kritische Sprachgestaltung für die weniger und die mehr an Sprache interessierte Öffentlichkeit sein könnte. Zu Beginn wurde die Bedeutung des Elfenbeinturms evaluiert und herausgearbeitet, dass die Abgeschlossenheit, die er mit sich bringt, in der Öffentlichkeit Vorurteile gegen die weltferne Wissenschaft festigen kann, während sie für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler unabdingbar ist, um frei zu forschen. Für das Pro und Kontra, wenn sich die Sprachwissenschaft sprachgestalterisch engagiert, kristallisierte sich Verschiedenes heraus: Für ein solches Engagement sprechen neben der Notwendigkeit von Drittmittelakquise und öffentlichem Ansehen auch ethische und emotionale Aspekte. Aus wissenschaftlicher Sicht dagegen lassen sich abweichende Interessen und Voraussetzungen anführen. Aus Sicht der Öffentlichkeit würde eine Sprachgestaltung dem Bedürfnis nach Anleitung ein Stück weit entgegenkommen, jedenfalls solange, bis sich die Sprachkompetenz vertieft und verbreitert hätte. Das ist aber gleichzeitig das wichtigste Kontra-Argument, weil im öffentlichen Diskurs eindeutige Antworten wichtig sind, die Sprachwissenschaft sie aber nicht geben kann.

Anschließend wurden bestehende Angebote von der Wissenschaft für die Öffentlichkeit vorgestellt, die einen Dialog zwischen den beiden Diskursen erleichtern sollten. Es stellte sich heraus, dass es zahlreiche bestehende Angebote gibt, die sich vornehmlich an die wissenschaftsaffine Bevölkerung richten. Dazu gehören Senioren- und Kinderuniversitäten ebenso wie ein Kompetenzzentrum für Linguistik. Ein Format, das ausdrücklich die bildungsferne Öffentlichkeit erreichen will, ist *Scientainment*, ein Projekt der Gerbert Rüdiger Stiftung. Mit kreativen, unkonventionellen und visionären Ideen soll die breite Öffentlichkeit für Wissenschaft begeistert werden. Bezeichnend ist, dass sich *Scientainment* an der Schnittstelle

zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit befindet, denn das Projekt arbeitet zwar mit Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern zusammen, die Stiftung selbst ist aber nicht akademisch. Dadurch ist das Projekt gut geeignet, Wissen zu transportieren, weil es keinen wissenschaftlichen Konventionen verpflichtet und in der Art der Wissenschaftsvermittlung frei ist.

Nach einer Ausführung zur Bedeutung von Erklärungen wurde abschließend dargelegt, dass rhetorische Stilmittel wie Metaphern, Euphemismen und die politische Korrektheit besonders nützlich sein können, um zu einem Nachdenken über Sprache und einem aktiven, selbstbestimmten Sprachgebrauch anzuregen. Denn sie sprechen gerade die Emotionalität an, die im öffentlichen Diskurs in Bezug auf Sprache so verbreitet ist. Sie sind überdies alltagsrelevant und gebräuchlich. Aber die Sprachlenkung, die damit angestrebt und oft auch erreicht wird, wird vielfach nicht erkannt. Deshalb bietet das Thema *sprachliche Ideologien* einen nützlichen Ausgangspunkt, um auch diejenige Öffentlichkeit mit einem sprachlichen Thema anzusprechen (in beiden Bedeutungen des Wortes), das im Alltag bedeutsam ist und die Art der Sprachreflexion verändern kann. In einer zweckmäßigen Schulung lassen sich so erste Kenntnisse über Sprache vermitteln, die einen lebensweltlichen Bezug haben und durch die direkte Begegnung möglicherweise breitwilliger aufgenommen werden.



## 6 Zusammenfassung, Interpretation und Schlussfolgerung

Diese Arbeit war von zwei Zielen geleitet: Einerseits ging es darum zu beleuchten, inwiefern sprachliche Ideologien Anknüpfungspunkte bieten können, um das Sprachbewusstsein besonders des Teils der Öffentlichkeit zu schärfen, der sich bisher noch nicht tiefer mit Fragen auseinandergesetzt hatte, die die Sprachverwendung betreffen. Dabei wurden im Speziellen Metaphern als nützlich beworben, da sie zum einen ohne eingehendes Vorwissen verstanden werden können. Zum anderen ist zu vermuten, dass sich die Wahrnehmung von Spracherscheinungen verändern wird, sobald sie und ihre Wirkungsweisen durchschaut werden. Denn Metaphern, ob sie nun verschleiern oder verschlimmern, rufen Gefühle hervor, wenn deutlich wird, welche Absticht mit ihrer Verwendung verbunden sein kann; Gefühle wiederum sind gerade das charakteristische Element der Sprachbetrachtung der Öffentlichkeit.

So zutreffend diese Beobachtungen aber auch sein mögen, blieben grosse Einwände bestehen: Es sind hauptsächlich emotionale, idealistische oder finanzielle Gründe, die als Argumente für die nicht sonderlich an Sprachfragen interessierte Öffentlichkeit sprechen. Hingegen sind aus struktureller, institutioneller oder gar inhaltlicher Sicht kaum Argumente auszumachen, die eine Beschäftigung mit diesem Teil der Öffentlichkeit nahelegen. So erübrigte sich bedauerlicherweise manches, das mir zu Beginn dieser Arbeit vielversprechend schien. Dazu gehören praxis- und anwendungsbezogenen Angebote, bei denen die Öffentlichkeit den Nutzen, den sie selbst daraus ziehen kann, unmittelbar erkennt, weil sie im Alltag relevant sind, zum Beispiel Vorstellungsgespräche, Präsentierkurse und Stimmschulung. Doch während Metaphern immerhin noch einen klaren Bezug zur Linguistik aufweisen, wäre das bei diesen Themen nicht mehr der Fall.

Ebenso führte die Überlegung in eine Sackgasse, disziplinenübergreifend mit der Motivationspsychologie zusammen einen Ansatz zu erarbeiten, wie sich eine Änderung hinsichtlich einer kreativen, selbstbestimmten Sprachbenutzung im Alltag herbeiführen und etablieren lassen könnte. Zu Beginn dieser Arbeit schien mir der Ansatz aussichtsreich, den Menschen mit seinen Beweggründen ins Zentrum zu stellen, um (s)ein Interesse für Sprache zu wecken. Doch er erwies sich als nicht zielführend, so dass er in der Arbeit nicht weiterverfolgt wurde. Als problematisch entpuppte sich der Umstand, dass Motivation von innen kommen muss. Sie entsteht aus dem Wert, den das Ziel für ein Individuum hat, und der Erwartung

in die eigenen Ressourcen und Fähigkeiten. Sie ergibt sich aus mehr oder minder bewussten Bewertungsprozessen, zu denen neben eigenen Einstellungen und Werten auch Vermutungen dahingehend gehören, was andere über ein Ziel sagen könnten. Daher lässt sich Motivation nicht durch äußere Antriebe herstellen oder auslösen (vgl. Moskaliuk 2015: 1f.). Damit schwindet aber die Hoffnung, dass in der an Sprachfragen nicht tiefer interessierten Öffentlichkeit ein Umdenken erzeugt werden kann, wenn die Sprachwissenschaft für mehr oder besser auf die Öffentlichkeit zugeschnittene Angebote sorgt. Die Öffentlichkeit selbst muss eine neue Perspektive verinnerlichen, um einen langfristigen Zuwachs an sprachlicher Kompetenz anzustreben.

Das zweite Ziel der Arbeit war zu untersuchen, ob und wenn ja, wie eine Alternative zur linguistisch fundierten Sprachkritik dazu beitragen könnte, die Öffentlichkeit zu einer aktiveren, bewussteren Sprachverwendung zu befähigen. Dazu wurde die Öffentlichkeit in eine Minderheit mit und einer Mehrheit ohne ausgeprägter Sprachaffinität aufgeteilt, um für die beiden ungleichen Teile passende Ideen zu entwickeln.<sup>25</sup>

Eine Bezeichnung für einen solchen neuen, freieren Umgang mit Sprache schien mit *Sprachgestaltung* gefunden. Inhaltlich geht es darum, Sprache selbstbestimmt und eigenständig zu verwenden und zu erkennen, wann mit Sprache zu manipulieren versucht wird. Tatsächlich mag die Idee in der Öffentlichkeit sogar Anklang finden, weil der Fokus auf alltagsrelevanten Bereichen wie Registerkompetenz, Metaphern oder Sprachideologien liegt und zudem einen ungezwungeneren Zugang zu der Sprache und Metasprache bieten kann. Aber während der Entwurf auf die Öffentlichkeit dank der vergleichsweise niederschweligen und zwanglosen Herangehensweise attraktiv wirken kann, ist dies gleichzeitig das, was ihn für wissenschaftliche Zwecke untauglich macht. Der Ansatz kann praktisch angewendet werden, fundiert oder verifiziert jedoch nicht. Dadurch würde er den Anspruch der Wissenschaft an Objektivität, Neutralität, Erkenntnisbezogenheit und Sachlichkeit untergraben. Gerade indem er dem emotionalen Zugang der Öffentlichkeit zur Sprache Rechnung tragen soll, disqualifiziert er sich vom wissenschaftlichen Standpunkt aus. Daher entstanden während dieser Arbeit kaum Ergebnisse, die sich in die Praxis übertragen lassen könnten, sondern es sind

---

<sup>25</sup> Während diese zwei Ausrichtungen mehrheitlich begrüßenswert sind, haben sie aber gleichzeitig dem Bestreben entgegengewirkt, die Öffentlichkeit und die Wissenschaft weniger als starr getrennte Seiten, sondern vielmehr als Kontinuum wahrzunehmen. Es kann daher kritisch angemerkt werden, dass zur bestehenden Zweiteilung eine dritte Gruppe gestellt wurde, statt die Dichotomie aufzulockern.

allenfalls Praxisakteurinnen und -akteure, die die Überlegungen zur Sprachgestaltung überhaupt aufgreifen und adaptieren können. Dort sollten sie sich jedoch durchaus nutzbringend und mit relativ geringem Aufwand in die alltägliche Sprachverwendung und -rezeption integrieren lassen, weil der Ansatz an sich bereits ganz praxisorientiert war. Dennoch muss auch hier ein entsprechendes Interesse vorausgesetzt werden können, damit ein reflektierterer Sprachgebrauch Wirkung entfalten, sich in der Alltagskommunikation festigen und schliesslich etablieren kann.

Insgesamt muss zum jetzigen Zeitpunkt sowohl für die Entwicklung einer Sprachgestaltung im Allgemeinen als auch für Sprachideologien im Speziellen resümiert werden, dass sie sich nicht einsetzen lassen, um einen Dialog zwischen der Sprachwissenschaft und der Öffentlichkeit zu fördern. Beim sprachaffinen Teil der Öffentlichkeit ist seine konservative Grundhaltung hinderlich, sich linguistischen Erkenntnissen zu öffnen. Was die Mehrheit der Öffentlichkeit betrifft, die sich nicht sonderlich für Sprache interessiert, ist von anderen Bedürfnissen und Ausgangslagen auszugehen, die sich mit denjenigen der Sprachwissenschaft nicht vereinbaren lassen. Für die Zukunft bleibt zu hoffen, dass es sich um eine gegenwärtige Einschätzung handelt, die sich ändern kann, wenn andere Entwicklungen oder Priorisierungen einen wacheren Umgang mit Sprache begünstigen, mit ihrem Wandel und ihren vielfältigen Möglichkeiten.

## 7 Quellenverzeichnis

### Print:

- 20 Minuten (2015): Gassi gehen mit Scarlet. In: 20 Minuten. 03.09.2015. S. 5–6.
- Aarons, Maureen/Gittens, Tessa (2013): Das Handbuch des Autismus. Ein Ratgeber für Eltern und Fachleute. 4. Auflage. Weinheim, Basel: Beltz.
- Agha, Asif (2007): Language and Social Relations. Cambridge: University Press.
- Antos, Gerd (1996): Laien-Linguistik. Studien zu Sprach- und Kommunikationsproblemen im Alltag. Am Beispiel von Sprachratgebern und Kommunikationstrainings. Tübingen 1996. (= Germanistische Linguistik 146).
- Antos, Gerd (2003): *Wie kann sich die Linguistik Öffentlichkeit ›schaffen‹?* Wissenschaftspraktische Perspektiven einer künftigen *Linguistik*. In: Linke, Angelika et al. (Hrsg.): Sprache und mehr. Ansichten einer Linguistik der sprachlichen Praxis. Tübingen: Niemeyer. (= Reihe Germanistische Linguistik 245). S. 471–488.
- Antos, Gerd et al. (1999): Linguistik in der Öffentlichkeit? Ergebnisse einer Umfrage unter LinguistInnen zum Forschungstransfer. In: Stickel, Gerhard (Hrsg.): Sprache – Sprachwissenschaft – Öffentlichkeit. Institut für deutsche Sprache. Jahrbuch 1998. Berlin etc.: De Gruyter. S. 100–120.
- Augst, Gerhard (1988): Werden wir demnächst Keiser statt Kaiser schreiben? Ein weiterer Versuch zur Neuregelung der deutschen Rechtschreibung. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung. 19.07.1988. S. 6.
- Ayan, Steve (2017): Gewusst warum. In: Ayan, Steve (Hrsg.): Rätsel Mensch – Expeditionen im Grenzbereich von Philosophie und Hirnforschung. Berlin etc.: Springer. S. 27–33.
- Baer, Oliver (2016): Antwort von Oliver Baer. In: Sprachnachrichten. Verein Deutsche Sprache. Jg. 72, H. 4, S. 5.
- Bär, Jochen A. (2002): Darf man als Sprachwissenschaftler die Sprache pflegen wollen? Anmerkungen zu Theorie und Praxis der Arbeit mit der Sprache, an der Sprache, für die Sprache. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik. Jg. 30, H. 2, S. 222–251.
- Bär, Jochen A./Niehr, Thomas (2013): Alternativen zum Elfenbeinturm. Die Linguistik will stärker in die Öffentlichkeit hineinwirken. In: Sprachreport. Jg. 29, H. 1–2, S. 1–5.
- Baudusch, Renate (1991): Interpunktion und Sprachkultur. In: Sommerfeldt, Karl-Ernst (Hrsg.): Sprache. System und Tätigkeit. Frankfurt etc.: Peter Lang. S. 167–176.
- Bayer, Klaus (2010): Sprachverfall? Abwägen, nicht abwiegeln! Anmerkungen zu Heft 5/2009 "Sprachverfall?" In: Der Deutschunterricht. Jg. 36, H. 3, S. 76–80.
- Beck, Ulrich (2016): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. 23. Auflage. Frankfurt: Suhrkamp.
- Becker, Horst/Langosch, Ingo (2002): Produktivität und Menschlichkeit. Organisationsentwicklung und ihre Anwendung in der Praxis. 5., neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart: Lucius.
- Bergmann, Rolf (1995): Grammatische Normprobleme der deutschen Gegenwartssprache in sprachgeschichtlicher Sicht. In: Raders, Margit (Hrsg.): Deutsch-Spanisch. Vergleichende Untersuchungen zur Linguistik und Sprachgeschichte. Madrid: Ediciones del Orto. S. 17–35.
- Bernstein, Basil (1964): Elaborated and restricted codes: Their social origins and some consequences. In: Gumperz, John/Hymes, Dell (Hrsg.): The Ethnography of Communication. Washington: American Anthropologist. S. 55–69.

- Besch, Werner (2007): Wege und Irrwege der deutschen Rechtschreibreform von 1998. Korrekturen des 2004 eingesetzten Rates für deutsche Rechtschreibung. Paderborn etc.: Ferdinand Schöningh.
- Betz, Werner (1968): Möglichkeiten und Grenzen der Sprachkritik. In: Sprache im technischen Zeitalter. Jg. 8, H. 25, S. 7–26.
- Bewes, Diccon (2012): Swiss watching. Inside the land of milk & money. 2., überarbeitete Auflage. London etc.: Nicholas Brealey Publishing.
- Bluhme, Hermann (2011): Ein Zaungast an der Ostsee. In: Schiewe, Jürgen et al. (Hrsg.): Kommunikation für Europa II. Sprache und Identität. Frankfurt etc.: Peter Lang. S. 331–336.
- Boroditsky, Lera (2012): Wie die Sprache das Denken formt. In: Spektrum der Wissenschaft. Jg. 35, H. 4, S. 30–33.
- Bourdieu, Pierre (1987): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt: Suhrkamp.
- Bowie, David (2010): The Ageing Voice: Changing Identity Over Time. In: Llamas, Carmen/Watt, Dominic (Hrsg.): Language and Identities. Edinburgh: University Press. S. 55–66.
- Bühler, Urs (2010): Sie plaudern sich die Finger wund. Neue Zürcher Zeitung. 13.12.2010. S. 32.
- Büntig, Karl-Dieter/Timmler, Wilfried (1997): Probleme bei der Umsetzung der neuen Rechtschreibung im Wörterbuch. In: Eroms, Hans-Werner/Munske, Horst Haider (Hrsg.): Die Rechtschreibreform: Pro und Kontra. Berlin: Erich Schmidt. S. 25–38.
- Burkhardt, Armin (2011): Linguistisch begründetes Missvergnügen. Über systembezogene und polit(olinguist)ische Sprachkritik. In: Schiewe, Jürgen (Hrsg.): Sprachkritik und Sprachkultur. Konzepte und Impulse für Wissenschaft und Öffentlichkeit. Bremen: Hempen. S. 97–124.
- Burkhardt, Armin (2014): Sprachpflege aus sprachwissenschaftlicher Sicht: Die Position der Gesellschaft für deutsche Sprache. In: Niehr, Thomas (Hrsg.): Sprachwissenschaft und Sprachkritik. Perspektiven ihrer Vermittlung. Bremen: Hempen. S. 39–62.
- Busse, Beatrix/Warnke, Ingo H. (2014): Sprache im urbanen Raum. In: Felder, Ekkehard/Gardt, Andreas (Hrsg.): Handbuch Sprache und Wissen. Berlin etc.: De Gruyter (Handbuch Sprachwissen 1). S. 519–538.
- Bütler, Monika (2012): Professoren wollen nicht mehr an die Öffentlichkeit. Die Angst vor Anfeindungen rechtfertigt keinen Rückzug in den Elfenbeinturm. In: NZZ am Sonntag. 04.11.2012. S. 20.
- Cameron, Deborah (1995): Verbal Hygiene. London etc.: Routledge.
- Carrier, Martin (2011): Werte in der Wissenschaft. In: Spektrum der Wissenschaft. Jg. 34, H. 2, S. 66–70.
- Chudozilov, Anna (2009): „Qualis“, „Quantis“ und ihr Kampf ums letzte Wort. In: NZZ Campus. Jg. 4, H. 2, S. 50–55.
- Corr, Andreas (2014): Über die konservative Traditionslinie populärer Stilratgeber. In: Niehr, Thomas (Hrsg.): Sprachwissenschaft und Sprachkritik. Perspektiven ihrer Vermittlung. Bremen: Hempen. S. 89–100.
- Deutscher, Guy (2008): Du Jane, ich Goethe. München: C. H. Beck.
- Deutscher, Guy (2013): Im Spiegel der Sprache. 5. Auflage. München: C.H. Beck.
- Dieckmann, Walter (2012): Weg und Abwege der Sprachkritik. Bremen: Hempen.

- Dines, Peter (2012): Europäische Sprachenpolitik. In: Colombo-Schefold, Simona et al. (Hrsg.): *Ausländisch für Deutsche. Sprachen der Kinder – Sprachen im Klassenzimmer*. 2., korrigierte und erweiterte Auflage. Freiburg: Filibach. S. 11–22.
- Dodd, William J. (2007): *Jedes Wort wandelt die Welt. Dolf Sternbergers politische Sprachkritik*. Göttingen: Wallstein.
- Dorn, Benjamin (2011): „Was haben wir denn gemeinsam als unsere sprache und literatur?“ Versuch über den kulturpatriotischen Diskurs im Deutschland des 19. Jahrhunderts. In: Schiewe, Jürgen et al. (Hrsg.): *Kommunikation für Europa II. Sprache und Identität*. Frankfurt etc.: Peter Lang. S. 97–104.
- Draaisma, Douwe (2016): *Halbe Wahrheiten. Vom seltsamen Eigenleben unserer Erinnerungen*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Duden (2007): *Das große Buch der Zitate und Redewendungen*, Mannheim: Dudenverlag. [CD-ROM].
- DUDEN (2012): *Das große Wörterbuch der deutschen Sprache*. 4. Auflage. Mannheim: Dudenverlag. [CD-ROM].
- Duden (2013): *Redewendungen*. 4. Auflage. Mannheim: Dudenverlag. [CD-ROM].
- Duden (2014): *Das Herkunftswörterbuch*. 5. Auflage. Mannheim: Mannheim: Dudenverlag.
- Duden (2015): *Das Universalwörterbuch*. 8. Auflage. Mannheim: Dudenverlag. [CD-ROM].
- Duden (2017): *Das Stilwörterbuch*. 10. Auflage. Mannheim: Dudenverlag.
- Eckert, Penelope/McConnell-Ginet, Sally (1998): *Communities of Practice. Where Language, Gender, and Power All Live*. In: Coates, Jennifer (Hrsg.): *Language and Gender: A Reader*. Oxford: John Wiley & Sons. S. 484–494.
- Egger, Philipp (2015): *Scientainment lautet die Formel*. In: Gerbert Rüt Stiftung (2015): *Scientainment*. Basel: Druckerei Krebs AG. S. 1.
- Einstein, Albert (o. J.): Vorwort. In: Barnett, Lincoln (Hrsg.) (1951): *Einstein und das Universum*. Wien: Fischer Bücherei. S. 7.
- Eisenberg, Peter (2009): Richtig gutes und richtig schlechtes Deutsch. In: Konopka, Marek/Strecker, Bruno (Hrsg.): *Deutsche Grammatik. Regeln, Normen, Sprachgebrauch*. Berlin etc.: De Gruyter. S. 53–69.
- Ernst, Gerhard (Hrsg.) (2006): *Romanische Sprachgeschichte*. 2. Teilband. Band 23.2. Berlin etc.: De Gruyter.
- Ernst, Oliver et al. (2011): *Populäre Irrtümer über Sprache*. Stuttgart: Reclam Taschenbuch.
- Fenner, Martin et al. (1997): *Politszene Schweiz. Politik und Wirtschaft heute*. 3., unveränderte Auflage. Basel: Lehrmittelverlag des Kantons Basel-Stadt.
- Fetter, Susanne (2006): Weder Sprachpapst noch Grammatikguru. In: *Neue Osnabrücker Zeitung*. 02.12.2006. S. 40.
- Financial Times Deutschland (2005): Im Grunde ist jede Korrektur eine Form von Angriff. In: *Financial Times Deutschland*. 01.07.2005. O. S. Online unter: [http://bastian-sick.de/wp-content/uploads/old-site3/user\\_uploads/presse/presseberichte/2005/050701\\_ftd.jpg](http://bastian-sick.de/wp-content/uploads/old-site3/user_uploads/presse/presseberichte/2005/050701_ftd.jpg). Letzter Zugriff am 20.10.2017.
- Fleischhauer, Jan/Schmitz, Christoph (2006): Hit und Top, Tipp und Stopp. In: *Spiegel*. Jg. 60, H. 1, S. 124–132.
- Florin, Christane (2006): *Sprachkritik. Der Deutschmeister*. Rheinischer Merkur. 21.12.2006. O. S.
- Freywald, Ulrike (2010): Obwohl vielleicht war es ganz anders. Vorüberlegungen zum Alter der Verbzweitstellung nach subordinierenden Konjunktionen. In: Ziegler, Arne

- (Hrsg.): Historische Textgrammatik und Historische Syntax des Deutschen. Berlin etc.: De Gruyter. S. 55–84.
- Garrett, Peter (2010): Attitudes to Language. Cambridge: University Press.
- Gauger, Hans-Martin (2004): Was wir sagen, wenn wir reden. Glossen zur Sprache. München: C. Hanser.
- Germann, Sibylle (2007): Vom Greis zum Senior: Bezeichnungs- und Bedeutungswandel vor dem Hintergrund der „Political Correctness“. Hildesheim: Olms.
- Gewehr, Wolf/Klein, Klaus-Peter (1982): Grundprobleme der Linguistik. Ein Reader zur Einführung. 2., verbesserte Auflage. Baltmannsweiler: Pädagogischer Verlag Burgbücherei Schneider.
- Gillesen, Günther (1988): Das Recht auf die Rechtschreibung. In: FAZ. 12.08.1988. S. 1.
- Gloning, Thomas (1996): Die Verbesserung der Zustände auf sprachlichem Wege. Eine cis-atlantische Betrachtung über political correctness. In: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht. Jg. 27, H. 78, S. 38–48.
- Glück, Helmut (2008): Kainsmale der Worte. Frankfurter Allgemeine Zeitung. 27.08.2008. S. 30.
- Glück, Helmut/Sauer, Wolfgang Werner (2008): Gegenwartsdeutsch. 2. Auflage. Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler.
- Griesbach, Thorsten (2006): Unwort und laienlinguistische Wortkritik. Zur Erforschung des sprachkritischen Denkens in Deutschland. Aachen: Shaker.
- Grund, Uwe (2016): Orthographische Regelwerke im Praxistest. Schulische Rechtschreibleistungen vor und nach der Rechtschreibreform. Berlin: Frank & Timme.
- Gumbrecht, Hans Ulrich (2002): Wie deutsch kann die Germanistik sein? In: Kugler, Hartmut (Hrsg.): www.germanistik2001.de. Vorträge des Erlanger Germanistentages. Bielefeld: Aisthesis. S. 23–40.
- Günthner, Susanne (2010): Grammatik und Pragmatik – eine gebrauchorientierte Perspektive auf die Grammatik gesprochener Alltagssprache. In: Habermann, Mechthild (Hrsg.): Grammatik wozu? Vom Nutzen des Grammatikwissens in Alltag und Schule. Mannheim, Zürich: Dudenverlag. S. 126–149.
- Harenberg, Werner/Mohr, Joachim (1995): „Viele werden erschrecken“. In: Spiegel. Jg. 49, H. 37, S. 226–229.
- Hellinger, Marlies (2004): Empfehlungen für einen geschlechtergerechten Sprachgebrauch im Deutschen. In: Eichhoff-Cyrus, Karin M. (Hrsg.): Adam, Eva und die Sprache: Beiträge zur Geschlechterforschung. Mannheim: Dudenverlag. S. 275–291.
- Hensel, Horst (2000): Sprachverfall und kulturelle Selbstaufgabe. In: Glück, Helmut/Krämer, Walter (Hrsg.): Die Zukunft der deutschen Sprache. Eine Streitschrift. Leipzig: Ernst Klett Schulbuch Verlag.
- Heringer, Hans Jürgen/Wimmer, Rainer (2015): Sprachkritik. Eine Einführung. Paderborn: Wilhelm Fink.
- Heringer, Hans-Jürgen (1982): Der Streit um die Sprachkritik. Dialog mit Peter von Polenz. In: Heringer, Hans-Jürgen (Hrsg.): Holzfeuer im hölzernen Ofen. Aufsätze zur politischen Sprachkritik. Tübingen: Narr. S. 161–178.
- Heringer, Hans-Jürgen (1982): Sprachkritik – die Fortsetzung der Politik mit besseren Mitteln. In: Heringer, Hans-Jürgen (Hrsg.): Holzfeuer im hölzernen Ofen. Aufsätze zur politischen Sprachkritik. Tübingen: Narr. S. 3–36.
- Hiller, Odilia/Gerteis, Sarah (2015): „Das Wort <Liebe> ist mir wichtiger als ein ❤“. In: Ostschweiz am Sonntag. 17.05.2015. S. 15–16.

- Hoberg, Rudolf (1997): Orthographie, Rechtschreibreform und öffentliche Meinung. In: Eroms, Hans-Werner/Munske, Horst Haider (Hrsg.): Die Rechtschreibreform: Pro und Kontra. Berlin: Erich Schmidt. S. 95–100.
- Hoberg, Rudolf (2002): Braucht die Öffentlichkeit die Sprachwissenschaft? In: Spitzmüller, Jürgen et al. (Hrsg.): Streitfall Sprache: Sprachkritik als angewandte Linguistik? Bremen: Hempen. S. 19–37.
- Hoberg, Rudolf (2007): Besseres Deutsch. Was kann und soll eine wissenschaftlich begründete Sprachpflege tun? In: Burkhardt, Armin (Hrsg.): Was ist gutes Deutsch? (=Thema Deutsch 8). Mannheim etc.: Dudenverlag. S. 346–359.
- Hoberg, Rudolf (2009): Die deutsche Sprache wächst, blüht und gedeiht. In: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes. Jg. 56, H. 1, S. 24–34.
- Hoffmann, Ludger (1988): „...hinter Schloß und Riegel setzen!“ Zur öffentlichen Diskussion um den Vorschlag zur Neuregelung der deutschen Rechtschreibung. In: Sprachreport. Jg. 4., H. 4, S. 1–3.
- Jäger, Ludwig (1999): Linguistik und Öffentlichkeit. Aspekte eines schwierigen Verhältnisses. In: Stickel, Gerhard (Hrsg.): Sprache – Sprachwissenschaft – Öffentlichkeit. Institut für deutsche Sprache. Jahrbuch 1998. Berlin etc.: De Gruyter. S. 243–261.
- Janich, Nina/Greule, Albrecht (2002): Einleitung. In: Janich, Nina/Greule, Albrecht (Hrsg.): Sprachkulturen in Europa. Ein internationales Handbuch. Tübingen: Gunter Narr. S. VII–XII.
- Jantzen, Wolfgang (2007): Allgemeine Behindertenpädagogik. Teil 2: Neurowissenschaftliche Grundlagen, Diagnostik, Pädagogik und Therapie. Band 20. Berlin: Lehmanns Media. LOB.de.
- Jogschies, Rainer B. (2011): Die Karriere „falscher Formen“: „Da werden Sie geholfen!“ Fragen und Chancen einer alltagsnahen „Sprachkritik“. Eine Sammlung von Vorstellungen. In: Schiewe, Jürgen (Hrsg.): Sprachkritik und Sprachkultur. Konzepte und Impulse für Wissenschaft und Öffentlichkeit. Bremen: Hempen. S. 189–215.
- Johnstone, Barbara (1996): The Linguistic Individual. Self-Expression in Language and Linguistics. New York etc.: Oxford University Press.
- Joseph, John E. (2010): Identity. In: Llamas, Carmen/Watt, Dominic (Hrsg.): Language and Identities. Edinburgh: University Press. S. 9–17.
- Jung, Matthias (1996): Von der politischen Sprachkritik zur Political Correctness – deutsche Besonderheiten und internationale Perspektiven. In: Sprache und Literatur. Jg. 27, H. 78, S. 18–37.
- Kaluza, Manfred (2008): „Der Laie ist dem Linguisten sein Feind“. Anmerkungen zur Auseinandersetzung um Bastian Sicks Sprachkolumnen. In: Info DaF. Jg. 35, H. 4, S. 432–442.
- Keller, Rudi (2003): Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache. 3., durchgesehene Auflage. Tübingen: Francke.
- Keller, Rudi/Kirschbaum, Ilja (2000): Bedeutungswandel. In: Der Deutschunterricht. Jg. 52, H. 3, S. 41–53.
- Keller, Rudi/Kirschbaum, Ilja (2003): Bedeutungswandel. Eine Einführung. Berlin etc.: De Gruyter.
- Kellermann, Gudrun (2014): Leichte und Einfache Sprache – Versuch einer Definition. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Jg. 64, H. 9–11, S. 7–10.
- Kern, Hans et al. (2005): Projekt Psychologie. Salzburg: Verlag der Salzburger Druckerei.



- Kilian, Jörg et al. (2010): Sprachkritik. Ansätze und Methoden der kritischen Sprachbetrachtung. Berlin etc.: De Gruyter.
- Klein, Wolf Peter (2002): Darf man wirklich? Einwürfe zu: J. A. Bär, Darf man als Sprachwissenschaftler die Sprache pflegen wollen? Anmerkungen zu Theorie und Praxis der Arbeit mit der Sprache, an der Sprache, für die Sprache. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik. Jg. 30 H. 3, S. 396–401.
- Klein, Wolf Peter (2004): Deskriptive statt präskriptiver Sprachwissenschaft!? In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik. Jg. 32, H. 3, S. 376–405.
- Klemperer, Victor (1947): LTI. Notizbuch eines Philologen. Berlin: Aufbau-Verlag.
- Klose, Stephan-Thomas (2009): Den Genitiv gibt's nicht nur IM MÄRCHEN (Großschreibung im Original). In: Centaur. Jg. 8, H. 6, S. 68–72.
- Knüsel, Pius (2015): Die grosse Trickkiste. In: Gerbert Rüd Stiftung (2015): Scientainment. Basel: Druckerei Krebs AG. S. 26–27.
- Krieger, Hans (1997): Wachstumslogik und Regulierungswahn. In: Eroms, Hans-Werner/Munske, Horst Haider (Hrsg.): Die Rechtschreibreform: Pro und Kontra. Berlin: Erich Schmidt. S. 117–126.
- Kübli, Beatrice (2011): Wissenschaftskommunikation. In: Bulletin SAGW. Jg. 12, H. 3, S. 9–10.
- Kühn, Ingrid/Almstädt, Klaus (1997): Rufen Sie uns an – Sprachberatung zwischen Sprachwacht und Kummertelefon. In: Deutsche Sprache. Zeitschrift für Theorie, Praxis, Dokumentation. Jg. 25, H. 3, S. 195–206.
- Labhart, Raphael/Hutter, Michaela (2010): Kolloquium: Norm und Vielfalt. Referattitel: Sprachwissenschaft und Sprachkritik. 30.11.2010. Zürich: Deutsches Seminar, Universität Zürich.
- Lanthaler, Franz et al. (2002): Was ist der Gegenstand der Sprachwissenschaft? Einladung zur Diskussion. In: Sprachreport. Jg. 19, H. 2, S. 2–5 [auch in: Wirkendes Wort. Jg. 53, H. 2, S. 331–335].
- Lauterbach, Jörn (2006): Ich bin kein Sprachmissionar. In: Die Welt am Sonntag. Jg. 59., H. 44, o. S. Online unter: <https://www.welt.de/regionales/hamburg/article90726/Ich-bin-kein-Sprachmissionar.html>. Letzter Zugriff am 21.10.2017.
- Leweling, Beate et al. (2002): Sprachkritik – eine unlösbare Aufgabe? Ergebnisse einer Befragung unter Linguisten. In: Sprachreport. Jg. 18, H. 1, S. 19–23.
- Liessmann, Konrad/Zenaty, Gerhard (2004): Vom Denken. Einführung in die Philosophie. 5. Auflage. Wien: Wilhelm Braumüller.
- Llamas, Carmen/Watt, Dominic (2010): Introduction. In: Llamas, Carmen/Watt, Dominic (Hrsg.): Language and Identities. Edinburgh: University Press. S. 1–8.
- Llugiqi, Quendresa (2016): „Giacobbo/Müller“ erzürnt Transmenschen – SRF reagiert. In: 20 Minuten. 06.06.2016. S. 15.
- Lochbihler, Claus (2006): Der mit dem Dativ. In: Frankfurter Rundschau. O.S. Online unter: [http://bastiansick.de/wp-content/uploads/old-site3/user\\_uploads/presse/presseberichte/2006/060121\\_fr.jpg](http://bastiansick.de/wp-content/uploads/old-site3/user_uploads/presse/presseberichte/2006/060121_fr.jpg). Letzter Zugriff am 21.10.2017.
- Macher, Thomas/Messmer, Lukas (2009): Wir sind keine staatsbürgerlichen Eunuchen. In: Zürcher Studierendenzeitung. Jg. 87, H. 6, S. 24–26.
- Macht, Albert (1984): Die Geschichte der deutschen Rechtschreibung und ihrer Reformversuche. In: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht. Jg. 15, H. 1, S. 54–61.
- Maitz, Peter (2010): Sprachpflege als Mythenwerkstatt und Diskriminierungspraktik. In: Apertum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur. Jg. 6, H. 1, S. 1–19.

- Maitz, Péter (2014): Kann – soll – darf die Linguistik der Öffentlichkeit geben, was die Öffentlichkeit will? In: Niehr, Thomas (Hrsg.): Sprachwissenschaft und Sprachkritik. Perspektiven ihrer Vermittlung. Bremen: Hempen. S. 9–26.
- Maitz, Péter/Elspaß, Stephan (2007): Warum der „Zwiebelfisch“ nicht in den Deutschunterricht gehört. In: Info DaF. Jg. 34, H. 5, S. 515–526.
- Maitz, Péter/Elspaß, Stephan (2011): „Dialektfreies Sprechen – leicht gemacht!“ Sprachliche Diskriminierung von deutschen Muttersprachlern in Deutschland. In: Elspaß, Stephan/Maitz, Péter (Hrsg.): Sprache und Diskriminierung. Der Deutschunterricht. Jg. 63, H. 6, S. 7–17.
- Mast, Claudia (Hrsg.) (2012): ABC des Journalismus. Ein Handbuch. 12., völlig überarbeitete Auflage. Konstanz und München: UVK Verlagsgesellschaft GmbH.
- Matthias, Theodor (1929): Sprachleben und Sprachschäden. Ein Führer durch die Schwankungen und Schwierigkeiten des deutschen Sprachgebrauchs. 6. Auflage. Leipzig: Brandstetter.
- Meier, Simone (2008): „Zärtliche Liebeslieder und schöne Liebesfilme habe ich immer geschätzt.“ In: Tages Anzeiger. 22.03.2008. O. S.
- Meinunger, André (2008): Sick of Sick? Ein Streifzug durch die Sprache als Antwort auf den Zwiebelfisch. Berlin: Kulturverlag Kadmos.
- Meinunger, André (2012): Rezension zu: Karsten Rinas: Sprache, Stil und starke Sprüche. Bastian Sick und seine Kritiker. In: Zeitschrift für Rezensionen zur germanistischen Sprachwissenschaft. Jg. 4, H. 2, S. 221–228.
- Michaelson, Sven (2005): Andere zu korrigieren ist nicht mein Stil. In: View. Jg. 1, H. 12. S. 159–162. Online unter: [http://www.bastiansick.de/wp-content/uploads/old-site3/user\\_uploads/presse/presseberichte/2005/051201\\_view.pdf](http://www.bastiansick.de/wp-content/uploads/old-site3/user_uploads/presse/presseberichte/2005/051201_view.pdf). Letzter Zugriff am 21.10.2017.
- Milroy, James/Milroy, Leslie (1985): Authority in language. Investigating language prescription and standardisation. London: Routledge Kegan Paul.
- Moskaliuk, Johannes (2015): Motivationspsychologie für die Berufspraxis. Praktisches Wissen für Coaches, Berater und Führungskräfte. Wiesbaden: Springer.
- Müller, Christoph (2009): *Wat ihr normal nennt...* – Ein didaktisches Dilemma und die Chance, aus der Not eine Tugend zu machen. In: Hennig, Mathilde/Müller, Christoph (Hrsg.): Wie normal ist die Norm? Sprachliche Normen im Spannungsfeld von Sprachwissenschaft, Sprachöffentlichkeit und Sprachdidaktik. Kassel: university press. S. 60–83.
- Müller, Gerhard (1998): Normen und Normbedürfnisse aus der Sicht der Sprachberatung. In: Neuland, Eva (Hrsg.): Sprachnormen. Themenheft von „Der Deutschunterricht“. S. 61–66.
- Müller, Richard Matthias (2000): Gibt es belastete Wörter? In: Gellhaus, Axel/Sitta, Horst (Hrsg.): Reflexionen über Sprache aus literatur- und sprachwissenschaftlicher Sicht. Tübingen. Max Niemeyer. S. 41–59.
- Munske, Horst Haider (1997): Orthographie als Sprachkultur. Frankfurt etc.: Peter Lang.
- Munske, Horst Haider (2005): Die angebliche Rechtschreibreform. St. Goar: Leibniz.
- Niehr, Thomas (2015): Von „Fachidioten“, „Gutmenschen“ und politisch korrektem Verhalten. Eine Replik auf Karsten Rinas und seine gescheiterte Kritik der deskriptiven Linguistik. In: Bückner, Jörg et al. (Hrsg.): Perspektiven linguistischer Sprachkritik. Stuttgart: ibidem-Verlag. S. 23–46.

- Nolan, Virginia (2016): Die Macht der Sprache. In: ElternMagazin Fritz und Fränzi. Jg. 16, H. 10, S. 58–67.
- Norwood, Robin (1988): Briefe von Frauen, die zu sehr lieben. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag GmbH.
- Ortner, Hanspeter/Sitta, Horst (2003): Was ist der Gegenstand der Sprachwissenschaft? In: Linke, Angelika et al. (Hrsg.): Sprache und mehr. Ansichten einer Linguistik der sprachlichen Praxis. Tübingen: Niemeyer. (= Reihe Germanistische Linguistik 245). S. 3–64.
- Osterwinter, Ralf (2011): Die Rechtschreibreform (1996/1998) in Presstexten. Eine kritische Analyse der Agentur-Orthographie und ihrer Umsetzung in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Oxford German Dictionary (2012): Oxford German Dictionary. 4. Auflage. Oxford: Oxford University Press. [CD-ROM].
- Pates, Rebecca et al. (Hrsg.) (2010): Antidiskriminierungspädagogik. Konzepte und Methoden für die Bildungsarbeit mit Jugendlichen. Wiesbaden: VS.
- Paul, Ingwer (1999b): Praktische Sprachreflexion. In: Doring, Brigitte et al. (Hrsg.): Über Sprachhandeln im Spannungsfeld von Reflektieren und Benennen. Sprache – System und Tätigkeit. Jg. 9, H. 28, S. 193–204.
- Plawski, Maciej (2011): Zu ausgewählten Aspekten der Sprache und Identität in der Werbung. In: Schiewe, Jürgen et al. (Hrsg.): Kommunikation für Europa II. Sprache und Identität. Frankfurt etc.: Peter Lang. S. 185–194.
- Pociask, Janusz (2011): Ethnische Stereotype in der Phraseologie am Beispiel des Deutschen und Polnischen. In: Schiewe, Jürgen et al. (Hrsg.): Kommunikation für Europa II. Sprache und Identität. Frankfurt etc.: Peter Lang. S. 147–156.
- Polenz, Peter von (1963): Sprachkritik und Sprachwissenschaft. In: Neue Rundschau. Jg. 74, H. 3, S. 391–403.
- Pollmann, Arnd (2007): Ein Recht auf Unversehrtheit? Skizze einer Phänomenologie moralischer Integritätsverletzungen. In: van der Walt, Sibylle/Menke, Christoph (Hrsg.): Die Unversehrtheit des Körpers. Geschichte und Theorie eines elementaren Menschenrechts. Frankfurt etc.: Campus. S. 214–236.
- Raders, Margit/Schilling, Luisa (1995): Deutsch-Spanisch. Vergleichende Untersuchungen zur Linguistik und Sprachgeschichte. Madrid: Ediciones del Orto.
- Reiners, Ludwig (2004): Stilkunst. Ein Lehrbuch deutscher Prosa. Neubearbeitung von Stephan Meyer und Jürgen Schiewe. 2. Auflage der neubearbeiteten Ausgabe. München: C.H. Beck.
- Reumann, Kurt (2004): Chronik einer Überwältigung. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung. 05.10.2000. S. 8.
- Rinas, Karten (2011): Sprache, Stil und starke Sprüche: Bastian Sick und seine Kritiker. Darmstadt: Lambert Schneider.
- Roggausch, Werner (2007): Antwort auf Peter Maitz/Stephan Elspaß und Einladung zur Diskussion. In: Info DaF. Jg. 34, H. 5, S. 527–530.
- Roth, Kersten Sven (2002): Podiumsdiskussion: Sprachkritik als angewandte Linguistik? In: Spitzmüller, Jürgen et al. (Hrsg.): Streitfall Sprache: Sprachkritik als angewandte Linguistik? Bremen: Hempen. S. 125–151.
- Roth, Kersten Sven (2004): Politische Sprachberatung als Symbiose von Linguistik und Sprachkritik. Zu Theorie und Praxis einer kooperativ-kritischen Sprachwissenschaft. Tübingen (Reihe Germanistische Linguistik; 249).

- Russ-Mohl, Stephan (2015): Wissenschaftliches Imponiergehabe. In: Gerbert Rüd Stiftung (Hrsg.): Scientainment. Basel: Druckerei Krebs AG.
- Sanders, Willy (1992): Sprachkritikastereien und was der „Fachler“ dazu sagt. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Sanders, Willy (2011): Stilsalat und Wortgemenge. Eine Kritik der Sprachkritik. 3., gegenüber der 2. unveränderte Auflage. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Scheuringer, Hermann (1996): Geschichte der deutschen Rechtschreibung. Ein Überblick. Wien: Praesens.
- Scheuringer, Hermann (1997): Auf den Schlips getreten. Zur Perpetuierung einer öffentlichen Erregung. In: Eroms, Hans-Werner/Munske, Horst Haider (Hrsg.): Die Rechtschreibreform: Pro und Kontra. Berlin: Erich Schmidt. S. 197–204.
- Schiewe, Jürgen (1998): Die Macht der Sprache. München: C. H. Beck.
- Schiewe, Jürgen (2003): Über die Ausgliederung der Sprachwissenschaft aus der Sprachkritik. Wissenschaftsgeschichtliche Überlegungen zum Verhältnis von Normsetzung, Normreflexion und Normverzicht. In: Linke, Angelika et al. (Hrsg.): Sprache und mehr. Ansichten einer Linguistik der sprachlichen Praxis. Tübingen: Niemeyer. (= Reihe Germanistische Linguistik 245). S. 401–416.
- Schiewe, Jürgen (2013): Sprachkritik in Text- und Diskurslinguistik. In: Berdychowska, Zofia et al. (Hrsg.): Textlinguistik als Querschnittsdisziplin. Frankfurt etc.: Peter Lang. S. 82–96.
- Schiewe, Jürgen/Wengeler, Martin (2005): Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur. Einführung der Herausgeber zum ersten Heft. In: Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur. Jg. 1, H. 1, S. 1–13.
- Schimmel-Fijalkowysch, Nadine (i. Dr.): Diskurse zur Normierung und Reform der deutschen Rechtschreibung. Eine Analyse von Diskursen zur Rechtschreibreform unter soziolinguistischer und textlinguistischer Perspektive. Tübingen: Gunter Narr.
- Schmidt, Wilhelm (2013): Geschichte der deutschen Sprache: Ein Lehrbuch für das germanistische Studium. 11. Auflage. Stuttgart: S. Hirzel.
- Schneider, Jan Georg (2005): Was ist ein sprachlicher Fehler? Anmerkungen zu populärer Sprachkritik am Beispiel der Kolumnensammlung von Bastian Sick. In: Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur. Jg. 1, H. 2, S. 154–177.
- Scholze-Stubenrecht, Werner (1995): Bewertungskriterien der Duden-Sprachberatung. In: Biere, Bernd Ulrich/Hoberg, Rudolf (Hrsg.): Bewertungskriterien in der Sprachberatung. Tübingen: Gunter Narr. S. 55–61.
- Schramm, Stefanie/Wüstenhagen, Claudia (2015): Das Alphabet des Denkens. Wie Sprache unsere Gedanken und Gefühle prägt. 3. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag GmbH.
- Schrammen, Gerd (2003): Fremde englische Brocken. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Jg. 70, H. 1, S. 44–51.
- Schrodt, Richard (1995): Warum geht die deutsche Sprache immer wieder unter? Die Problematik der Werthaltungen im Deutschen. Wien: Passagen.
- Schulze, Werner (Hrsg.) (1966): Wustmann Sprachdummheiten. Erneuerte 14. Auflage. Berlin etc.: De Gruyter.
- Schumann, Michael (2007): Wer hat Angst vor Bastian Sick? In: Der Sprachdienst. Jg. 51, H. 5, S. 201–208.
- Schwinn, Horst (1996): Linguistische Sprachkritik. Ihre Grenzen und Chancen. Heidelberg: Julius Groos.

- Seibicke, Wilfried (1969): *Wie schreibt man gutes Deutsch? Eine Stilfibel*. Mannheim etc.: Dudenverlag.
- Sick, Bastian (2006): *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Noch mehr Neues aus dem Irrgarten der deutschen Sprache*. Folge 3. 7. Auflage. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Sick, Bastian (2009): *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Das Allerneueste aus dem Irrgarten der deutschen Sprache*. Folge 4. 3. Auflage. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Sick, Bastian (2015): *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Neues aus dem Irrgarten der deutschen Sprache*. Folge 2. 15. Auflage. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Sick, Bastian (2015b): *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Sick, Bastian (2016): *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Ein Wegweiser durch den Irrgarten der deutschen Sprache*. 46. Auflage. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Sitta, Horst (1984): Rechtschreibung und Zeichensetzung im Deutschen. Wie steht es um eine mögliche Reform? In: August, Gerhard et al. (Hrsg.): *Der Deutschunterricht*. Jg. 36, H. 3, S. 88–91.
- Sitta, Horst (2000a): Wie Sprachkritik nicht sein sollte. In: Niederhauser, Jürg/Szlek, Staislaw (Hrsg.): *Sprachsplitter und Sprachspiele Nachdenken über Sprache und Sprachgebrauch*. Frankfurt etc.: Peter Lang. S. 251–265.
- Sitta, Horst (2000b): Wie Sprachkritik sein könnte. In: Gellhaus, Axel/Sitta, Horst (Hrsg.): *Reflexionen über Sprache aus literatur- und sprachwissenschaftlicher Sicht*. Tübingen: Max Niemeyer. S. 95–114.
- Smolczyk, Alexander (2005): Im Land der Wörtermörder. In: *Spiegel*. Jg. 59, H. 30, S. 62–68.
- Spitzmüller, Jürgen (2006): Nähe und Distanz. Die Linguistik und der Anglizismendiskurs. In: *Bulletin VALS-ASLA (Vereinigung für angewandte Linguistik in der Schweiz)*. Jg. 83, H. 2, S. 65–75.
- Spitzmüller, Jürgen (2008): „Sind wir noch Deutsche?“. Der deutsch-englische Sprachkontakt als Thema des öffentlichen Diskurses in der Gegenwart. In: Eichinger, Ludwig M./Plewnia, Albrecht (Hrsg.): *Das Deutsche und seine Nachbarn. Über Identitäten und Mehrsprachigkeit*. Tübingen: Narr (= Studien zur deutschen Sprache 46). S. 63–82.
- Spitzmüller, Jürgen (2011): Sprachkritik und „Wissenstransfer“. Wege zu einem kritischen Selbstverständnis. In: Schiewe, Jürgen (Hrsg.): *Sprachkritik und Sprachkultur. Konzepte und Impulse für Wissenschaft und Öffentlichkeit*. Bremen: Hempen. S. 167–178.
- Spitzmüller, Jürgen (mit Gerd Antos und Thomas Niehr) (2016): Sprache im Urteil der Öffentlichkeit. In: Felder, Ekkehard/Gardt, Andreas (Hrsg.): *Handbuch Sprache und Wissen*. Berlin etc.: De Gruyter (Handbuch Sprachwissen 1). S. 314–331.
- Sprachnachrichten (2016): Acht Thesen zum Zustand der deutschen Sprache. *Sprachnachrichten*. Verein Deutsche Sprache. Jg. 72, H. 2, S. 5.
- Sprachnachrichten (2016): Linguisten maßen sich Deutungshoheit an. *Sprachnachrichten*. Verein Deutsche Sprache. Jg. 72, H. 3, S. 14.
- Stefanowitsch, Anatol (2014): Leichte Sprache, komplexe Wirklichkeit. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*. Jg. 64, H. 9–11, S. 11–18.
- Stegmeier, Jörn (2009): *Die Kriterien der Rechtschreibung. Eine vergleichende Analyse des neuen und des alten Regelwerks*. Tübingen: Francke.
- Steiner, Kristina L. et al. (2013): The reminiscence bump in older adults' life story transitions. *Memory*. Jg. 22, H. 8, S. 1002–1009.

- Sternberger, Dolf et al. (1970): Aus dem Wörterbuch des Unmenschen. Neue erweiterte Ausgabe mit Zeugnissen des Streites über die Sprachkritik. Hamburg etc.: Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG.
- Stickel, Gerhard (1999): Zur Sprachbefindlichkeit der Deutschen: Erste Ergebnisse einer Repräsentativumfrage. In: Stickel, Gerhard (Hrsg.): Sprache – Sprachwissenschaft – Öffentlichkeit. Institut für deutsche Sprache. Jahrbuch 1998. Berlin etc.: De Gruyter. S. 16–44.
- Stickel, Gerhard (2013): Sprachentwicklung – Sprachkultur – Sprachkritik: Erwägungen zum heutigen und künftigen Deutsch. In: Zeitschrift der Germanisten Rumäniens. Jg. 22, H. 2, S. 9–34.
- Stirn, Aglaja et al. (2010): Body Integrity Identity Disorder (BIID). Störungsbild, Diagnostik, Therapieansätze. Weinheim etc.: Beltz.
- Storz, Wolfgang (2008): Beziehungsarbeit. In: Barsch, Achim et al. (Hrsg.): Literatur - Kunst - Medien. Festschrift für Peter Seibert zum 60. Geburtstag. Kontext, Band 8. München: Meidenbauer. S. 487–496.
- Stukenbrock, Anja (2005): Aus Liebe zur Muttersprache? Der VDS und die fremdwortpuristische Diskurstradition. In: Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur. Jg. 1, H. 3, S. 220–247.
- Tereick, Jana (2009): Sprachkritik und Sprachmagie. Eine Kategorisierung von Formen der Sprachkritik vor dem Hintergrund des Streits zwischen Sprachkritikern und Sprachwissenschaftlern. In: Felder, Ekkehard (Hrsg.): Sprache. Berlin etc.: Springer (= Heidelberger Jahrbücher, Bd. 53). S. 364–403.
- Thoennes, Ann-Kathrin (2008): 'Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod' – Darstellung von Normvarianz am Beispiel der Kasusreaktion von Präpositionen. Ein Vergleich der sprachkritischen Kolumnen Bastian Sicks mit Grammatiken und Wörterbüchern der deutschen Gegenwartssprache. Norderstedt: GRIN.
- Trabold, Annette (1993): Sprachpolitik, Sprachkritik und Öffentlichkeit. Anforderungen an die Sprachfähigkeit des Bürgers. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag GmbH.
- Trabold, Annette (2009): Sprachwissenschaft und Öffentlichkeit zwischen Wissensvermittlung und Eventmanagement – Betrachtungen aus der Praxis. In: Liebert, Wolf-Andreas/Schwinn, Horst (Hrsg.): Mit Bezug auf Sprache. Festschrift für Rainer Wimmer. (= Studien zur Deutschen Sprache 49). Tübingen: Gunter Narr. S. 539–561.
- Trömel-Plötz, Senta (2007): Frauensprache: Sprache der Veränderung. Frankfurt: Fischer.
- Turi, Peter (2005): Des Spiegels Hoffnung. In: werben & verkaufen. Jg. 43, H. 42, S. 24–28.
- Universität Zürich (2012): Leitbild der Universität Zürich. Pmc: Oetwil am See.
- Wahrig (2011): Deutsches Wörterbuch. Mit einem Lexikon der Sprachenlehre. 9., vollständig neubearbeitete und aktualisierte Auflage. Gütersloh: Wissenmedia in der Inmedia ONE GmbH.
- Watzlawick, Paul (2015): Man kann nicht kommunizieren. 2. Auflage. Göttingen: Hogrefe.
- Wengeler, Martin (2002): „1968“, öffentliche Sprachsensibilität und political correctness. Sprachgeschichtliche und sprachkritische Anmerkungen. In: Muttersprache. Jg. 112, H. 1, S. 1–14.
- Wittgenstein, Ludwig (2001): Philosophische Untersuchungen. Kritisch-genetische Edition. Herausgegeben von Joachim Schulte. Frankfurt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Wittgenstein, Ludwig (2003): Tractatus logico-philosophicus. Logisch-philosophische Abhandlung. Frankfurt: Suhrkamp.

- Wolff, Gerhart (2009): Deutsche Sprachgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart. 6. Auflage. Tübingen: UTB.
- Wustmann, Gustav (1892): Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhafte, des Falsche und des Hässlichen: ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen. Leipzig: Grunow. Fünftes Zehntausend.
- Wustmann, Gustav (1896): Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhafte, des Falsche und des Hässlichen. Ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen. 2., verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig: Grunow.
- Zabel, Hermann (1989): Der gekippte Keiser. Dokumentation einer Pressekampagne zur Rechtschreibreform. Bochum: Studienverlag Dr. N. Brockmeyer.
- Zifonun, Gisela. 2003. Dem Vater sein Hut – Der Charme des Substandards und wie wir ihm gerecht werden. In: Deutsche Sprache. Jg. 31, H. 2, S. 97–126.
- Zimmer, Dieter E. (1989): Die Rechtschreibung. In: Die Zeit. Jg. 44, H. 45, S. 17–20.

#### **Online:**

5. Science Slam Zürich (2015): Ausschreibung. Online unter: <https://www.facebook.com/events/411172872271278/>. Letzter Zugriff am 19.10.2017.
- Amazon.de (o. J.): Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Folge 3. Noch mehr aus dem Irrgarten der deutschen Sprache. Online unter: <https://www.amazon.de/Dativ-Genitiv-Irrgarten-deutschen-Sprache/dp/3462037420>. Letzter Zugriff am 19.10.2017.
- Ankenbrand, Katrin (2013): Höflichkeit im Wandel. Entwicklungen und Tendenzen in der Höflichkeitspraxis und dem laienlinguistischen Höflichkeitsverständnis der bundesdeutschen Sprachgemeinschaft innerhalb der letzten fünfzig Jahre. Inauguraldissertation. Online unter: <http://archiv.ub.uni-heidelberg.de/volltextserver/14676/>. Letzter Zugriff am 19.10.2017.
- Babka, Anna/Posselt, Gerald (2003): Essentialismuskritik. In: Produktive Differenzen. Forum für Differenz- und Genderforschung. Online unter: <http://differenzen.univie.ac.at/glossar.php?sp=16>. Letzter Zugriff am 19.10.2017.
- Baumann, Roland (2012): Scientifica: Von der Nacht der Forschung zu den Zürcher Wissenschaftstagen. Online unter: [https://www.sciencecomm.ch/images/stories/7-Baumann\\_Scientifica\\_def.pdf](https://www.sciencecomm.ch/images/stories/7-Baumann_Scientifica_def.pdf). Letzter Zugriff am 19.10.2017.
- Boberski, Heiner (2012): Exzellenz lässt sich messen. In: Wiener Zeitung.at. Online unter: [http://www.wienerzeitung.at/themen\\_channel/wissen/forschung/458118\\_Exzellenz-laesst-sich-messen.html](http://www.wienerzeitung.at/themen_channel/wissen/forschung/458118_Exzellenz-laesst-sich-messen.html). Letzter Zugriff am 19.10.2017.
- Bornmann, Lutz (o. J.): Lässt sich die Qualität von Forschung messen? Online unter: <https://www.yumpu.com/de/document/view/24897514/lutz-bornmann-za-1-4-rich>. Letzter Zugriff am 19.10.2017.
- Bundesbehörde der Schweizerischen Eidgenossenschaft (2017): Schweizerisches Zivilgesetzbuch. Rechtsfähigkeit. Online unter: <http://www.admin.ch/ch/d/sr/210/a11.html>. Letzter Zugriff am 19.10.2017.
- Das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache (o. J.): Flachpfeife. Online unter: <https://www.dwds.de/wb/Flachpfeife>. Letzter Zugriff am 24.10.2017.
- Deinert, Mathias (2005): Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Oder: Die schöne Geschichte von des alten Kaisers neuem Gong. Online unter: [http://www.potzdamm.de/05\\_juli/krampf1.htm](http://www.potzdamm.de/05_juli/krampf1.htm). Letzter Zugriff am 19.10.2017.

- Denk, Friedrich et al. (2016): Schreibwettbewerb. Online unter: <http://www.rechtschreibreform.de/beitrge>. Letzter Zugriff am 19.10.2017.
- Depcke, André (2015): Darf man heutzutage noch Zigeuner sagen? Diskussion über Sinti und Roma. Online unter: <http://www.stern.de/panorama/sinti-und-roma--darf-man-heutzutage-zigeuner-sagen--6188408.html>. Letzter Zugriff am 19.10.2017.
- Deutsche Forschungsgemeinschaft (2016): DFG schreibt Communicator-Preis 2017 aus. 50 000 Euro für die beste Vermittlung von Wissenschaft in Medien und Öffentlichkeit. Online unter: [http://www.dfg.de/foerderung/info\\_wissenschaft/2016/info\\_wissenschaft\\_16\\_60](http://www.dfg.de/foerderung/info_wissenschaft/2016/info_wissenschaft_16_60). Letzter Zugriff am 19.10.2017.
- DeutscheSynonyme.com (o. J.): Flachpfeife. Online unter: <https://www.deutschesynonyme.com/synonym/flachpfeife>. Letzter Zugriff am 19.10.2017.
- Diniz, Saullo (2017): O avanço do conservadorismo no mundo. Online unter: <https://www.pragmatismopolitico.com.br/2017/06/avanco-conservadorismo-mundo.html>. Letzter Zugriff am 19.10.2017.
- dpa (2016): Migrations-Tsunami. Online unter: <http://www.gmx.ch/magazine/politik/fluechtlingskrise-in-europa/fluechtlinge-vaclav-klaus-warnt-migrations-tsunami-31250458>. Letzter Zugriff am 19.10.2017.
- Duden.de (o. J.): Sprachberatung. Bei Anruf Wort. Online unter: [http://www.duden.de/ueber\\_duden/sprachberatung](http://www.duden.de/ueber_duden/sprachberatung). Letzter Zugriff am 19.10.2017.
- Ein Kunde (2005): So oft ertappt. Online unter: <http://www.amazon.de/review/R19YRU-EJUP6EOG>. Letzter Zugriff am 19.10.2017.
- ein-Synonym.de (o. J.): Synonyme für: Flachpfeife. Online unter: <https://www.ein-synonym.de/?fuer=Flachpfeife>. Letzter Zugriff am 19.10.2017.
- ETH Zürich und Universität Zürich (o. J.): Scientifica – Zürcher Wissenschaftstage. Online unter: <http://www.scientifica.ch/hintergrund>. Letzter Zugriff am 19.10.2017.
- Gasser, Markus (2014): Sächsisch, der verlachte Dialekt. Online unter: <https://www.srf.ch/kultur/literatur/ansichten-schweizer-literatur/leipziger-buchmesse/saechsisch-der-verlachte-dialekt>. Letzter Zugriff am 19.10.2017.
- Gassner, Oliver (2005): Der Archivar als Kolumnist: Linner mit Bastian Sick. Online unter: <http://blog.literaturwelt.de/archiv/der-archivar-als-kolumnist-linner-mit-bastian-sick/>. Letzter Zugriff am 19.10.2017.
- Gerbert RUF Stiftung (o. J.): Handlungsfelder. Scientainment. Online unter: [http://www.grstiftung.ch/de/portfolio/handlungsfelder/laufende\\_handlungsfelder/scientainment.html](http://www.grstiftung.ch/de/portfolio/handlungsfelder/laufende_handlungsfelder/scientainment.html). Letzter Zugriff am 19.10.2017.
- Gerbert RUF Stiftung (o. J.): Portrait. Online unter: <http://www.grstiftung.ch/de/stiftung/portrait.html>. Letzter Zugriff am 19.10.2017.
- Gull, Thomas/Nickl, Roger (2008): Der Elfenbeinturm ist ein Mythos. Interview mit Hans Weder und Andreas Fischer. Online unter: <http://www.news.uzh.ch/de/articles/2008/2835.html>. Letzter Zugriff am 19.10.2017.
- Hächler, Rudolf (o. J.): Trisomie 21 oder das Down-Syndrom. <http://haechler.at/media/files/Trisomie-21.pdf>. Nicht mehr abrufbar. Letzter erfolgreicher Zugriff am 14.04.2016. Hier abrufbar ohne Nennung des Autors: <http://studylibde.com/doc/907619/trisomie-21-das-down>. Letzter Zugriff am 19.10.2017.
- Hegemann, Helene (2015): Hochstapler und Autisten. Wir sind alle Felix Krull. Online unter: <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/hochstapler-und-autisten-wir-sind-alle-felix-krull-13495647.html?printPagedArticle=true>. Letzter Zugriff am 19.10.2017.



- Hu, Hailan et al. (2007): Emotion Enhances Learning via Norepinephrine Regulation of AMPA-Receptor Trafficking. In: Cell. Volume 131, Issue 1, p160–173. Online unter: [http://www.cell.com/cell/fulltext/S0092-8674\(07\)01205-6](http://www.cell.com/cell/fulltext/S0092-8674(07)01205-6). Letzter Zugriff am 19.10.2017.
- Janich, Nina (o.J.): Sprachkritische Aktion: Unwort des Jahres. Die Grundsätze. Online unter: <http://www.unwortdesjahres.net/index.php?id=2>. Letzter Zugriff am 19.10.2017.
- Kaufmann, Matthias (2016): Macht die Reform die Schüler schlecht? Online unter: <http://www.spiegel.de/lebenundlernen/schule/rechtschreibung-reform-ein-flop-a-1106789.html>. Letzter Zugriff am 19.10.2017.
- Kerstan, Thomas (2015): „Das war überzogen“. In: Die Zeit. Jg. 70, H. 31, o. S. Online unter: <http://www.zeit.de/2015/31/neue-rechtschreibung-reform-deutschland>. Letzter Zugriff am 20.10.2017.
- Kinder-Universität (2017): Partner und Gönner. Online unter: <http://www.kinderuniversitaet.uzh.ch/de/sponsoring.html>. Letzter Zugriff am 19.10.2017.
- Kinder-Universität (2017): Vorlesungen. Online unter: <http://www.kinderuniversitaet.uzh.ch/de/vorlesungen.html>. Letzter Zugriff am 19.10.2017.
- Kiepenheuer & Witsch Verlag (2016): Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Folge 4-6. Online unter: <http://www.kiwi-verlag.de/buch/der-dativ-ist-dem-genitiv-sein-tod-folge-4-6/978-3-462-04941-1>. Letzter Zugriff am 19.10.2017.
- Klein, Wolf Peter (2003): Sprachliche Zweifelsfälle als linguistischer Gegenstand. Zur Einführung in ein vergessenes Thema der Sprachwissenschaft. – In: Linguistik online 16, 4/03. Online unter: [http://www.linguistik-online.ch/16\\_03/klein.html](http://www.linguistik-online.ch/16_03/klein.html). Letzter Zugriff am 19.10.2017.
- Koßmann, Andrea (o.J.): Buchrezension. Online unter: <http://www.kossis-welt.de/dirk/lesen/lesen.php?id=30>. Letzter Zugriff am 19.10.2017.
- Kurt Imhof Stiftung für Medienqualität (o.J.): Kurt Imhof Stiftung für Medienqualität. Online unter: <https://www.oeffentlichkeit.ch/index.html>. Letzter Zugriff am 19.10.2017.
- Lambert, Paula (2015a): Claus muss raus! Online unter: <http://paula-lambert.gq.de/post/110530862326/claus-muss-raus>. Letzter Zugriff am 19.10.2017.
- Lambert, Paula (2015b): GQ – Claus muss raus! Online unter: [https://de-de.facebook.com/permalink.php?story\\_fbid=799620100075120&id=120103718026765](https://de-de.facebook.com/permalink.php?story_fbid=799620100075120&id=120103718026765). Letzter Zugriff am 19.10.2017.
- Langenscheidt (o.J.): Synonyme (deutsch) für „Flachpfeife“. Online unter: <https://de.langenscheidt.com/deutsch-englisch/flachpfeife>. Letzter Zugriff am 19.10.2017.
- leo (2014): Ein tolles Buch. Online unter: <https://www.amazon.de/Dativ-ist-Genitiv-sein-Zwiebelfisch-Kolumnen/product-reviews/3898134008?pageNumber=10>. Letzter Zugriff am 19.10.2017.
- Link, Christiane (2015): „Behindert“ als Schimpfwort. Online unter: <http://blog.zeit.de/stufenlos/2015/06/15/behindert-als-schimpfwort/>. Letzter Zugriff am 19.10.2017.
- Meier, Simone (2008): „Zärtliche Liebeslieder und schöne Liebesfilme habe ich immer geschätzt“. <http://sc.tagesanzeiger.ch/dyn/news/buehne/853951.html>. In: Tages Anzeiger. 22.3.2008. Nicht mehr abrufbar. Letzter versuchter Zugriff am 19.10.2017.
- Nicolas, Jean (2017): Autistischer Kniebeuge-Journalismus. Online unter: <https://www.lux-privat.lu/news/detail/autistischer-kniebeuge-journalismus.html>. Letzter Zugriff am 21.10.2017.

- Online-Enzyklopädie für Psychologie und Pädagogik (o. J.): Komfortzone. Online unter: <http://lexikon.stangl.eu/13810/komfortzone>. Letzter Zugriff am 21.10.2017.
- Open Thesaurus (o. J.): Flachpfeife. Online unter: <https://www.openthesaurus.de/synonyme/Flachpfeife>. Letzter Zugriff am 21.10.2017.
- Pahle, Franziska (2016): Frauen finden Humor bei Männern sexy. Online unter: <http://www.blickamabend.ch/people/smalltalk-mit-mario-barth-43-deutscher-komiker-frauen-finden-humor-bei-maennern-sexy-id4949543.html>. Letzter Zugriff am 21.10.2017.
- Park, Enno (2015): Laberbacke Roadkill. Online unter: <http://www.enno-mane.de/2015/03/22/laberbacke-roadkill>. Letzter Zugriff am 21.10.2017.
- Rechtschreibrat (2017): Mitteilungen. Amtliches Regelwerk der deutschen Rechtschreibung aktualisiert. Online unter: <http://www.rechtschreibrat.com/der-rat/mitteilungen/>. Letzter Zugriff am 24.10.2017.
- Rettig, Marc (2009): Ja, Herr Lehrer (Kundenrezension). Online unter: <https://www.amazon.de/gp/aw/cr/rR2KB3OXIDCFNZH>. 21.04.2009. Letzter Zugriff am 21.10.2017.
- Roller 53 (2008): Deutsche Sprache. Online unter: <http://www.50plus-treff.de/forum/deutsche-sprache-t5574-s60.html>. Letzter Zugriff am 21.10.2017.
- RWTH Aachen (2012): Einmal Elfenbeinturm und zurück – Das schwierige Verhältnis von Sprachwissenschaft und Sprachkritik. Online unter: <http://www.isk.rwth-aachen.de/sprachwissenschaft-und-oeffentlichkeit>. Letzter Zugriff am 21.10.2017.
- Sandra (2009): Sehr amüsan und dabei lehrreich (Kundenrezension). Online unter: [https://www.amazon.de/Dativ-ist-Genitiv-sein-Zwiebelfisch-Kolumnen/product-reviews/3462040537?pageNumber=3&reviewerType=all\\_reviews](https://www.amazon.de/Dativ-ist-Genitiv-sein-Zwiebelfisch-Kolumnen/product-reviews/3462040537?pageNumber=3&reviewerType=all_reviews). Letzter Zugriff am 24.10.2017.
- Schanne, Michael et al. (2013): Evaluation der Doppelseite Wissen in 20 Minuten. Wahrnehmung von Wissenschaftskommunikation bei Jugendlichen. Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften. Unveröffentlichtes Manuskript. Online unter: <https://pd.zhaw.ch/publikation/upload/204747.pdf>. Letzter Zugriff am 24.10.2017.
- Schimanke, Anja (o. J.): „Jugendliche wissen nicht, was Spasti wörtlich meint!“. Online unter: [https://www.aktion-mensch.de/magazin/gesellschaft/jugend/jugend\\_sprache.html](https://www.aktion-mensch.de/magazin/gesellschaft/jugend/jugend_sprache.html). Letzter Zugriff am 24.10.2017.
- Schmitz, Ulrich (1995): Rezension: Intellektuelles Geschwätz. Intellektualistischer Sprachstil als erfolgreich scheiternde Einrichtung zur Erzeugung von Übersinn. In: Grosser, Wolfgang et al. (Hrsg.): *Styles Literary and Non-Literary*. Salzburg 1995, S. 12–32. Verlag? Online unter: <http://www.linse.uni-due.de/publikationenliste/articles/intellektuelles-geschwaetz-intellektualistischer-sprachstil-als-erfolgreich-scheiternde-einrichtung-zur-erzeugung-von-uebersinn.html>. Letzter Zugriff am 21.10.2017.
- Schneider, Michael (o. J.): Geschichte der deutschen Orthographie. Online unter: <http://decemsys.de/sonstig/gesch-rs.pdf>. Letzter Zugriff am 21.10.2017.
- Schönhuth, Michael (2017): Essentialisierung. In: *Das Kulturglossar. Ein Vademecum durch den Kulturdschungel für Interkulturalisten*. Online unter: <http://www.kulturglossar.de/html/e-begriffe.html>. Letzter Zugriff am 21.10.2017.
- Schramm, Stefanie/Wüstenhagen, Claudia (2012): Die Macht der Worte. Online unter: <http://pdf.zeit.de/zeit-wissen/2012/06/Sprache-Worte-Wahrnehmung.pdf>. Letzter Zugriff am 11.10.2017.
- Schweizerische Bundeskanzlei (1996): Leitfaden zur sprachlichen Gleichbehandlung im Deutschen. Bern: Eidgenössische Drucksachen- und Materialzentrale. Online unter:

- [https://www.bk.admin.ch/dokumentation/sprachen/04915/05313/index.html?lang=de&print\\_style=yes](https://www.bk.admin.ch/dokumentation/sprachen/04915/05313/index.html?lang=de&print_style=yes). Letzter Zugriff am 21.10.2017.
- Sedlaczek, Robert (2009): Die Sprache ist wie ein Faustkeil. Online unter: [http://www.wienerzeitung.at/themen\\_channel/wz\\_reflexionen/zeitgenossen/238344\\_Matthias-Wermke.html](http://www.wienerzeitung.at/themen_channel/wz_reflexionen/zeitgenossen/238344_Matthias-Wermke.html). Letzter Zugriff am 21.10.2017.
- Sick, Bastian (2006): Die GröÙte Deutschstunde der Welt. Online unter: <http://bastiansick.de/bibliografie/hoerbuch/diegrteteutschstunderwelt>. Letzter Zugriff am 21.10.2017.
- Sick, Bastian (2006): Presse/Pressezitate 2006. Online unter: <http://bastiansick.de/zitate-2006/>. Letzter Zugriff am 21.10.2017.
- Sick, Bastian (2007): Presse/Pressezitate 2007. Online unter: <http://bastiansick.de/zitaten-2007>. Letzter Zugriff am 21.10.2017.
- Sick, Bastian (2010): Neuigkeiten. Online unter: <http://bastiansick.de/category/neuigkeiten/page/15>. Letzter Zugriff am 21.10.2017.
- Sick, Bastian (2017): Auslandsauftritte. Online unter: <http://bastiansick.de/category/auslandsauftritte>. Letzter Zugriff am 14.08.2017.
- Sick, Bastian (2017): Bibliografie. Online unter: <http://bastiansick.de/biografie/>. Letzter Zugriff am 21.10.2017.
- Sick, Bastian (2017): Bibliografie. Online unter: <http://bastiansick.de/category/bibliografie>. Letzter Zugriff am 21.10.2017.
- Sozialhelden (2013): Tapferkeit, Leid und Heldentum: Klischees in den Medien. <http://leid-medien.de/journalistische-tipps/negative-beispiele>. Letzter Zugriff am 21.10.2017.
- Spitzmüller, Jürgen (2005): Metasprachdiskurse. Einstellungen zu Anglizismen und ihre wissenschaftliche Rezeption (Zusammenfassung). Online unter: <http://www.spitzmueller.org/docs/zf-diss.pdf>. Letzter Zugriff am 21.10.2017.
- Sprachenblog (2016): Der linguistischen SpraACHENblog. Leuturm statt Elfenbeinturm. Online unter: <https://spraachenblog.wordpress.com/>. Letzter Zugriff am 21.10.2017.
- Stang, Christian (2017): Schluss mit „Ketschup“ und „Majonäse“! Das steckt in den neuen Rechtschreibregeln. Online unter: [http://www.focus.de/wissen/mensch/sprache/ohne-ketschup-und-majonaese-schluss-mit-ketschup-und-majonaese-das-steckt-in-den-neuen-rechtschreibregeln\\_id\\_7190479.html](http://www.focus.de/wissen/mensch/sprache/ohne-ketschup-und-majonaese-schluss-mit-ketschup-und-majonaese-das-steckt-in-den-neuen-rechtschreibregeln_id_7190479.html). Letzter Zugriff am 21.10.2017.
- Stürmer, Georg (2012): Verwunderlich? Online unter: <http://www.spektrum.de/news/wie-die-sprache-das-denken-formt/1145804>. Letzter Zugriff am 24.10.2017.
- Süddeutsche Zeitung (2010): Ein Volk mit vielen Facetten. Online unter: <http://www.sueddeutsche.de/politik/roma-in-europa-ein-volk-mit-vielen-facetten-1.993896>. Letzter Zugriff am 21.10.2017.
- Synonyms.net (2017): Flachpfeife. Online unter: <http://www.synonyms.net/gsynonym/Flachpfeife>. Letzter Zugriff am 21.10.2017.
- Universität Basel (2013): Zu den Auswirkungen der linguistischen Forschung auf die Gesellschaft: Kritische Betrachtungen zum Begriff des „Impacts“. Online unter: <https://franz.unibas.ch/forschung/forschung-sprachwissenschaft/congres/vals-asla-2013/#c33181>. Letzter Zugriff am 21.10.2017.
- Universität Zürich (2015): Offene Universität, Wissenstransfer, Alumni. Online unter: <http://www.uzh.ch/about/basics/strategy/transfer.html>. Letzter Zugriff am 21.10.2017.
- Universität Zürich (2017): Media Relations. Online unter: <http://www.kommunikation.uzh.ch/de/medien.html>. Letzter Zugriff am 21.10.2017.

- Universität Zürich (2017): Universitäre Forschungsschwerpunkte. Online unter: <http://www.uzh.ch/de/research/priorityprograms/university.html>. Letzter Zugriff am 21.10.2017.
- Universität Zürich (2017): Weiterbildung. Abschlüsse und Zulassungsbedingungen. Online unter: <http://www.weiterbildung.uzh.ch/de/wbprogramme/wb/zulassung.html>. Letzter Zugriff am 21.10.2017.
- Universität Zürich (2017): Weiterbildungskurse. Online unter: <http://www.weiterbildung.uzh.ch/de/wbprogramme/abschluss/weiterbildungskurse.html>. Letzter Zugriff am 21.10.2017.
- Universität Zürich (2017): Willkommen bei der Senioren-Universität. Online unter: <http://www.seniorenuni.uzh.ch/de.html>. Letzter Zugriff am 21.10.2017.
- Universität Zürich (2017): Zürcher Kompetenzzentrum Linguistik. Online unter: <http://www.linguistik.uzh.ch/de.html>. Letzter Zugriff am 21.10.2017.
- Weidner, Sven (2009): Sprachkritik als Modeerscheinung. Bachelorarbeit am Germanistischen Institut der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Online unter: <http://arbeitspapiere.sprache-interaktion.de/stud/arbeitspapiere/arbeitspapier1ba.pdf>. Letzter Zugriff am 21.10.2017.
- Werner, David (2012): Strategische Ziele. Die UZH wird jünger und dynamischer. Online unter: <http://www.media.uzh.ch/de/medienmitteilungen/archive/2012/jahresmedienkonferenz-2012.html>. Letzter Zugriff am 21.10.2017.
- Wiedau, Thorsten (2005): Die deutsche Sprache zur Benutzung endlich richtig erklärt! Online unter: <http://www.amazon.de/review/R25NJZRNUPVYTS>. Letzter Zugriff am 21.10.2017.
- Wiktionary (o.J.): Idiot. Online unter: <https://de.wiktionary.org/wiki/Idiot>. Letzter Zugriff am 21.10.2017.
- Wikipedia (2017): Euro-Rettungsschirm. Online unter: <https://de.wikipedia.org/wiki/Euro-Rettungsschirm>. Letzter Zugriff am 24.10.2017.
- Wikipedia (2017): Orthographische Konferenz von 1901. Online unter: [https://de.wikipedia.org/wiki/Orthographische\\_Konferenz\\_von\\_1901](https://de.wikipedia.org/wiki/Orthographische_Konferenz_von_1901). Letzter Zugriff am 21.10.2017.
- Wikipedia (2017): Zwischenstaatliche Kommission für deutsche Rechtschreibung. Online unter: [https://de.wikipedia.org/wiki/Zwischenstaatliche\\_Kommission\\_für\\_deutsche\\_Rechtschreibung](https://de.wikipedia.org/wiki/Zwischenstaatliche_Kommission_für_deutsche_Rechtschreibung). Letzter Zugriff am 21.10.2017.
- Wissenschaftlicher Beirat VDS (2004): Gründungserklärung des Wissenschaftlichen Beirats. Thesen zur Situation der deutschen Sprache. Online unter: <http://vds-ev.de/gruendungserklaerung-des-beirates>. Letzter Zugriff am 21.10.2017.
- Woker, Martin (2013): Roma? Sinti? Zigeuner? Eine Minderheit im Medienfokus. Online unter: <https://www.nzz.ch/feuilleton/medien/roma-sinti-zigeuner-1.18163686>. Letzter Zugriff am 21.10.2017.
- Zürcher Kompetenzzentrum für Linguistik (2017): Geschäftsordnung. Online unter: <http://www.linguistik.uzh.ch/de/about/what.html>. Letzter Zugriff am 21.10.2017.

## TV:

- Tagesgespräch (2011): Sommerserie: 1990 – Frauenstimmrecht auch für Innerrhoderinnen. Schweizer Radio und Fernsehen. Ausgestrahlt am 07.07.2011. Online unter: <https://www.srf.ch/play/radio/tagesgespraech/audio/sommerserie-1990-frauenstimmrecht-auch-fuer-innerrhoderinnen?id=045711d7-11d4-4a89-9d62-7f9122d8d2a9&station=69e8ac16-4327-4af4-b873-fd5cd6e895a7>. Letzter Zugriff am 24.10.2017.

**Diverse Quellen:**

Enders, Peter (o.J.): „Sprache, die für dich dichtet und denkt“. Zum Verhältnis von Wissenschaft, Sprache und Gesellschaft. Vortrag auf der Jahresversammlung der Gesetzlosen Gesellschaft zu Berlin am 02.11.2015.

Kerstin, Güthert (2017): Ihr (sic) Anfrage zur Genese der geltenden Rechtschreibregelung. Persönliche E-Mail. Erhalten an 27.06.2017.